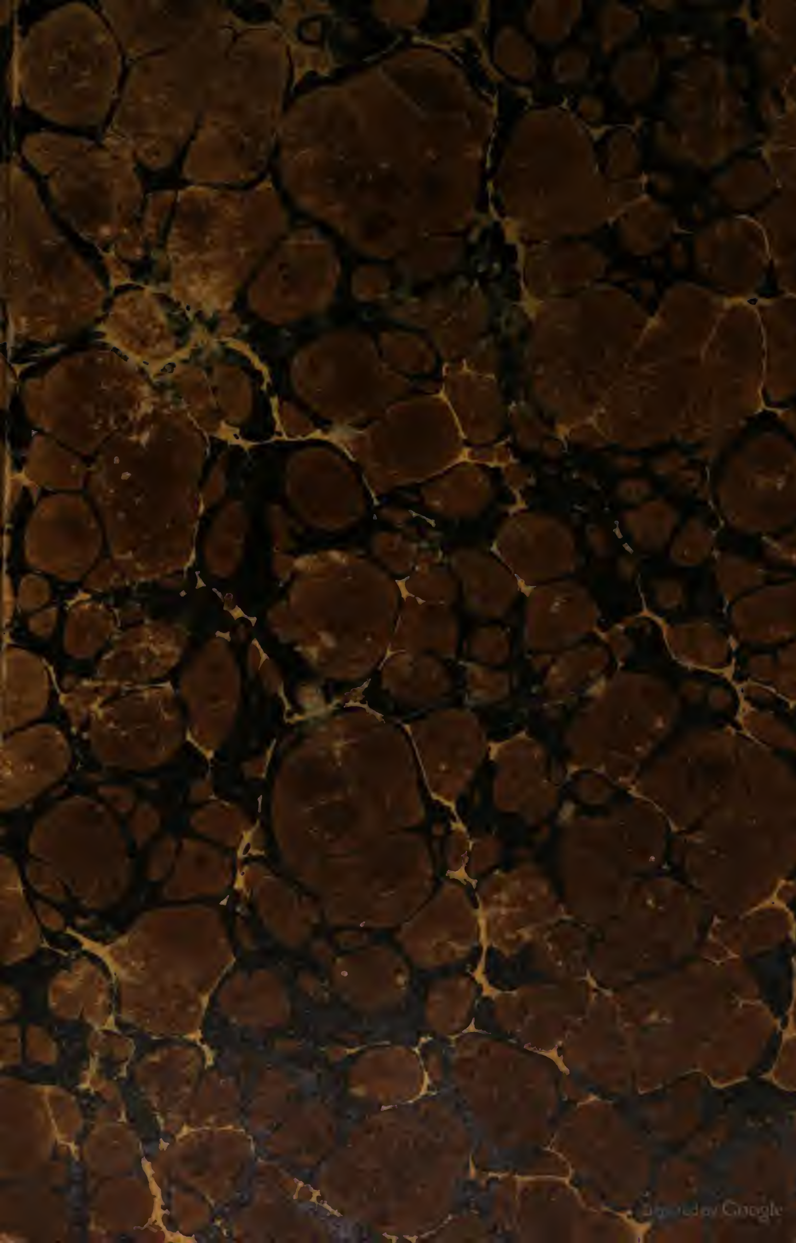


[illegible]



Herchenbach, deutscher Geist.

Eigenthum u. Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Deutscher Geist

und

deutsches Schwert.

Drei Kriegsjahre gegen fremde Unterdrückung.

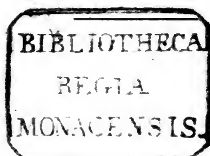
Für das Volk geschrieben

von

W. Herchenbach.

Mit Stahlstich.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1866.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erstes Buch.

Allzulang hat sie gewährt,
Diese Ruhe, die nur lastet,
Allzulang das gute Schwert
In der Scheide schon gerastet.

Carl Müchler.

I.

Deutschlands Schmach und Schande.

Und haltet treu und fest am Glauben,
Es glänzen Sterne nur bei Nacht,
Und wißt, es blühen neu die Lauben,
Und todte Reben bringen Trauben,
Wenn ihren Kreis die Zeit vollbracht.

Schmidt von Lübeck.

Tausend Jahre lang hatte das deutsche Kaiserreich in einer fast unbegrenzten Fülle von Macht die Geschicke der Welt geleitet. Das Schwert Karl's des Großen, dessen Schärfe einst die Völker bezwungen und zu einem großen Weltreiche vereinigt hatte, blieb Jahrhunderte lang gefürchtet in allen benachbarten Ländern; Deutschland war die Schiedsrichterin, die Rathgeberin und die Lenkerin aller europäischen Staaten. Sein Wille war Gesetz, und Niemand wagte sich diesem Gesetze entgegenzustemmen oder die Beobachtung desselben trotzig von der Hand zu weisen.

Aber es kam eine Zeit, wo die Fürsten des Abendlandes die Botmäßigkeit, in welche sie gerathen, unwillig empfanden, wo sie in beständiger Sucht nach Freiheit und Selbstständigkeit, sich dem Einflusse des Kaiserreiches zu entziehen, seine Macht zu schwächen, und ihre Staaten auf seine Kosten zu vergrößern suchten.

Sowohl durch die Gewalt des Schwertes, als auch durch das Wort der Ueberredung und die Schlauheit der Federkundigen ging manche Perle von Deutschland verloren, um die Krone eines fremden Fürsten zu zieren. Da waren seine Tage gezählt, die Zeit seiner Herrlichkeit vorüber. Weil es verlernt hatte, sich furchtbar zu machen, darum mußte es untergehen.

Kurz vor dem Zusammensturze des tausendjährigen Kaiserreiches standen die Völker gegen die Fürsten auf, denn letztere erhielten ihre Unterthanen in einer sclavischen Unterwürfigkeit, und während sie für das eigene Wohl und das ihrer zahllosen Günstlinge ängstlich bedacht waren, thaten sie wenig, um das arbeitsvolle Loos des Bürgers und des Bauern zu erleichtern. Hart war das Joch in allen Ländern, am härtesten drückte es aber in Frankreich; dort kam auch die schwer geladene Wetterwolke zuerst zum Platzen; der verheerende Hagel aber, den sie in ihrem Innern trug, beschränkte seine Verwüstungen nicht auf die Gefilde Frankreichs, sondern überschüttete die Fluren aller Völker ringsumher. Das leicht erregte Volk dieses Landes, welches schon lange in steigendem Mißmuthe die Verschwendung des Hofes mit der eigenen Noth verglichen hatte, verlor endlich die Geduld, kündigte den Gesetzen den Gehorsam und empörte sich gegen die königliche Gewalt.

Der erste Anstoß zur offenen Widersetzlichkeit fand im Jahre 1789 statt; von da ab steigerte sich die Revolution und wuchs zu einem Sturme an, dem nichts zu widerstehen vermochte. Wie die Lawine, welche als unbedeutende Schneemasse vom Berge niederfährt, im

Stürzen anschwillt und mit stets wachsender Schnelligkeit thalwärts braust, bis sie Alles umher zerschmettert hat und in sich selbst zusammenbricht, — so auch nahm die wilde Wuth des Volkes zu. Wie ein mit Feuer und Eisen gezähmter Löwe seine Peiniger zerreißt, wenn er sich noch einmal seiner Kraft bewußt wird, so that es auch das französische Volk. Aus der Knechtschaft sich aufraffend, stiegen seine Forderungen Tag um Tag, bald nahmen sie bis dahin nicht gekannte Ausdehnungen an; alles Heilige und Erhabene mit Füßen tretend, stürzte es die bestehenden Verhältnisse um und tauchte seine Hände tief in das Blut seiner Mitmenschen. Die Wuth kannte keine Schranken mehr, das Blut verlor seinen Werth. Die Großen und Mächtigen, welche am meisten gegen Recht und Billigkeit gesündigt hatten, wurden rücksichtslos auf das Blutgerüst geschleppt; und selbst der König Ludwig XVI., der bei Weitem nicht der schlimmste seiner Bedränger war, mußte sein Haupt unter das Messer des Henkers legen. Das war eine Zeit des Schreckens, die nie vorher und nie nachher ihres Gleichen hatte, wo die Menschen zu gefühllosen Hyänen wurden, welche das schöne gesegnete Frankreich in eine von Blut und Moder rauchende Wüste verwandelten. Auch die benachbarten Länder, auch Deutschland sollte das Wehen des schrecklichen Sturmes empfinden; die Wellen der Revolution schlugen über ihre Ufer, die französischen Republikaner trugen die Schrecken selbst bis zu den friedlichen Wassern des Rheines.

Da erstand unter ihnen ein Mann, welcher an

klug berechnender Kriegskunst, an Muth und Unerschrockenheit alle Feldherrn seiner Zeit so weit übertraf, daß man ihn mit Niemanden als mit Cäsar und Alexander vergleichen konnte. Napoleon Bonaparte war es, der Sohn eines Advokaten von der Insel Corsica. Schon als Kind hatte er einen hohen aber auch starren Sinn gezeigt, der stets nach dem Höchsten strebte, und kein Mittel scheute, sein Ziel zu erreichen. Von dem glühenden Wunsche beseelt, dereinst zu Macht und Ansehen zu gelangen, war er allen seinen Mitschülern zuvor und galt als ein Muster der Militärschule zu Brienne.

Seine ersten kriegerischen Versuche fielen in jene von allen Leidenschaften heftig aufgeregte Zeit, von der wir oben gesprochen; sie erregten die Bewunderung Aller, welche Zeugen seiner Thaten waren.

Von Sieg zu Sieg schreitend erfüllte er mit seinem Ruhme bereits die Welt, als er noch ein Jüngling war; bewundernd staunte ihn das französische Volk an und hob ihn von Stufe zu Stufe, bis er als Consul die höchste erstiegen, welche die Republik zu vergeben hatte.

Von dieser schwindelnden Höhe herab überschaute er Land und Volk. Mit scharfem Auge seine Schwächen und seine Vorzüge erkennend, benützte er beide, um Frankreich über alle Länder, sich selbst aber höher als alle Fürsten der Erde zu heben.

Er wurde Kaiser von Frankreich und Lenker der Geschicke Europa's. Wohl traten die Könige gegen ihn in Waffen und schickten ihm ihre Söldnerheere entgegen; aber mit dem frischen Hauche der Freiheit, welche die Herzen seiner Franzosen durchwehte, mit einer neuen

und bessern Art der Kriegsführung, und einem beispiellosen Muthe, warf er die Heere nieder, welche nur blindlings zu gehorchen, aber nicht zu denken verstanden, welche sich von den alten schwerfälligen Regeln der Kriegskunst nicht losmachen konnten.

Wie ein Gott, dem nichts zu widerstehen vermag, eroberte er den größten Theil Europa's, setzte Könige ab und ein, spielte mit Fürstenkronen, hing sich vor den Augen des trunkenen Volkes den Kaisermantel um, und that in stolzer Verblendung, als ob Erde und Himmel als Diener einer unbegrenzten und ewigen Macht an seinen Siegeswagen gekettet seien.

Das ganze linke Rheinufer mit seinen herrlichen Domen, seinen Festungen und Kaisergräbern, war bereits seinem Scepter unterthan, Frankreichs Macht und Ausdehnung befanden sich auf einer Höhe, wie nie zuvor; aber weit entfernt, sich an diesen Siegen und Vortheilen genügen zu lassen, streckte er die ländergierigen Hände noch immer nach neuen Reichen aus und wurde dadurch zur Geißel und zum Fluche, wo er doch zum Segen hätte werden können.

Das große herrliche deutsche Reich, seit einem Jahrtausend das Herz der Welt, dessen Pulsschlag die Staaten bewegte, verlor seine Macht und Bedeutung. Könige und Fürsten, die bis dahin unter seiner Botmäßigkeit gestanden, rissen sich los und begaben sich, aller deutschen Ehre vergessend, unter den Schutz der mächtigen Franken. Der Bund, den sie unter seinem Protectorate bildeten, erhielt den Namen Rheinbund. Sie glaubten die Fesseln des deutschen Kaiserthums

lange genug getragen zu haben, und indem sie dem fremden und strengen Herrn ein Recht über sich einräumten, kündigten sie dem milderen, von dem sie selbst ein Theil waren, den Gehorsam. Kaiser Franz II. von Oesterreich, der letzte Erbe Karl's des Großen, legte die deutsche Kaiserkrone nieder. Es hatte keinen Sinn mehr, sie noch länger zu tragen, da das Reich thatsächlich nicht mehr bestand.

Woher, mag man billig fragen, woher kam es, daß das große, gewaltige und widerstandsfähige Reich sich gleichsam mit einem einzigen Schwertstreiche unterjochen ließ? War die alte Kraft von dem Volke gewichen?

O, nein, das Volk war gut, tapfer, edel und opfermüthig, aber die Fürsten waren es nicht. Selbst der geringste unter ihnen war zu stolz und zu eigensüchtig, um sich dem natürlichen Haupte, dem deutschen Kaiser zu beugen; als aber Napoleon's leuchtender Stern aufging, der die Fürstenkronen mit vollen Händen aussäete, da konnten sie sich bücken und klein machen, um durch Hülfe des Gewaltigen einen höhern Titel, einen schöner verzierten Fürstenhut zu erlangen. Sie liefen wie thörichte Kinder dem Spielzeuge nach und sagten sich vom deutschen Reiche los. Was lag ihnen an der weggeworfenen Ehre, was an der Zukunft ihres Vaterlandes?

Napoleon nahm sie alle in seine Arme, aber er benützte diese Menschen nur, seine Macht zu vergrößern; mit diesen Fürsten, welche er heimlich von Grund des Herzens verachtete und verachten mußte, weil sie Vaterlandsverräther waren, stiftete er den Rheinbund, d. h. einen

Bund, dessen Haupt Napoleon war, dessen einzelne Glieder sich aber zu gegenseitigem Schutz und Trutz verbanden. Sie merkten es kaum, daß sie dem deutschen Kaiser entlaufen waren, um in dem französischen einen tausendmal schlimmern Herrn zu erhalten. Lächelnd ließen sie sich die Freiheit, welche sie bis dahin genossen hatten, mit Füßen treten und spannten sich wie keuchende Lastthiere an den Siegeswagen ihres neuen Gebieters, unbekümmert die Räder desselben über die blutenden und verstümmelten Leichen ihrer Unterthanen lenkend.

Schande über sie! Ihr Andenken allein schon befleckt die Geschichte. Unsere Kinder und Enkel, denen es vorbehalten ist, dereinst den frischen Hauch der Freiheit zu genießen, dessen Kommen wir nur erst ahnen, werden ihnen fluchen und sie mit dem Male der Verachtung brandmarken.

Preußen und Oesterreich waren die einzigen der deutschen Fürsten, welche sich nicht beugten, welche dem Rheinbunde nicht beitraten. Dafür hatten sie den Zorn des Gewalthabers auszustehen; Preußen wurde in den Jahren 1806 und 1807 so vollständig niedergeschmettert, daß es nur noch ein Schatten von dem war, was es früher gewesen — und zu dieser Demüthigung hatten deutsche Fürsten mit ihren Truppen beigetragen. Wehe der Schmach!

Nachdem Napoleon die Macht und Bedeutung Deutschland's gebrochen, und sich zum Haupte desselben erhoben, nachdem er es bis auf den Namen vertilgt hatte, riß er die bis dahin bestandene Ordnung auseinander, schnitt die Länder nach Gutdünken in Riemen

und verschenkte sie an seine Günstlinge, Fremde und Einheimische.

Wenn die Fürsten schlecht handelten und ihr Vaterland um eines Vortheiles wegen verschacherten, wird der Leser denken, warum erhob sich das Volk nicht gegen den fremden Bedrücker?

Die Frage bedürfte einer längern Erörterung, als sie für den Zweck dieses Buches nöthig und nützlich ist; um aber wenigstens nicht ganz darüber hinweg zu gehen, so antworten wir: das Volk war so lange seiner Freiheit beraubt, war so lange niedergedrückt, und geknechtet gewesen, daß die Liebe zum Vaterlande in seinem Herzen, wenn auch nicht erstickt, so doch in einem hohen Grade gedämpft war. Bei einem Tyrannenwechsel konnte es in der That nicht viel verlieren; ob es von Napoleon oder von seinen eigenen Fürsten gedrückt wurde, das konnte ihm im Grunde gleichgültig sein.

Der Patriotismus war ihm eben wegen des erlittenen Druckes ein ziemlich unbekanntes Gefühl geworden.

Uebrigens kam es kaum zur Erkenntniß seiner Lage; es war verschachert und verkauft, ehe es zum Bewußtsein des abgeschlossenen Handels kam.

Als ihm die Erkenntniß aufging, lag es aber so fest in Fesseln, daß es sich nicht rühren konnte, denn die Freiheit, welche die große Nation zu bringen sich rühmte, bestand eben nur in Beilen und Ketten. Diese fränkischen Volksbeglücker waren um kein Haar besser, als die römischen Imperatoren, deren Lictoren mit Beil und Ruthen durch die deutschen Wälder zogen, um mit fremden Spruche heimische Sitte und Herkommen über den Haufen zu werfen.

II.

Preußen niedergeworfen. Der König will sein Volk erheben. Stein und Hardenberg verbessern die Gesetze, Scharnhorst die Armee.

Das Zerbrechliche wird untergeh'n,
Schöneres wird aus dem Schutt ersteh'n.
Triumphirt, die das Verdienst bekränzt.

Eine weise Nachwelt wird Euch danken;
Ihr erschüttertet; sie stürzt die Schranken.
Nacht vergeht, und ew'ge Wahrheit glänzt.

Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, befand sich in der Blüthe seiner Macht und sein Königreich hatte damals eine größere Ausdehnung, als in unsern Tagen. Ihm, dem Erben des großen Friedrich, zitterte das Herz vor Scham und Unwillen, wenn er der Schmach des Vaterlandes gedachte, und er faßte den heldenmüthigen Entschluß, für dessen Befreiung das Schwert zu ziehen. Das Jahr 1806 fand ihn auf dem Kampfplatze gegen den rücksichtslosen Eroberer; aber jetzt zeigte es sich, daß die Könige ohnmächtig sind, wenn sie nicht von der Begeisterung und Liebe der Völker getragen werden. Mancherlei andere Uebelstände traten hinzu, welche die Lage noch ungünstiger gestalteten. Die Führer des Heeres waren alt und ermangelten außer der Frische des Geistes und des Körpers auch noch der Erfahrung in der neuen Art der Kriegsführung, welche Napoleon in Europa eingebürgert hatte. Das war schon schlimm genug, aber es war doch noch nicht das schlimmste. Diejenige Parthei, welche den wohlmeinenden Herrscher mit ihren Rathschlägen umlagerte, welche sich allein für fähig

hielt, in den großen Fragen, welche die Welt bewegten, ein Wort mitzusprechen, sah stolz auf das Volk herab, ihm erkannte sie nur den unbedingten, niemals fragenden Gehorsam zu; es war nur da, um Steuern zu zahlen und Lasten zu tragen. Diese Parthei glaubte in ihrem Dünkel, mit dem Sieger so vieler Schlachten allein fertig werden zu können; als aber einmal das Schwert aus der Scheide war, als sie mit ihren veralteten Vorurtheilen vor dem Feinde standen, der von einem neuen Geiste gehoben wurde, da kehrte sich der prahlende Muth in zitternde Kleinmüthigkeit um; ja Treulosigkeit und Verrath am eigenen Vaterlande mußten erlebt werden. In einem einzigen Jahre war das stolze Heer besiegt, welches mit so kühnen Hoffnungen hinausgezogen war, den großen Cäsar zu schlagen und zu vernichten. Die Festungen befanden sich in Feindeshand, das preußische Königreich bestand nur noch aus einem geringen Theile seiner früheren Besitzungen mit nur 4½ Millionen Einwohner, dazu mußte es unerschwingliche Summen an Kriegssteuern bezahlen und eine französische Armee in dem ausgesogenen Lande ernähren.

Da verarmten Bauer und Bürger und selbst die Großen, welche früher mit einer solchen Geringschätzung auf das Volk herabgesehen hatten, mußten es lernen, Noth und Entbehrung zu tragen.

Bis dahin hatte der Adel das Land regiert und für sein eigenes Wohl gesorgt; jetzt, wo man erkannte, welch' eine schwache Stütze er dem Throne gewesen, kam man zu der richtigen Erkenntniß, daß wahre Kraft nur da zu finden, wo das gesammte Volk sich in hingebender

Liebe um den Herrscher schaart. Der König, welcher mit seiner herrlichen Gattin in stiller Zurückgezogenheit in Memel lebte, fühlte den lebhaftesten Wunsch, eine andere Gestaltung der Dinge herbeizuführen, indem er dem Volke Freiheiten gäbe, die es erhöben, stärkten und opferfähig machten. Während er ärmlicher als ein Bürger lebte und sich allen Prunkes entledigte, beschäftigte ihn unablässig dieser Plan.

Er bedurfte dazu eines Mannes, dessen Herz von Vaterlandsliebe glühte, welcher, frei von den Vorurtheilen des Adels, das Alte ohne Bedauern untergehen sah, und Geist genug besaß, an die Stelle des Gefallenen Neues und Heilbringendes zu setzen.

Diesen Mann mit dem hellen Kopfe, mit dem scharfen Feuerblicke, dem warmen Herzen und der praktischen That, fand er in dem Freiherrn Heinrich Friedrich Carl vom und zum Stein. Er war kein Preuße von Geburt, sondern stammte aus einer uralten, reichsfreiherrlichen nassauischen Familie. Der gewaltige Geist des thatendurstigen Mannes fand sein Vaterland zu klein für die hohen Pläne, welche seinen Geist erfüllten. Deßhalb verließ er dasselbe und trat im Jahre 1787 in preußische Staatsdienste. 1803 war er Mitglied des Ministeriums Haugwitz und vertrat in demselben die freie Richtung, der er sein ganzes Leben lang huldigte. Gerade diese Richtung war Schuld daran, daß er in Ungnade fiel; als aber der Staat am Rande des Verderbens stand, mußte man ihn wieder zurückrufen, und wahrlich, man konnte keinen geeigneteren Mann finden, denselben wieder aufzurichten und ihm neues Leben einzuhauchen.

Am 5. October 1807 übernahm er zu Memel aus der Hand des Königs die Ausführung eines Gesetzes, welches den Staat auf einer neuen Grundlage aufbauen sollte. Der Hauch der Freiheit, welcher dasselbe durchwehte, mußte die schlummernden Kräfte des Landes, die Vaterlandsliebe wecken, die Thatkraft stärken, das Volk zum Volke machen.

Stein griff sein neues Werk mit einem wahren Feuereifer an; mit kräftiger Hand warf er die alten verrotteten Zustände über Bord und bahnte in allen Schichten der Gesellschaft ein neues Leben an; die Ketten und Fesseln fielen, der Unterthan wurde sich bewußt, daß er auf einer höhern selbstständigen Stufe stand, daß er ein Theil des Ganzen war.

Da flogen dem Könige die Herzen zu, die Gleichgültigkeit gegen die Fremdherrschaft hörte auf, die Scham über die Erniedrigung des Vaterlandes stieg den erleichterten Preußen wieder in die Wangen und Jedermann sah einer bessern Zukunft entgegen.

Da arbeitete die Parthei derjenigen, die das Volk um jeden Preis niederhalten wollten, an Stein's Sturze, und da sie denselben nicht beim Könige durchsetzen konnten, so verriethen sie ihn dem Kaiser von Frankreich als einen Mann, welcher sich mit der Abschüttelung des französischen Joches trage. Napoleon sprach nun sein Machtwort gegen ihn aus, und nachdem er ein Jahr lang das Füllhorn des Segens über Preußen ausgestreut hatte, mußte er als ein Geächteter und seiner Güter Beraubter den preußischen Staatsdienst verlassen; aber der Same, welchen er ausgestreut hatte, ging nicht verloren.

Wie es eines Neubildners in Gesetz und Verwaltung bedurft hatte, um frisches Leben in die stockende Staatsmaschine zu gießen, so that auch ein Mann noth, welcher die Armee gänzlich umgestaltete. Der kleine Rest, welcher von dem geschlagenen Heere geblieben war, hatte den Muth und auch das Vertrauen verloren; die Armee mußte aus dem alten Schlendrian herausgerissen, eine neue Fechtart eingeübt, ein neuer Geist geschaffen werden.

Der König, welcher von dem glühenden Wunsche beseelt war, seinem Volke eine bessere Zukunft zu bereiten, sein Heer stark und schlagfertig zu machen, betraute mit dieser Aufgabe Gebhard David Scharnhorst. Er war ganz der Mann darnach, dieselbe zu erfüllen. Obschon der Kaiser Napoleon dem Könige von Preußen beim Zusammenbruch des Staates nur eine Armee von 42,000 Mann zugestanden hatte, eine Macht, mit der er gegen den gewaltigen Imperator niemals etwas Ernstliches unternehmen konnte, so brachte es Scharnhorst durch rasche Ausbildung und schnellen Wechsel der Truppen doch dahin, daß der König beim spätern Ausbruche des Krieges über die dreifache Anzahl gebieten konnte.

Scharnhorst aber erkannte mit richtigem Blicke, daß es nicht genug sei, die Zahl der Streiter zu vermehren; der Soldat mußte auch für die Sache des Landes und des Königs Herz und Kopf mitbringen; denn ein Arm, welcher von Begeisterung und Nachdenken gehoben wird, schlägt schärfer, als der Arm des Sclaven, der unlustig nur dem Commando folgt. Es sollte und mußte anders werden — und Scharnhorst

machte es in der That anders. Das Veraltete, Grausame und Knechtische in der Armee fiel und damit kehrte ein neuer Geist in dem Heere ein.

An Stein hatte der König viel verloren, denn mit der Verbesserung im Heere mußte die Verbesserung der Gesetzgebung Hand in Hand gehen, wenn das Ganze nicht stocken sollte. Da Napoleon ihn aber in Preußens Verwaltung nicht litt, so mußte ein anderer gefunden werden, der die angefangene Arbeit in seinem Geiste fortsetzte. Der König rief deßhalb den Freiherrn Carl August von Hardenberg an die Spitze der Geschäfte. Dieser Mann schritt rüstig auf Stein's Bahn weiter. Es erschienen eine Anzahl von Gesetzen, welche darauf berechnet waren, alle Kräfte der Nation von lastendem Zwange zu befreien, dem Bürger und dem Bauern die Früchte seiner Arbeit zu sichern. Das Volk nahm diese wohlthätigen Aenderungen mit Dank entgegen. Freilich mußte es zu den alten Bürden noch neue auf sich laden, denn der Feind hielt noch das Land besetzt und forderte ungeheure Summen, bevor er abzöge. Das Volk zahlte die Kriegssteuer mit Freuden, um des Unterdrückers desto eher los zu werden, nur der bis dahin so sehr bevorzugte Ritterstand sträubte sich, die Lasten mit auf seine Schultern zu nehmen. Statt dankbar zu erkennen, daß er lange im Vortheil gewesen war, strebte er dahin, diesen Vortheil zu verewigen.

Wie das Volk ein solch unritterliches Gebahren beurtheilte, brauche ich wohl nicht lange auseinanderzusetzen. Der Adel betrug sich wie ein Kind, dem man

in der Krankheit lange den Willen gelassen, und welches nach der Genesung noch immer wie ein Kranker behandelt sein will.

Während der König und seine Minister alles Mögliche thaten, um den Geist der Nation zu wecken und das Volk um den Thron zu schaaren, vermehrten sich die Plackereien der Franzosen in schreckenerregendem Grade, und man sah den Untergang des Reiches voraus, wenn die französische Wirthschaft noch lange fortdauerte. Dieses hatte aber wenigstens das Gute, daß sich jedes Herz nach und nach mit Haß gegen die Fremdlinge erfüllte, daß in gleichem Maaße die Liebe zum Könige wuchs. Noch hatte man nicht den Muth, diese Gefühle offen auszusprechen, aber hin und wieder thaten sich doch schon Zeichen kund, welche einen Umschwung der Gemüther deutlich verriethen.

Borussia! in diesem Augenblicke
Ist Deutschlands ganzes Aug' auf dich gerichtet;
Denn nicht ist zwischen ihm und dir vernichtet
Das alte Blutband, dein's ist sein Geschicke.

Fr. Rückert.

III.

Die Niederlage des Kaisers in Rußland. York's kühne That. Die Einberufung der Stände in Königsberg. Die Errichtung der Landwehr beschlossen. Des Königs Genehmigung.

Der Deutsche will nicht mit dem Franzmann zechen,
Wär's auch Champagnerwein.
Nicht biegen wollte York, er wollte brechen,
Da mußt' geschieden sein.

Und wenn wir's auch nicht wollen eingestehen,
Und halten zögernd an,
Unwiderruflich ist der Schritt geschehen,
Und York hat ihn gethan!

F. Förster.

Fast ganz Europa lag zu Napoleons Füßen, und trug mit Zähneknirschen die Ketten, die es küssen mußte; nur noch zwei Staaten gab es zu besiegen: England und Rußland. Flatterte der französische Adler auch über diesen Reichen, dann setzten nur die Meere ihm noch Grenzen, und er konnte sich mit größerer Wahrheit als irgend einer vor ihm den Beherrscher der Welt nennen. England, der erstere, war rings vom Meere eingeschlossen und wegen seiner überlegenen Flotte nicht wohl anzugreifen. Rußland hatte eine so ungeheure Ausdehnung und eine so furchtbare Armee, daß man selbst dem großen Kriegsaar von Corsica den tollkühnen Plan nicht zutraute, dieses, in zwei Erdtheilen ausgebreitete Reich, angreifen zu wollen. Und doch — Napoleon war vom Schlachtenglück so verwöhnt, er hatte sich in dem übersprudelnden Becher des Sieges so berauscht, daß er auch vor dem Ungeheuersten nicht zurückschreckte.

Während der Komet des Jahres 1811 seine feurige Ruthe am Himmel ausstreckte und die ängstlichen Gemüther des Volkes in Schrecken setzte, begann der Kaiser seine Vorbereitungen zu dem furchtbaren nordischen Kriege. In allen seinen Landen wurden Rekruten ausgehoben und einexerzirt. Städte und Dörfer hatten ihr friedliches Ansehen verloren, überall herrschte der Lärm der Waffen. Die jungen Männer seiner Reiche, welche bisher in Frieden am häuslichen Herde gewirkt, den Pflug geführt, den Meißel und den Hammer geschwungen hatten, um durch nützliche Arbeit Brod und Obdach zu gewinnen, wurden durch den Willen des Kaisers aus ihren Beschäftigungen, aus den Armen der bekümmerten Eltern und der weinenden Geschwister gerissen. Fort mußten sie von Haus und Hof, für den Imperator zu kämpfen.

Auf allen Wegen hallte der tactmäßige Schritt der Rekruten, leuchteten im Sonnenglanze Säbel und Gewehrläufe; auf allen Straßen erklangen die Hufe der wegziehenden Pferde, ertönte das Knarren der Kanonen, der Munitions- und Pulverwagen. Unzählbar waren die Soldaten, unabsehbar die Reihen der dahinstürmenden Gäule. Es war nicht anders, als ob noch einmal Xerxes mit seinen Persern Europa überfluthen wollte.

Mit einer halben Million Streiter, zu denen auch die mit Napoleon verbündeten Rheinbundesstaaten ihren Antheil zu stellen hatten, zog er nach Rußland. Selbst Preußen, obschon es sich niemals dazu verstanden hatte, in den Rheinbund einzutreten, mußte sich mit der Hälfte seiner Armee dem französischen Heere anschließen und

sich an einem Feldzuge betheiligen, den es von Herzen verabscheute.

Da zogen sie hin, die Söhne Preußens, sie folgten, weil es für jetzt noch kein Mittel gab, sich dem Zwange zu entziehen, aber keiner war darunter, welcher nicht im Herzen dem großen Tyrannen fluchte, der nicht mit Freuden den Flintenlauf gegen seinen Dränger umgekehrt hätte.

Mit Stolz und Pomp flogen die französischen Adler nach Norden, die Erde erdröhnte von den Hufen der Rosse, das Rasseln des Schwertes erfüllte die Lüfte. Unaufhaltsam flatterten die Fähnlein herüber, endlos reihte sich Regiment an Regiment. Aber wie der gewaltige Xerxes einst an der Tapferkeit einer Handvoll Griechen scheiterte, so sollte hier der Herrscher der Erde von der Wucht der Elemente besiegt werden.

Zwar kamen sehr bald glänzende Siegesberichte nach Deutschland und Frankreich, wie denn das ruhmredige Wesen von jeher im Charakter der Franzosen gelegen hat. Aber wenn der Kaiser auch Anfangs einige Erfolge erreicht hatte, so wendete sich doch bald das Kriegsglück gegen ihn; der allmächtige Kaiser sollte bald erfahren, was es heißt, besiegt und zertreten zu werden. Der verachtete Feind wurde ein furchtbarer Gegner. Was das Schwert der Russen nicht fraß, das mordete das Klima. In dem russischen Schnee und Eis wurden die Tausende und aber Tausende begraben, welche mit so stolzen Siegeshoffnungen hinausgezogen waren.

Lange hatte man diese Wendung der Dinge der

erwartungsvoll harrenden Welt verborgen gehalten, aber das Geheimniß konnte nicht ewig dauern; plötzlich brach die Nachricht herein, die furchtbare Armee des Kaisers sei geschlagen.

So groß aber war die Ueberzeugung von der unverletzbaren Macht des Unbesiegten, daß Anfangs Niemand an seine Niederlage glauben wollte; aber die Trümmer des Heeres, welche in einem jämmerlichen, abgerissenen, halb verhungerten Zustande auf ihrer Flucht in Deutschland ankamen, sprachen zu deutlich; da war kein Zweifel mehr möglich, — der Herr der Schlachten hatte seinen Meister gefunden.

Die erschöpften Ueberbleibsel der Armee, die so zahlreich hinausgezogen war, wie die Sterne am übersäeten Himmel erscheinen, starben auf deutschem Boden noch massenweise hin und steckten im Tode die weiten Lande mit verheerenden Krankheiten an. Von einem seltenen Glücke konnten diejenigen sagen, welche sich mit erfrorenen Gliedmassen bettelnd von Thür zu Thür weiter schleppten, bis sie die ferne Heimath erreichten.

Der Imperator selbst war seinem flüchtigen Heere vorausgeeilt; er konnte den Verwesungsgeruch der Leichen nicht länger ertragen. Auf schneller, schmählicher Flucht erreichte er seine Hauptstadt Paris, aber er war noch nicht gedemüthigt, vielmehr schlug ob der erlittenen Schmach der helle Zorn in seinem Herzen auf und schon sann er auf Mittel, die Niederlage schrecklich zu rächen.

Wie Jupiter seine Blitze vom Olymp herabschleuderte, so flogen seine Befehle in alle Provinzen des

weiten Reiches und der verbündeten Lande. Ehe noch die rastlos fliehende Armee zum Stillstehen kam, wurden überall neue Aushebungen vorgenommen; man schleppte die Jugend von Europa massenweise herbei, damit sie von Kugeln durchbohrt, von Kartätschen zerrissen würden.

Und als seine Niederlage Allen offenbar wurde, wie viele waren es da wohl, welche Napoleon bemitleideten? Außer denen, die er groß und reich gemacht hatte, nicht viele. Das ganze deutsche Volk jubelte auf; der lang unterdrückte Haß gegen die Franzosen, der nicht laut hatte werden dürfen, stand auf jedem Gesichte zu lesen. Aber die Stämme der deutschen Gauen mußten ihren Gefühlen auch jetzt noch einen Zaum anlegen, denn es standen nicht allein noch die Franzosen im Lande, sondern die Hülfsmittel des Kaisers waren auch so groß, daß er in Bälde wieder eine neue Armee auf den Beinen haben und sie züchtigen konnte. Da that ein Mann eine große That, die ewig mit eisernem Griffel in den Büchern der Weltgeschichte eingegraben bleiben wird. General York, welcher die gezwungener Weise gegen Rußland kämpfenden preußischen Truppen befehligte, hielt den Augenblick für günstig, seinen König und sein Vaterland von dem Joche des Verhaßten frei zu machen.

Auf eigene Verantwortung und mit Gefahr seines Kopfes verließ er mit seinen 20,000 Preußen die Franzosen, und schloß mit den Russen ein Bündniß, wodurch es diesen erleichtert wurde, die Franzosen auf preußischem Gebiete zu verfolgen.

Das war ein gewagtes Spiel, denn wenn Napoleon wieder zur Macht gelangte, so war es sicher, daß Preußen von der Karte von Europa ausgestrichen wurde. York erkannte das sehr wohl; aber er wußte auch, daß die Gelegenheit, das harte Joch abzuschütteln, niemals wiederkehren würde, wenn man sie jetzt unbenützt vorüber gehen ließ. Dazu kam noch, daß der ehemalige Minister Stein, welcher nach seiner Verbannung aus Preußen sich beim russischen Kaiser befand, sowohl die Russen als die Preußen mit dem ganzen Feuereifer seiner von Vaterlandsliebe glühenden Seele zu einem Bündniß anspornte und zur gemeinsamen Bekriegung Napoleons anstachelte. In Preußen konnte er nicht mehr wirken, aber wenn er das Bündniß zu Stande brachte, so konnte für Deutschland alles das noch erreicht werden, was er so sehnlichst anstrebte. So kam die Convention von Tauroggen zu Stande.

Ohne diese kühne That York's hätten sich die Dinge aller Wahrscheinlichkeit noch einmal zu Gunsten Frankreichs gestaltet, denn Preußen und das übrige Deutschland waren noch voll von französischen Besatzungen, und der Kaiser von Rußland hätte deßhalb kein weiteres Vordringen wagen dürfen.

Freilich griff York noch nicht thätig in den Krieg ein, er hielt sich noch neutral, aber dieses schon war für Rußland von einem unberechenbaren Vortheile; abgesehen von dem Umstande, daß sich die Zahl seiner Feinde um 20,000 verminderte, konnte auch das einmal gegebene Beispiel nicht verloren gehen. Es war wahrscheinlich, daß das preußische Volk diesem Schritte

zujubeln, und es lag die Hoffnung nahe, daß durch diesen Anfang Preußens König sich ermuntert fühlen würde, ein vollständiges Bündniß mit Rußland abzuschließen.

Indessen blieb York's Vorgehen immer ein äußerst gewagtes, denn er hatte auf eigene Faust und ohne Anweisung von seinem Monarchen gehandelt. Er erkannte das, aber er war auch fest entschlossen, die ganze Verantwortlichkeit zu tragen, sollte es ihm auch selbst den Kopf kosten. Treu und offen berichtete er seinem Könige, was vorgefallen, und bat zugleich, dieser möge sich von Napoleon vollständig ab- und den Russen zuwenden, um den Feind im gemeinsamen Kampfe zu vernichten.

Wie kühn diese Bitte auch war, so hatte sie doch ihre volle Berechtigung, denn noch hatte der Kaiser nicht Zeit gehabt, ein neues Heer zu bilden; ein rascher entschlossener Angriff hätte manche blutige Schlacht unnöthig gemacht. Das Volk richtete bereits aller Orten die Augen auf die Fürsten, ob sie noch nicht anfingen, die Säbel zu schleifen; es wartete nur des Rufes, um zu Hülfe zu eilen.

Gerade in den neuen Aushebungen des Kaisers lag ein Zündstoff, den die Fürsten zu ihrem Vortheile benützen konnten. In den bergischen Landen kam es bereits zum Aufruhr; die jungen Leute thaten sich in Banden zusammen, widersetzten sich keck der Conscription und traten den Franzosen überall muthvoll entgegen. Diese muthigen Jünglinge, welche man die Knüppelrussen nannte, waren zu Allem entschlossen, man hätte

ihnen die Hand reichen sollen, aber der König war unschlüssig; er schwankte hin und her und wußte nicht, welche Parthei er ergreifen sollte. Noch war er zu sehr von den Franzosen umstrickt; er mußte im Falle des Fehlschlagens ihre Rache fürchten. Auch gab es eine Parthei am Hofe, die unablässig abrieth, weil sie das erwachende Volk noch mehr fürchtete, als den verhaßten Franzosenkaiser.

Das Zögern war ein doppelter Nachtheil, denn erstens fand Napoleon Zeit, sich wieder zu stärken, und zweitens konnte die Volksbewegung, die sich lawinenartig über ganz Deutschland verbreitet haben würde, nicht zum Ausbruche kommen. Die Wenigen, welche es wagten, frühzeitig loszuschlagen, wurden von den Franzosen mit leichter Mühe erdrückt.

York's Heer hatte den linken Flügel der französischen Armee gebildet und unter dem Oberbefehle Macdonald's gestanden; die Russen konnten durch York's Lostrennung ungehindert über die preußische Grenze dringen und die Franzosen über die Weichsel zurücktreiben. Sie führten das auch sogleich aus und waren somit Herren der ganzen Provinz Preußen. Als sie mit Schmerzen inne wurden, daß der König von Preußen keine Anstalten machte, dem Beispiele des Generals York zu folgen und zur Bekämpfung Frankreichs ein Bündniß mit ihnen abzuschließen, da machten sie sich mit dem Gedanken vertraut, denjenigen Theil Preußens, den sie bereits besetzt hielten, als ein erobertes Land zu betrachten.

In dieser Ungewißheit, in welcher York nicht einmal

wußte, ob wegen seiner That sein Kopf noch fest auf den Schultern stand, war alles fernere Handeln gelähmt. Alle Patrioten beklagten es mit blutigen Thränen, daß der König nicht sofort das Zeichen zum Aufstande gab, und den Krieg gegen Napoleon erklärte. Aber der Monarch, welcher jetzt wieder in Berlin wohnte, war nicht im Stande, seine freie Willensmeinung zu äußern, da er überall von Franzosen umgeben war. Auch sorgten die Hofjunker redlich dafür, daß jede freie Bewegung niedergehalten wurde.

Stein befand sich im russischen Heere, ihm, dem glühenden Patrioten, lag das Heil des Vaterlandes wie fast keinem Andern am Herzen; mit Feuereifer bearbeitete er, da von oben kein Lebenszeichen gegeben wurde, York und andere einflußreiche Männer zur Berufung der Stände der Provinz Preußen. Diesen wollte er einen im Jahre 1808 von Scharnhorst ausgearbeiteten Entwurf vorlegen, nach welchem die gesammte Wehrkraft des Volkes in einer zu errichtenden Landwehr und dem Landsturme zur Bekämpfung der Franzosen aufgeboten wurde. Freidenkende Männer wie der Graf Alexander von Dohna-Schlobitten, Ernst Moritz Arndt, der Sänger der Freiheit, der Oberstlieutenant Carl von Clausewitz und der Regierungsrath von Schön wirkten ebenfalls für die Einberufung des Landtages. Obschon das Land von dem Könige keine Vollmacht dazu hatte, so fanden sich doch die Stände der Provinzen Ostpreußen und Lithauen, so wie die von Westpreußen schon am 5. Februar 1813 zu Königsberg ein. Der eiserne York, welcher ohne Bedenken den ersten Schritt gethan hatte,

konnte den zweiten nicht mehr zurückhalten. Er wußte, daß in Folge der Convention von Tauroggen seine Absetzung ausgesprochen war, aber er wußte auch, daß dieses nur ein nothgedrungener Schritt war, den man zurücknehmen würde, sobald die Franzosen an Macht und Geltung verloren. Mit offener Stirn trat er vor den Landtag und forderte von den versammelten Ständen die Errichtung einer Landwehr. Graf Dohna legte sogleich einen Plan derselben vor und sogleich wurde die Aufstellung von 30,000 Mann Landwehr seitens der Provinz beschlossen. Alle Einwohner von 18—45 Jahren wurden zum Dienste in derselben verpflichtet.

So hart dieser Beschluß auch die ausgesogenen Bürger traf, so hörten sie ihn doch mit Freudenjauchzen verkündigen; in der höchsten Begeisterung erklärten sie sich nicht allein bereit, die schwersten Opfer zu tragen, sondern sie eilten auch haufenweise herbei, um in die neugebildeten Reihen der Vaterlandsvertheidiger einzutreten. Es fehlte nur noch die Bestätigung des Königs, um mit den Russen gemeinsame Sache zu machen und die zurückgewichenen Franzosen anzugreifen.

Major Graf Ludwig zu Dohna wurde mit der Botschaft betraut, diese Bestätigung einzuholen. Er reiste am 12. Febr. nach Breslau ab, wo sich jetzt der Hof befand, aber es dauerte so lange, ehe die Bestätigung kam, daß die Bürger fast zur Verzweiflung getrieben wurden.

Bei dem König und der Regierung war wohl die Neigung vorhanden, mit den Franzosen zu brechen und sich den Russen anzuschließen, um sich von dem Bedrücker

zu befreien und die verlorenen Landestheile wieder zu gewinnen, aber es fehlte noch der Muth zu einem offenen Abfalle, auch glaubte man das preußische Volk der beispiellosen Begeisterung und Aufopferung nicht fähig, die es später in einem so seltenen Maaße bewies.

Scharnhorst stand zwar wieder an der Spitze der Militärverwaltung und rief in Massen seine Krümper ein, die er vorsorglich durch kurze Dienstzeit und schnellen Wechsel gebildet hatte, auch erging ein Aufruf an das preußische Volk zur Bildung von freiwilligen Jägern, die sich selbst zu unterhalten hätten, aber Niemand sagte dem Volke, ob es gegen die Russen oder gegen die Franzosen ginge. Dennoch eilten Alle, die jung und kräftig waren, freudig zu den Waffen. Selbst siebenzigjährige Greise mit weißen Locken stritten sich um die Ehre, in dem Volksheere zu dienen und ihr Blut für das Vaterland zu verspritzen. Wer nicht mit hinausziehen und unter die Fahnen eilen konnte, der gab zur Ausrüstung seiner ärmern Brüder den letzten Pfennig seiner Habe her.

Was der König noch nicht offen auszusprechen wagte, das ahnte doch ein Jeder. Wie ein freudiger Blitzstrahl ging es deßhalb durch die Herzen, als nach langem Zögern endlich des Königs Genehmigung zu dem, was in Königsberg beschlossen worden, gegeben ward.

Die Land- und Volkswehr wurde jetzt zu einer allgemeinen Pflicht; aber diese Pflicht, obschon sie dem Lande Opfer abverlangte, wie sie niemals da gewesen, wurde dennoch aller Orten mit einem Jubelschrei begrüßt. Die Kosten der Ausrüstung und der Ernährung

der Landwehr hatten die verarmten Kreise und Gemeinden bis zum Ausrücken in den Krieg selbst zu bestreiten. Da es aber fast an allem Nothwendigen gebrach, so fielen sowohl die Bewaffnung als auch die Kleidung dürftig genug aus. Aus Mangel an Waffen hatten nur das zweite und dritte Glied Bajonnetgewehre, während das erste mit 8½ Fuß langen Ulanenpicken versehen wurden. Wo die Seitengewehre nicht ausreichten, mußten Spaten und Beile aushelfen. Die Leute waren gar nicht einexerzirt, es fehlte an Offizieren und Unteroffizieren, eigentlich an Allem, was dem Soldaten noth thut.

Aber eines mangelte der Landwehr nicht: glühende Begeisterung und flammende Vaterlandsliebe. Mit diesen beiden Waffen haben sie nachher Thaten verrichtet, welche die Welt niemals vergessen wird.

Als sie wegen Mangel an Schuhen barfuß gingen, als der Hunger ihre Körper schwächte, das Wetter ihre Gesundheit angriff, da standen sie trotz alledem aufrecht in der Schlacht, und wo es galt, da war diese Volkswehr im dichtesten Kugelregen stets zunächst am Feinde.

Scharnhorst, der Bauernsohn aus Hannover, hatte es wohl gewußt, welch' eine unendliche Macht im Volke steckt, und ebenso, was man mit dieser Macht zu leisten im Stande ist. Darum hatte er seinen Plan ausgearbeitet und es zur Rettung des Vaterlandes wehrhaft gemacht. Linie, Landwehr und Landsturm, d. h. so ziemlich Alles, was Waffen tragen und sich wehren konnte, sollte nach des großen Scharnhorst's Plan zu dem noch unausgesprochenen Werke der Befreiung mitwirken.

Das Volk strömte in Menge zu den Waffen, auch bildeten sich Freischaaren, unter denen sich später die verwegene-Schaar der Lützower so bewunderungswürdig hervorthat.

Somit war der Boden geebnet, die kriegerischen Vorbereitungen getroffen; die kleine Strecke Erde, welche dem Könige von Preußen noch geblieben war, wimmelte von opfermüthigen Soldaten und harrte nur des königlichen Wortes, um loszuschlagen.

Aber es war ein großer, verwegener Gedanke, daß dieses verhältnißmäßig so kleine Häuflein mit dem Kaiser anbinden wollte, der immer noch mächtig genug war, selbst einen großen Staat zu erdrücken.

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte,
D'rum gab er Säbel, Speer und Spieß
Dem Mann in seine Rechte,
D'rum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis auf's Blut,
Bis auf den Tod die Fehde.

Ernst Moritz Arndt.

Zweites Buch.

O Deutschland, heil'ges Vaterland!
O deutsche Lieb' und Treue!
Du hohes Land, du schönes Land!
Dir schwören wir auf's Neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
Die Speise Kräh'n und Raben!
So zieh'n wir aus zur Hermannsschlacht,
Und wollen Rache haben!

Ernst Moritz Arndt.

IV.

Der König von Preußen erklärt Frankreich den Krieg. Aufruf an das Volk. Flammende Begeisterung.

Sind es Donner, die so frühe rollen?
Stürzt der Schnee, in Fluth zerquollen,
Brausend vom Gebirg herab?
Donner sind es nicht, noch Wogen.
Preußen hat das Schwert gezogen,
Und der König schwingt den Stab.

Friedrich August von Stägemann.

Die Franzosen, welche noch immer in den preußischen Landen und selbst in der ehemaligen Hauptstadt Berlin standen, sahen mit Befremden, wie sich die Preußen unter den Fahnen ihres Königs sammelten. Sie kannten den Haß sehr wohl, den alle deutschen Herzen gegen sie empfanden, denn es gab ja kaum Einen im Lande, der nicht unter ihrem Drucke, ihrer unausstehlichen Anmaßung, ihren verderbten Sitten geblutet und gelitten hatte. Sie hätten sich also mit Recht sagen können, daß diese auffallenden Rüstungen ihnen gälten; aber dazu waren sie immer noch zu stolz und zu verblendet. Preußens König lebte ja mit ihrem allmächtigen Kaiser im Bündnisse; folglich konnte die Rüstung nur den Russen gelten, welche bereits in den kleinen preußischen Staat eingerückt waren.

Endlich, endlich wagte es der König, auf den Muth

und die Begeisterung seines braven Volkes zu vertrauen. Am 16. März zerriß er das schmachvolle Bündniß, welches er so lange gegen seinen Willen und seine Neigung hatte halten müssen, und erklärte dem Kaiser den Krieg.

Sobald dieses große Wort einmal gesprochen war, gab es keine Rückkehr mehr. Jetzt mußten die Preußen entweder den Herrscher der Welt besiegen, oder im Kampfe sterben. Das war dem Könige, das war Allen klar, die von dem Werke wußten, oder von demselben hörten.

Obschon ein stattliches Heer schlagfertig stand, so konnte der Sieg doch nur dann erfochten werden, wenn das Volk sich in Masse erhob und mit freudigem Opfermuthe Gut und Blut einsetzte, um das große Ziel zu erreichen.

Mit der Armee allein war es nicht gethan und noch weniger mit dem Adel; das hatte der König erfahren, denn gerade durch letztern war das Unglück über das Land hereingebrochen, war Preußen so klein geworden.

Die Errichtung der Landwehr, welche in Königsberg beschlossen wurde, ward nun auf das ganze Land ausgedehnt. Schon am nächsten Tage erließ daher der König einen Aufruf an sein Volk. Er forderte es auf, mit ihm die Waffen zu ergreifen und sich auf einen Kampf auf Leben und Tod gegen den Erbfeind bereit zu machen.

Unter der alten Regierungsform, welche den gemeinen Mann drückte, dem Adel Alles zukommen ließ, wäre dieser Aufruf spur- und eindruckslos vorübergegangen. Anders war es jetzt, wo das Land durch freiere Institutionen einen ganz andern Geist erhalten hatte.

Jetzt konnte man lernen, was das Zauberwort Freiheit für eine unwiderstehliche Macht hat. Aus Städten und Dörfern, aus den entlegensten Weilern, überall, wohin der Hülferuf des Königs drang, eilten Männer und Jünglinge herbei, um freiwillig den Kampf für das Vaterland mitzuschlagen. Knaben, welche kaum den Kinderschuhen entwachsen waren, Greise, welche bereits mit einem Fuße im Grabe standen, Krüppel, welche ihrer Glieder nicht mächtig waren, und selbst eine nicht geringe Anzahl tapferer, patriotisch gesinnter Frauen griffen nach dem Schwerte. Der heißeste Wunsch Aller war darauf gerichtet, persönlichen Antheil am Kampfe zu nehmen. Viele, welche wegen körperlicher Untüchtigkeit zurückgewiesen werden mußten, weinten heiße Thränen, daß sie zur Unthätigkeit verdammt waren.

Wie der Landmann vom Pfluge, der Handwerker aus seiner Werkstätte lief, um sich den Vaterlandsvertheidigern anzuschließen, so verließen die Jünger der Wissenschaft die Hörsäle der Universitäten; selbst die höhern Klassen der Gymnasien wurden leer.

Ich bin Student gewesen,
Nun heiß' ich Lieutenant,
Fahr wohl gelahrtes Wesen,
Ade, du Büchertand!
Zum König will ich ziehen
In's grüne Waffenfeld,
Da schlaf' ich ohne Zelt.

M. von Schenkendorf.

Krieg, Krieg! das war das Losungswort fern und nahe. Und wo noch einer saß, der gerne daheim ge-

blieben wäre, dem wurde durch die Verachtung der Weiber und Schwachen die Schamröthe in die Wangen getrieben. Mütter trieben ihre Söhne, Schwestern ihre Brüder, Bräute ihre Verlobten, Frauen ihre Männer in den Kampf. Und wo ein Vater mehrere Söhne hatte, da zog er an ihrer Spitze mit ihnen aus dem Vaterhause und sie verfügten sich jubelnd zu den Fahnen.

Ein Hauch der Begeisterung ging durch das Land, den die Welt bis dahin noch nicht gekannt hatte. Jene Zeit der Helden, die uns mit Staunen und Bewunderung erfüllte, wenn wir der alten Griechen gedachten, war wieder zurückgekehrt, ja sie wurde überholt und deßhalb wird sie in allen Jahrhunderten gepriesen und besungen werden.

Landwehr, Landwehr, schöner Name,
Klingt, wie alter deutscher Ruhm;
Landwehr, uns're Feinde Schrecken,
Ist ein freies Ritterthum!

Simons.

Das Land ist aufgestanden,
Ein herrlich Osterfest —
Ist frei von Sclavenbanden,
Die hielten nicht mehr fest.

Max von Schenkendorf.

Wie lächerlich es den Franzosen Anfangs klingen mußte, daß das kleine, zertretene, verarmte und entkräftete Preußen einen Kampf aufnehmen wollte, den nur die Verzweiflung eingeben konnte, so füllten sich ihre Herzen doch mit ängstlichen Befürchtungen, als sie diese immer mehr sich steigernde Begeisterung sahen.

Wer nicht persönlich mit in den Krieg ziehen konnte, der fühlte sich doppelt verpflichtet, von seinem Reichthum einen Theil auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen. Große Geldsummen kamen dem gänzlich mittellosen Staate zu; wer aber kein baares Geld geben konnte, der brachte Pferde, Schlachtvieh, Lebensmittel, Kleidungsstücke, Schuhe, Leinwand. Kinder öffneten ihre Sparbüchsen; Knechte, Mägde und arme Leute, welche in den dürftigsten Verhältnissen lebten, wußten ihr geringes Scherflein zu den Gaben der Reichen zu legen. Die Frauen fühlten, daß es eine Sünde wäre, sich in der großen, heiligen Zeit mit Gold und Edelsteinen zu schmücken; ohne Zögern und Bedauern, nur von dem einzigen Gefühle beseelt, zu helfen, nahmen sie die goldene Kette vom Halse, den Ring vom Finger, das Kleid vom Leibe, die Schuhe von den Füßen und opferten Alles, was nur immer einen Werth hatte.

Arme Mädchen, welche nichts zu geben hatten, schnitten sich das Haar ab, und legten die Locken zu dem Uebrigen auf den Altar der Freiheit.

Es ging ein Sturm durch die Herzen, daß es nicht anders war, als Gott selbst sei aus dem Himmel herabgekommen, um die Flamme der Begeisterung anzufachen.

So furchtbar und unwiderstehlich ist die Macht des Volkes. Gebt ihm das Seinige, behandelt es mit Wohlwollen und Gerechtigkeit, so könnt ihr Wunder mit ihm thun! Aber wenn man es niederdrückt und knechtet, so werden alle Mächte der Erde nicht im Stande sein, ihm eine Begeisterung einzuhauchen. Anstatt zu siegen wird es fallen und seine Herrscher mit in den

Staub ziehen. Nur im Wehen der Freiheit konnten die Schweizer ihre hundertmal überlegenen Feinde schlagen. Hört es, Fürsten! In Eurer Hand liegt es, durch die Liebe der Völker einen unzerstörbaren Damm um Eure Throne zu bauen.

Durch die Freiheit siegten die Griechen über das gewaltige Reich der Perser. Die Geschichte ist voll von Belegen für diese Behauptung, und Preußen machte sie abermals wahr.

V.

York in Berlin. Der Oberbefehl. Die Freiheitssänger.

Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle, Mann für Mann,
Für's Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan,
Und himmelan die Hände,
Und rufet Alle, Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Ernst Moritz Arndt.

Gleichzeitig mit der Kriegserklärung an Frankreich und dem Bündnisse mit Rußland rückte der General York am 17. März in die Hauptstadt Berlin ein. Als das Volk den Mann sah, der es zuerst gewagt hatte, von dem verhaßten Verbündeten abzufallen, da kannte der Enthusiasmus keine Grenzen mehr; jetzt, nachdem die Franzosen abgezogen waren, wo das so lange entbehrte Landesmilitär wieder in der Hauptstadt weilte, fühlte man, daß der erste Schritt zur Befreiung geschehen sei. Das Tücherschwenken, das Jauchzen und Zurufen

wollte kein Ende nehmen; selbst harte Männer, denen jegliche Rührung verhaßt war, weinten wie Kinder und fielen sich schluchzend in die Arme. Am Abend im Theater brachte die ganze Versammlung dem General ein Hoch, wie die Räume des Musentempels noch keines erlebt hatten.

Nachdem das so lange und ängstlich verzögerte Bündniß mit Rußland endlich zu Stande gekommen und öffentlich bekannt gemacht worden war, mußte man sich über die gemeinschaftlichen Schritte, vor Allem über die Befehlshaber einigen. Das war ein Punkt, an welchem leicht die herzliche und nothwendige Eintracht scheitern konnte; aber Angesichts der Gefahren, welche zu bekämpfen, der großen Dinge, welche zu leisten waren, drängten die Betheiligten jede kleinliche Eifersucht bei Seite, und ordneten sich selbst dem weniger Tüchtigen unter, wenn es dem Ganzen ersprießlich war. Blücher, der ältere Krieger, gab davon ein glänzendes Beispiel, als die Wahl eines gemeinsamen Oberfeldherrn zwischen ihm und dem russischen General Wittgenstein schwankte. Willig verzichtete er auf den höhern Posten und begnügte sich mit dem Commando der schlesischen Armee. Aber auch Scharnhorst, die Seele der neugeschaffenen Armee, blieb nicht zurück; unter Blücher, den er selbst erhoben, wurde er Chef des Generalstabes, während er den General-Major von Gneisenau zum Generalquartiermeister einsetzte. Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, welch' ein glänzendes Dreigestirn! Welch' herrliche Thaten diese Männer verrichteten, werden wir später hören.

Von allen Staaten Deutschlands war es Preußen nur noch allein, welches den Muth gehabt hatte, sich dem Gewalthaber offen entgegenzustellen; aber was war das kleine gedemüthigte Preußen gegen den allmächtigen Kaiser, der bereits wieder im Begriffe war, ein furchtbares Heer zu sammeln? Auch die Macht Rußlands war gegen Napoleons Hülfsmittel nur geringe anzuschlagen.

Es mußte also mit Ernst Bedacht auf Verbündete genommen werden. Wo konnte man sie natürlicher und näher finden, als bei den deutschen Völkern, die ja alle vor Begierde brannten, an dem Kampfe Theil zu nehmen?

Aber die Fürsten des Rheinbundes hatten leider zu wenig Patriotismus, um wie ihre Völker zu fühlen. Sie hielten fest an Napoleon, der ihnen geraubte Kronen und hochtrabende Titel geschenkt hatte. Sie fürchteten die Einheit, welche Bauer und Bürger mit blutigen Thränen herbeisehnten. Einem fremden Kaiser wollten sie wohl gehorchen, aber sie erschracken vor dem Gedanken, daß das heimische Vaterland durch den Enthusiasmus der Völker wieder einen solchen erhalten könne.

Und als nun ein von Begeisterung übersprudelnder Aufruf an die Deutschen von beiden verbündeten Mächten erging, da erzitterten sie auf ihren Thronen, und fürchteten sich vor den eigenen Unterthanen, deren natürliche Führer gegen fremde Tyrannei sie hätten sein sollen. Die Schamröthe steigt uns nach fünfzig Jahren noch in die Wangen, wenn wir sehen, daß solch' ein Gebahren überhaupt möglich war. Der König von Sachsen entfloh sogar aus seinem Lande, weil seine

Unterthanen deutsch fühlten und mit den Zähnen knirschten, daß sie noch länger an Napoleon gebunden bleiben sollten.

So hatte also Preußen die Aussicht, nicht allein gegen Frankreich, sondern auch gegen die eigenen Brüder die Waffen erheben zu müssen. Daß es trotz alledem nicht ängstlich zurückbebte, sondern mit Kraft und Ausdauer das einmal begonnene Werk fortsetzte, wird ihm zu ewigem Ruhme gereichen, und alle Jahrhunderte werden es laut verkündigen, daß von diesem kleinen, ohnmächtigen Staate die Befreiung von Deutschland ausging.

In Städten und Dörfern ertönten die Glocken, Haufen von tapfern Vaterlandsvertheidigern eilten durch die offenen Kirchthüren und legten vor Kanzeln und Altären den heiligen Schwur ab, das Vaterland vom Feinde zu befreien oder im Kampfe zu sterben.

Die Priester, welche bis heran in Kummer und Drangsal zur Standhaftigkeit im Leiden ermahnt hatten, wurden jetzt zu begeisterten Schlachtrednern und rissen auch diejenigen mit fort, die bisher noch gezögert und geschwankt hatten. Da flatterten die geweihten, von Frauenhänden gestickten Fahnen über den Häuptern der Patrioten und aus jeder Falte rauschte ihnen der Sieg entgegen.

Wir traten hier im Gotteshaus
Mit frommem Muth zusammen.
Uns ruft die Pflicht zum Kampf hinaus,
Und alle Herzen flammen.
Doch was uns mahnt zu Sieg und Schlacht,
Hat Gott ja selber angefacht,
Dem Herrn allein die Ehre!

Th. Körner.

So gab die Kirche den Segen und die Weihe zu der Begeisterung, welche mit jedem Tage glühender und unwiderstehlicher wurde. Hinaus in alle deutschen Gauen erklang die Wundermähr von dem, was sich in Preußen begeben, und spornte auch draußen zur Nachahmung. Der Funke, welcher von den Grenzen der deutschen Lande ausging, zündete weiter und weiter; er mußte über kurz oder lang auch an den Ufern des Rheines und der Donau zur hellleuchtenden Flamme auflodern.

Um den Enthusiasmus zu schüren, den Krieg von einer preußischen zur allgemeinen deutschen Sache zu machen, begannen die Federn patriotischer Männer glühend in die Herzen hineinzuwettern. Ernst Moritz Arndt, der deutsche Mann, welcher erst in unsern Tagen als hochbetagter Greis in Bonn starb, war der erste, welcher sich in hinreißenden Flugschriften an das deutsche Volk wandte. Sobald einmal das Beispiel gegeben war, regnete es Bücher, Broschüren und Kriegslieder, welche in ganzen Haufen unter das Volk vertheilt wurden.

Die Leute rissen sich mit einem wahren Heißhunger um dieselben, und wo sie gelesen wurden, da zündeten sie wie ein züngelnder Blitzstrahl und gewannen der heiligen Sache neue Jünger. Die Lieder Arndt's, Schenkendorfs, Körners und vieler Anderer werden ewig unvergeßlich bleiben; aber ihr Hauptverdienst besteht doch darin, daß sie die Kriegsbegeisterung zu einer Höhe steigerten, welche in allen Zeiten beispiellos und unerreicht dastehen wird.

Frisch auf, mein Volk! die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen,
Frisch auf, mein Volk! — die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif, ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte liegt im Schwerte!
Drück' dir den Speer in's treue Herz hinein,
Der Freiheit eine Gasse! — Wasch' die Erde,
Dein deutsches Land mit deinem Blute rein!

Th. Körner.

VI.

Napoleon schafft eine neue Armee von 350,000 Mann. Blücher in Dresden. Erfolgloser Aufruf an die Sachsen. Die Monarchen ziehen in Dresden ein. Schlacht bei Groß-Görschen (Lützen) den 2. Mai 1813.

Habt ihr wohl den Klang vernommen,
Der durch alle Länder klingt,
Wie der Ruhm den Flug genommen
Und die gold'nen Flügel schwingt?
Wie der Schande Zentnerschwere
Sich von Deutschlands Nacken löst,
Und die alte deutsche Ehre
Hell in Kriegsposaunen stößt?

E. M. Arndt.

Napoleon hatte nach seiner Flucht aus Rußland kaum das Pflaster von Paris betreten, als er sich auch sogleich an's Werk machte, eine neue Armee zu schaffen. Was in dieser schwierigen Zeit Niemanden gelungen wäre, das brachte er fertig: er verlangte von seinem Volke, daß es ihm 350,000 Mann Soldaten zur Verfügung stelle, und sie wurden ihm bewilligt. Unaufhörlich wurde jetzt recrutirt, von allen Seiten des Landes

zog die ausgehobene Mannschaft heran und reihte sich unter die französischen Adler. Da man keine Zeit zur Einübung der frischen Truppen hatte, so mußte dieses auf dem Marsche nachgeholt werden. Alles geschah mit einer so unglaublichen Eile, daß er schon wieder auf dem Kampfplatze stand, als die Preußen und Russen ihn noch trauernd in Paris glaubten.

Am 15. April reiste er von St. Cloud ab, und traf am 17. in Mainz ein, wo er sieben Tage weilte, um die Rüstungen desto schneller zu betreiben. Die Preußen, welche mit den Russen in Sachsen eingerückt waren, vernahmen mit Staunen und Verwunderung seine Nähe. Hätte Preußen nicht so lange gezögert, wäre es gleich nach Napoleon's Niederlage aufgestanden, so würde es die deutschen Gauen wie im Sturme aufgeregt und den Feind so geschwächt haben, daß ihm die Lust zum Wiederkehren vergangen wäre. Jetzt konnte man sich auf schwere Kämpfe gefaßt machen, denn Napoleon befand sich am 28. April bereits in Weimar. Er war wie gewöhnlich der erste auf dem Schlachtfelde, wodurch er einen unschätzbaren Vortheil über seine Feinde gewann.

Blücher und Wittgenstein waren bereits in Sachsen, also in Feindesland, eingerückt. Am 30. März hatte Blücher seinen Einzug in Dresden gehalten, mit ihm die Prinzen Wilhelm, August und Friedrich von Preußen, so wie der Prinz Carl von Mecklenburg. Am andern Tage folgte auch der Kronprinz von Preußen. Dem alten Blücher schnitt es tief in's Herz, daß sich die Sachsen, weil es ihr geflüchteter König so befahl, vom Befreiungs-

werke ausschlossen. Wohl wußte er, daß das Volk anders dachte, als sein König; darum erließ er einen Aufruf an dasselbe, worin er ihnen vorhielt, wie die Franzosen mit ihnen umgegangen seien, über welche der Herr der Heerschaaren noch vor Kurzem ein schreckliches Strafgericht geübt, indem er 300,000 dieser Bedrücker von der Erde vertilgt habe. Die Zeit sei endlich gekommen, das verhaßte Joch abzuwerfen, alle Güter des Lebens hätten ohne Freiheit keinen Werth, Unterjochung sei die höchste Schmach.

Auch Graf Wittgenstein erließ von Balzig aus einen Aufruf. Er weist darin auf das edle Vorgehen Preußens hin. „Freiheit oder Tod! ist das Losungswort, welches Friedrich Wilhelm ausgegeben hat, und feierlich schwört sein ganzes Volk, zu siegen oder eines solchen Fürsten würdig zu fallen.

Sachsen! Deutsche! Unsere Stammbäume, unsere Geschlechtsregister schließen mit dem Jahre 1812. Die Thaten unserer Ahnen sind durch die Erniedrigung ihrer Enkel verwirkt. Nur die Erhebung Deutschlands bringt wieder edle Geschlechter hervor und gibt denen, welche es waren, ihren Glanz zurück.“

Um sie noch mehr zu bestimmen, sich dem Kampfe anzuschließen, droht er, daß es dem Könige seine Krone kosten würde, wenn sein Volk sie nicht durch Theilnahme am Kampfe rette.

Aber die Sachsen ließen den Mahnruf an sich vorübergehen, sie wollten nicht gegen den Willen ihres Königs handeln. Nur wenige und darunter der helden-

müthige und gottbegeisterte Sänger Theodor Körner schlossen sich dem Lützow'schen Freicorps an.

Schon am 5. April hatten York und Bülow dem Feinde bei Möckern und Dennigkow Treffen geliefert, auch war ein Angriff auf Wittenberg unternommen worden. Am 25. zogen der König von Preußen und der Kaiser von Rußland in Dresden ein. Zu dieser Feier läuteten alle Glocken, weißgekleidete Jungfrauen bestreuten den Weg mit Blumen und Abends war die ganze Stadt illuminirt, ein Beweis, daß das Volk besser dachte, wie sein König.

In der Ebene von Lützen bei Groß-Görschen kam es am 2. Mai zu der ersten Schlacht.

Scharnhorst hatte einen Schlachtplan entworfen, welcher die Franzosen trotz ihrer weit überlegenen Heeresstärke geschlagen, vielleicht vernichtet haben würde, wenn er befolgt worden wäre. Aber der Oberanführer Wittgenstein, welcher noch immer mit einer gewissen Geringschätzung auf die Preußen herabsah, obschon sie in der Schlacht von Möckern gezeigt hatten, daß sie den Russen weit überlegen waren, ließ den Plan fallen, und verschuldete dadurch den Verlust der Schlacht. Die Preußen verrichteten Thaten, die einzig in der Kriegsgeschichte dastehen. Mit einer Tapferkeit ohne Gleichen stürmten sie die Dörfer, und wie oft sie auch daraus vertrieben wurden, sie kehrten zurück, bis endlich gegen die Uebermacht nichts mehr auszurichten war. Die Russen schonten ihre Kräfte, sie thaten fast gar nichts, sondern ließen die Preußen allein den Strauß ausfechten, während doch auf der andern

Seite Napoleon selbst mit seiner ganzen Macht operirte.

Scharnhorst bebte vor Wuth, als er sah, wie sein Gedanke so selbstsüchtig in den Staub getreten wurde, aber er wollte wenigstens nichts unterlassen, was ihm zu thun noch möglich war. Den Degen hoch schwingend sprengte er mit weithin schallendem Rufe in die Schlacht; aber das Unglück hatte sich nun einmal gegen ihn verschworen, er wurde verwundet und mußte das Schlachtfeld verlassen. Zu Prag fand er auf seiner Reise nach Wien an der erhaltenen Wunde den Tod.

Scharnhorst, der edle Horst der Schaaren,
Der unermüdet seit fünf Jahren
Ein Preußenheer im Stillen schuf;
Als er das Heer in's Feld geführet,
Und sah, es hielt sich, wie's gebühret,
Starb er: erfüllt war sein Beruf.

Fr. Rückert.

Auch Blücher, welcher mitten im Kugelregen stand, wurde verwundet; aber, obgleich er sich seiner Wunden wegen eine kurze Zeit zurückziehen mußte, so übernahm er doch bald wieder das Commando und hielt aus wie ein Held von ächtem Schrot und Korn. Vergebens sandte man zu den Russen um Hülfe — sie kamen nicht, und als der Abend sich auf das Schlachtfeld niedersenkte, da war der Kampf für die Preußen verloren; für die Preußen sage ich, denn die Russen hatten sich so wenig betheiligt, daß sie kaum in Rede kommen.

Blücher, der die Schmach einer Niederlage gar nicht verwinden konnte, machte noch in stockfinsterer

Nacht einen neuen Angriff; er erreichte zwar nicht den gehofften Erfolg, aber er jagte doch dem Kaiser eine solche Besorgniß ein, daß sich die französische Armee nicht getraute, auf dem Schlachtfeld zu lagern, sondern sich eine Strecke weit zurückzog.

Der König von Preußen und der Kaiser von Rußland hatten von einem Hügel herab dem Wogen der Schlacht zugesehen und sich mit Schmerzen von dem unglücklichen Ausgange derselben überzeugt. Herabgestimmt, aber des festen Vorhabens, die Schlacht am folgenden Tage zu erneuern, ritten sie in später Nacht über das Schlachtfeld nach Groitsch, um dort die Nacht zu verbringen.

Acht tausend blutende Preußenleichen bedeckten die zerstampften Saatfelder, auf welchen der Kampf gewüthet hatte, wo die Kugeln wie Hagelschauern niedergefallen waren; unter ihnen war leider auch der edle Scharnhorst; er starb zwar nicht auf dem Schlachtfelde, aber die erhaltenen Wunden brachten ihm doch in Prag den Tod. Auch Prinz Leopold von Hessen-Homburg starb in Großgörschen. Die Jammerscene wurde von den Flammen der brennenden Dörfer Eisdorf, Klein- und Großgörschen, Caja, Rahna und Starsiedel erleuchtet. Die Franzosen hatten freilich einen beträchtlich größern Verlust; ihrer waren 15,000 geblieben, und die Preußen hatten ihnen 800 Gefangene und fünf Kanonen abgenommen. Auch beklagten sie den Tod und die Verwundung von sechs Generälen.

Jetzt die edeln Heldenschatten,
Die der dunkle Tod umfing,

Wollen wir mit Glanz bestatten
In des Schlachtfeld's blut'gen Ring.
Auf! und thürmt ein Mal von Steinen,
Thürmt ein deutsches Heldenmal!
Sonne, komm' mit hellstem Scheinen,
Leuchte drauf den schönsten Strahl!

E. M. Arndt.

2. Rückzug der Verbündeten bis Bautzen. Der König von Sachsen kehrt zurück.

Es steigt ein Geist, umhüllt von blankem Stahle,
Des Friedrich's Geist, der in der Jahre sieben
Einst that die Wunder, die er selbst beschrieben,
Er steigt empor, aus seines Grabes Male,

Und spricht: Es schwankt in dunkler Hand die Schale,
Die Rache wägt, und meins ward schnell zerrieben.
Seit ich entschlief, war Niemand wach geblieben;
Und Roßbach's Ruhm ging unter in der Saale.

Wer weckt mich heut und will mir Rach' erstreiten?
Ich sehe Helden, daß mich's will gemahnen,
Als säh' ich meinen alten Ziethen reiten.

Auf, meine Preußen, unter eure Fahnen!
In Wetternacht will ich voran euch schreiten,
Und ihr sollt größer sein als eure Ahnen.

Fr. Rückert.

Nachdem die Schlacht verloren war, versammelte Wittgenstein noch in der Nacht auf einem Hügel und Angesichts der brennenden Dörfer die Anführer, um zu berathschlagen, was für den folgenden Tag zu thun sei. Es war die allgemeine Ansicht, man müsse die Schlacht fortsetzen. Da aber kam die Nachricht, daß der französische General Lauriston sich Leipzigs bemächtigt und den General Kleist bis Wurtzen zurückgetrieben habe. Da sich gleichzeitig fand, daß die Russen die Herbeischaffung der Munition versäumt oder verzögert hatten,

so mußte der Plan, wie es den Russen nicht unlieb war, aufgegeben werden.

General Wittgenstein begab sich sofort zum Kaiser von Rußland, und überzeugte ihn von der Nothwendigkeit des Rückzuges über die Elbe. Der Kaiser ging nun zu dem König von Preußen, welcher schon schlief, setzte sich an dessen Bette nieder, und unterrichtete ihn von dem nothwendigen Rückzuge. Dieser wollte davon nichts wissen, sondern das Schwert entscheiden lassen; als der Kaiser immer dringlicher wurde, da konnte er seinen Unmuth nicht länger verhalten, sondern antwortete in sehr schlechter Laune, so daß sich der Kaiser eiligst entfernte. Erst durch den Zuspruch des verwundeten Scharnhorst, dessen treues Herz er kannte, ließ er sich für den Rückzug bestimmen.

Die Preußen, welche sich darauf gefaßt gemacht hatten, am folgenden Tage die Schlacht zu gewinnen oder zu sterben, waren außer sich vor Schmerz und Wuth, als sie den Befehl zum Rückzuge erhielten.

Auch Napoleon war auf eine Schlacht gefaßt und sah derselben nicht ohne Besorgniß entgegen, denn die Preußen hatten ihm hohe Achtung eingeflößt. Ein freudiges Erstaunen erfaßte ihn deshalb, als er am folgenden Morgen das Schlachtfeld verlassen fand. Schnell nahm er wieder seine stolze Haltung ein und schleuderte hochtrabende Proklamationen unter das Volk.

Wohl hatte er Ursache zur Freude, denn jetzt hatte er die Fürsten des Rheinbundes fester als je in seinen Händen. Dem Könige von Sachsen, welcher sich in Prag aufhielt, befahl er mit herrischem Tone, sogleich

zurückzukehren, ihm seine Festungen zu übergeben und mit seinen Truppen zu ihm zu stoßen. Wenn er sich weigere, ließ er ihm sagen, diesem Befehle sofort Folge zu leisten, so habe er aufgehört, zu regieren.

Der schwache König zitterte, aber er zögerte keinen Augenblick, dem Gewaltigen zu gehorchen. So bekam Napoleon Sachsen mit seinen großen Hülfsquellen und einen bedeutenden Zuwachs von Streitkräften.

Die verbündeten Preußen und Russen setzten bei Dresden über die Elbe; die nachfolgenden Franzosen suchten sie zu beunruhigen, aber sie gingen den Gefechten nicht aus dem Wege, sondern kamen ungefährdet auf dem jenseitigen Ufer an, nachdem sie vorher die Elbbrücke ungangbar gemacht hatten.

Napoleon folgte ihnen am 8. Mai auf dem Fuße nach; mit unglaublicher Geschwindigkeit stellte er die schadhafte Brücke wieder her und führte an einem einzigen Tage 70,000 Truppen über dieselbe. Der König von Sachsen, welcher mit seinen undeutschen Gesinnungen Hauptschuld an dem Rückzug der Verbündeten trug, zog vereint mit Napoleon in Dresden ein und gab so Europa das Schauspiel eines grenzenlosen Verraths an der heiligen Sache.

Seine eigenen Unterthanen fluchten ihm, und wahrlich, nie ist die Entrüstung des Volkes gerechter gewesen.

Die Verbündeten waren unterdessen bei Bautzen angekommen, wo sie eine feste Stellung einnahmen, um die Franzosen zu erwarten und die Schlacht anzunehmen. Der Muth der Heere war keineswegs gebrochen,

die Preußen brannten sogar vor Begierde, die Scharte von Lützen wieder auszuwetzen; ihnen also und besonders dem tapfern Blücher kam die Schlacht so recht gelegen.

Aber die Russen, welche die Preußen noch immer als eine Macht betrachteten, die nur durch den russischen Schutz existiren könne, beanspruchten auch hier wieder den Oberbefehl. Im preußischen Heere hätten sich ungleich bessere, der Aufgabe vollständig gewachsene Generäle gefunden. Der nordische Stolz aber erlaubte diesen nur eine untergeordnete Stellung.

Obschon die Preußen und an ihrer Spitze der König selbst, mit diesen Anordnungen unzufrieden waren, so mußte man sich doch fügen, wenn man mit dem einzigen Bundesgenossen nicht zerfallen und gänzlich allein stehen wollte. Zum größten Unglücke mischte sich Kaiser Alexander selbst in die Sache, entwarf Schlachtpläne, gab Befehle und brachte in Alles Verwirrung. Obschon er nichts von der Kriegskunst verstand, so wollte er es in seinem Ehrgeize doch dem Kaiser Napoleon gleichthun. Hauptsächlich diese unkluge Ueberschätzung war es, durch welche am 20. und 21. Mai die Schlacht bei Bautzen verloren ging.

Was half da die preußische Tapferkeit, was die Kriegstüchtigkeit Blüchers, welcher in seinem Ingrimm die treulosen Sachsen niederschmetterte? Wenn keine andere Ordnung in's Heer der Verbündeten kam, wenn den Preußen kein Antheil an dem Oberbefehl vergönnt wurde, so war die Zeit nicht ferne, wo der König wieder auf den Strich Landes beschränkt war, den Napoleon ihm vor der Erhebung belassen.

3. Die Schlacht bei Bautzen am 20. und 21. Mai.

Die Frankenadler erglänzen,
Die Garde strotzt von Gold.
Wir kämpfen in schlichtem Kleide
Für's Vaterland, nicht um Sold.
E. Richter.

Die Stärke der Verbündeten bei Bautzen betrug ungefähr 100,000 Mann, denen Napoleon nicht weniger als 130,000 entgegensetzte. Trotz dieser Uebermacht hätte er wohl geschlagen werden können, wenn mit Energie zum Angriff übergegangen worden wäre. Aber Wittgenstein dachte nicht an Angriff, sondern nur an Abwehr. Zu einem kräftigen Vorwärtsgehen, wie es besonders Blücher wünschte, war schon die Aufstellung der Armee viel zu ausgedehnt.

Napoleon hatte 10 Tage in Leipzig zugebracht; am 18. Mai verließ er die Stadt und begab sich nach Bautzen; auf dem Wege dorthin hatte er Gelegenheit, die furchtbaren Verwüstungen zu beschauen, welche seine Soldaten in Bischofswerder angerichtet hatten. Sobald er in der Gegend von Bautzen ankam, begab er sich auf diejenigen Höhen, wo er die Stellung der Verbündeten auskunden konnte, und traf seine Vorbereitungen.

Der Morgen des 20. Mai brach so schön und wonnelieblich an, daß man sich angeheimelt fühlte. Das Korn stand in voller Blüthe, die Luft duftete von dem Balsamhauche der frischen Pflanzen; ein tiefer, wohlthuender Frieden lag über der ganzen Natur, sie stand im größten Gegensatze zu dem blutigen Gedanken, welchen die Menschen brüteten.

Mitten in den Gesang der Vögel hinein donnerten die Kanonen, knatterten die Gewehrsalven, erscholl das Klirren der Waffen, das Rufen der Signalhörner, das Wirbeln der Trommeln, das Wiehern der Pferde und der gleichförmige Schritt der anrückenden Bataillone.

Um 3 Uhr Nachmittags war die Schlacht im wildesten Wüthen, die Marschälle Oudinot, Macdonald und Marmont hatten die Spree überschritten, bemächtigten sich verschiedener Dörfer und jagten die Russen vor sich her. Um 6 Uhr waren die Franzosen Herren von Bautzen.

Besser als die Russen wehrte sich der nachmals berühmt gewordene Kleist 3 Stunden lang gegen große Uebermacht, erst als er auch im Rücken angegriffen wurde, zog er sich um 8 Uhr Abends zurück. Am folgenden Tag begann die Schlacht von Neuem und auch diesmal war den Franzosen trotz der Tapferkeit der Preußen das Kriegsglück günstig. Aber auch für die Franzosen gingen diese beiden Schlachtentage nicht glatt ab; verloren die Verbündeten 18,000 Mann an Todten und Verwundeten, so hatte Napoleon deren 25,000 zu beklagen. Diese furchtbare Masse von Opfern gibt einen Begriff von der schrecklichen Wuth, womit gekämpft wurde.

Der Kaiser fing schon jetzt an, die Preußen, die eigentlich allein gefochten hatten, zu würdigen. Er soll ausgerufen haben: Wie? Nach einer solchen Schlächterei kein Resultat, keine Gefangenen? Diese Leute werden mir keinen Nagel lassen!

Der bewunderungswürdige Rückzug, den die Preu-

ßen nach der Schlacht ausführten, ohne einen Mann zu verlieren, wird ihnen zu allen Zeiten zum höchsten Ruhme gereichen.

VII.

1. Rückzug. Gefecht bei Haynau am 26. Mai. Waffenstillstand. Oesterreich schließt sich den Verbündeten an.

> Was zieht ihr die Stirne finster und kraus?
> Was starrt ihr wild in die Nacht hinaus,
> Ihr freien, ihr männlichen Seelen?
> Jetzt braust der Sturm, jetzt braust das Meer,
> Jetzt zittert das Erdreich um uns her,
> Wir woll'n uns die Noth nicht verhehlen.
>
> Theodor Körner.

Nach dieser zweiten Schlacht drängte Napoleon mit seiner ganzen Macht den zurückgehenden Verbündeten nach; seine Absicht war, den Feind in raschen Eilmärschen zu erreichen und zu zermalmen. Es schien ihm ein Leichtes, ihn jetzt vollständig niederzuwerfen; um dieses Ziel desto sicherer zu erreichen, setzte er sich selbst an die Spitze des Heeres und drängte mit einer beispiellosen Hast vorwärts; aber er hatte seinen Feind doch zu gering angeschlagen, denn dieser ging nicht in hastiger Flucht, sondern mit einer bewunderungswürdigen Ruhe rückwärts, und wo es zu Gefechten kam, da stand er wie ein Felsen unerschütterlich und voll hohen Muthes; keine Gefangenen, keine Fahnen, keine Kanonen fielen dem Feinde in die Hände, während er selbst Geschütze und Mannschaften genug einbüßte.

Wie sehr es seinem stolzen Geiste auch widerstrebte, er konnte den Feinden und besonders den Preußen seine

Achtung nicht versagen. Zwar hatte er beide Schlachten gewonnen, aber die Mehrzahl an Todten, Verwundeten und Gefangenen war auf seiner Seite. Fuhr er fort in dieser Weise zu gewinnen, so mußte bald die Zeit kommen, wo er den letzten Mann und die letzte Kanone verlor. Er wurde nachdenklich und überlegte, ob es nicht ein Mittel gäbe, Frieden zu machen, oder wenn dieses nicht fertig zu bringen, wenigstens einen Waffenstillstand abzuschließen.

Wir werden auf diesen Punkt später zurückkommen.

Obschon Napoleon nach und nach einsah, daß die Preußen sich tapfer zu wehren verstanden, so war letztern mit solcher Anerkennung doch wenig gedient; der abermalige Rückzug wurmte sie, sie hätten am liebsten gleich wieder drein geschlagen, aber unter der bisherigen russischen Führung, die von Unsicherheit bald auf die eine, bald auf die andere Seite schwankte, war an kein Gelingen zu denken.

Wittgenstein legte denn auch nach den beiden verlorenen Schlachten den Oberbefehl nieder und schlug den russischen General Barclay zu seinem Nachfolger vor. Der Kaiser genehmigte diesen Vorschlag; an einen preußischen General dachte Niemand, oder vielmehr man wollte einen solchen nicht zur Geltung kommen lassen; der Verbündete galt ihnen eben gar nichts, obschon er sie an Tapferkeit und Klugheit bei Weitem übertraf. Sie konnten noch immer die thörichte Idee nicht los werden, sie seien gekommen, um den armen Preußen zu helfen, folglich müßten diese auch in Unterthänigkeit ihnen gehorchen, aber niemals befehlen. Auch meinten

sie, ein Volk, das so vollständig unterdrückt gewesen sei, verstehe sich wenig auf den Krieg. Wie sehr Unrecht sie bei dieser Geringschätzung hatten, das zeigte sich, als Barclay am 26. Mai nach Jauer ins Hauptquartier beschieden wurde, um über den weitern Feldzugsplan zu berathen. Für diesen Tag ging der Oberbefehl über die Preußen an Blücher über. Ein Tag ist eine kurze Spanne Zeit; aber der alte Held hatte kaum die Zügel in den Händen, als er beschloß, den größtmöglichsten Nutzen aus diesem Umstande zu ziehen. Ein Rückzug war ihm verhaßt. „Vorwärts!" das war schon damals sein Wahlspruch.

Am 26. Mai ließ er den Feind dicht heran kommen, und sprengte dann mit Blitzesgeschwindigkeit in denselben hinein, ihn überall über den Haufen werfend und vor sich herjagend. Das Gefecht von Haynau, obschon es auf den Namen einer Schlacht keinen Anspruch machen kann, zeigte einmal wieder, was Muth, Entschlossenheit und gute Führung ausrichten können. Es reichte hin, den preußischen Namen wieder gefürchtet zu machen, und die Begeisterung der Soldaten so hoch zu erheben, daß sie mit Ungestüm eine Schlacht verlangten.

Als aber Barclay aus dem Hauptquartier zurückkehrte, da lobte dieser zwar ihre Tapferkeit, tadelte aber entschieden den kühnen Angriff, und in dem Augenblick, wo Jeder sich gefaßt machte, den Franzosen entgegenzugehen, mußte zum größten Leidwesen der Preußen der Rückzug fortgesetzt werden. Es geschah mit Flüchen und Zähneknirschen, um so mehr, da die Absicht der

Russen, sich nach Polen zurückzuziehen und Preußen seinem Schicksale zu überlassen, immer deutlicher an den Tag trat.

Es war allerdings von den russischen Oberanführern viel verdorben und viel verloren worden, also eine gewisse Muthlosigkeit bei den Monarchen leicht erklärlich, aber es war auch jetzt noch möglich, unter einer tüchtigen Leitung alles wieder zu gewinnen. Gerade, als man eine solche heilsame Aenderung erwartete, als die Sehnsucht nach einer neuen Schlacht den höchsten Gipfelpunkt erreicht hatte, da schlossen die kriegführenden Mächte einen Waffenstillstand von sechs Wochen. Er wurde zu Poischwitz, nicht weit von Jauer, geschlossen und sollte vom 4. Juni bis zum 20. Juli dauern.

Napoleon war es, von welchem der erste Gedanke eines Waffenstillstandes ausging, und welcher Alles that, was in seinen Kräften stand, um denselben zu erreichen. Seinem scharfen Auge blieb es nicht verborgen, wie sich die Umstände höchst ungünstig gegen ihn gestalteten. Die Verbündeten waren viel tapferer, wie er geglaubt hatte, sie schienen entschlossen, den Krieg nicht aufzugeben, bis seine Macht gebrochen sei; Schweden hatte sich bereits den Verbündeten angeschlossen, Oesterreich schien die heimliche Absicht zu haben, diesem Beispiele zu folgen; außerdem wurden seine Soldaten des ewigen Krieges müde und in Frankreich that sich eine Parthei auf, welche von der Wiederherstellung der Bourbonen zu sprechen begann.

Mit dem errungenen Waffenstillstande glaubte er

ein Fundament gewonnen zu haben, auf dem ein Friede aufzubauen sei, der ihn zum mächtigsten Monarchen der Welt machte. Dies schien ihm um so natürlicher, da er zwei Schlachten hintereinander gewonnen hatte.

Als die Deutschen und besonders die Preußen von diesem Waffenstillstand hörten, wurden sie von einer heftigen Bestürzung ergriffen, denn sie fürchteten nicht mit Unrecht, daß diesem Waffenstillstande ein fauler Frieden folgen werde, der sie vor wie nach in Frankreichs Botmäßigkeit halten werde.

Aber gerade dieser Waffenstillstand, welcher den Vaterlandsfreunden das Wasser in die Augen trieb, der überall Wuth und Zähneknirschen hervorrief, sollte das Mittel werden, um Napoleons ungeheure Macht zu zermalmen, ihn selbst vom Throne zu stürzen.

Rußland wäre schon jetzt bereit gewesen, den vom Kaiser erstrebten Frieden zu schließen, doch mußte die Grundbedingung sein, daß es an Quadratmeilenzahl, wie an politischer Macht gewann. Um das Schicksal seines treuen Bundesgenossen würde es sich dabei sehr wenig Kopfbrechen gemacht haben; wie es früher Köpfe genug gegeben hatte, welche einen Theil Preußens für gute Beute erklärten, so gab es deren auch jetzt noch.

Der preußische Staat aber konnte von einem Frieden nur Verluste erwarten und war deßhalb mit aller Macht für die Fortsetzung des Krieges. Der König und seine Staatsmänner trachteten nur darnach, diesen möglich zu machen; sie suchten während des Waffenstillstandes Verbündete zu gewinnen. Schweden war zwar schon früher ein Bündniß mit Preußen eingegangen,

aber es hatte bisher noch nichts gethan, um den Feind zu schwächen; es schonte auch in der Folge seine Kräfte und arbeitete nur für seinen eigenen Vortheil.

England, dem Alles an der Niederwerfung Napoleon's liegen mußte, war gerne bereit, sich mit den beiden Mächten zu verbinden, aber es konnte keine Truppen, sondern nur Geld senden. Auch das wurde angenommen; Rußland erhielt 9 Millionen Thaler, Preußen, obschon es die dreifache Zahl der Truppen stellte, die es versprochen hatte, nur $4^1/_2$ Millionen. Auf diesem Staate lag in den Augen von ganz Europa noch die Schmach der früheren Niederlagen eines schlecht geführten Heeres. Es wurde überall so behandelt. Man ahnte auch nicht, welch ein furchtbarer Geist in dasselbe gefahren war, seit man ihm und dem Volke die Fesseln ein wenig gelüftet hatte.

Englische Soldaten wären besser gewesen, als Geld, aber bei dem gänzlichen Mangel aller Hülfsmittel und dem Verarmen des Landes erzielte man auch damit große Vortheile.

Sollten aber die künftigen Schlachten von Erfolg sein, so war ein Bündniß mit Oesterreich unumgänglich nöthig.

Napoleon stand mit dem Kaiser von Oesterreich in enger Verwandtschaft, denn er hatte die Tochter desselben zur Gemahlin genommen; aber es war nicht diese Rücksicht allein, welche den Schwiegervater bewog, sich schwankend zu verhalten, — sein Bestreben ging nur dahin, einen möglichst großen Vortheil aus den Verhältnissen zu ziehen. Deßhalb schwankte er

lange Zeit von der einen zur andern Seite und konnte nicht zur Entscheidung kommen.

Endlich, als der verlängerte Waffenstillstand zu Ende ging, und der Graf Metternich, der eigentliche Lenker der österreichischen Politik, in einer persönlichen Unterredung mit Napoleon sich überzeugt hatte, daß durch die Verbündeten mehr, als durch den französischen Kaiser zu gewinnen sei, sagte es sich von dem alten Bündnisse mit Frankreich los, erklärte demselben am 12. August den Krieg und schloß sich den verbündeten Preußen und Russen an. Der Friedens-Congreß, welcher in Prag zusammen gekommen war, hatte glücklicher Weise keinen Erfolg; abermals sollte das Schwert entscheiden.

2. Die Streitkräfte der Verbündeten nach dem Waffenstillstande. Die drei Heere. Ihr Oberanführer.

Das Hauptquartier des Kaisers von Rußland befand sich in Ober-Peilau, das des Königs von Preußen in Peterswalden, nahe bei Reichenbach in Schlesien. Dort concentrirten sich jetzt die Verhandlungen über den weitern Fortgang des Krieges.

Die Streitkräfte, welche sich jetzt auf Seiten der Verbündeten zusammenfanden, waren im höchsten Grade Achtung gebietend:

Preußen	stellte	—	277,000	Mann
Rußland	„	—	249,000	„
Oesterreich	„	—	264,000	„
Schweden	„	—	18,000	„
	Alle zusammen		808,000	Mann.

Napoleon war um 250,000 Mann schwächer, also die Uebermacht auf Seiten der Verbündeten, aber Napoleon übertraf die gesammten Generäle seiner Feinde an Kriegskunst und militärischem Ansehen. Sie konnten ihm keinen Mann entgegenstellen, der ihm auch nur im entferntesten gewachsen war.

Lange ging man deßhalb mit Berathungen zu Werke, wer den Oberbefehl über die ungeheure Macht führen sollte. Die Wahl traf auf den langsamen und bedächtigen österreichischen Fürsten Schwarzenberg, obschon dieser Staat 13,000 Mann weniger Truppen stellte, als das kleine verachtete Preußen. Ferner kam man überein, die Gesammtmacht in drei große Heere zu theilen, das böhmische, das Nordheer und das schlesische. Johann Baptist Julius Bernadote, Kronprinz von Schweden, einst Napoleons Freund, wurde zum Befehlshaber des Nordheeres ernannt; das große böhmische, dem man die Hauptarbeit zudachte, führte der Oberbefehlshaber Schwarzenberg; das schlesische, welches in den Augen der Monarchen nur eine geringe Bedeutung hatte, wurde dem General der Cavalerie, dem alten Blücher anvertraut.

Blücher war damals ein Greis von siebzig Jahren, aber in seinen Adern strömte noch so frisches und ungestümes Jünglingsblut, dazu war er von einem solchen Hasse gegen Napoleon erfüllt, daß man es für nöthig hielt, ihm in der Person des russischen Generals Langeron einen Dämpfer beizugeben; dieser sollte ihn von allzueiligen Unternehmungen abhalten. Ueberhaupt wurde es Blücher zur Pflicht gemacht, nicht selbstständig

anzugreifen, vielmehr jedem ernstlichen Gefechte auszuweichen.

Das gefiel dem alten Blücher nicht, denn wenn er seinen Feinden nicht am Zeuge flicken sollte, und zwar ungehindert und nach Herzenslust, dann wollte er lieber auf die Ehre eines so großen Befehlshaberpostens verzichten.

Unter der Hand wurde ihm indessen versichert, er brauche die Vorschriften nicht so genau zu nehmen; wenn es nothwendig werde, sollte er nur drein schlagen. Jetzt war er auf der Stelle und mit Freuden bereit, zu commandiren. Wie er später die Seele und der vorwärtstreibende Keil des ganzen Heeres wurde, werden wir noch hören.

Gneisenau, dessen Name allen Deutschen und insbesondere allen Preußen unvergeßlich bleiben wird, war dem tapfern Reitergeneral ein tapferer Freund und Berather, dem er, dem die ganze Nation viel zu verdanken hat. Er entwarf die Schlachtpläne und Blücher führte sie mit echtem Soldateneifer aus.

Ruhe und Unthätigkeit, das waren Blücher zwei verhaßte Wörter; immer drauf und dran! das war, was er liebte, und deßhalb konnte ihm Gneisenau kaum genug Arbeit geben.

VIII.

1. Der Kriegsplan von Trachenberg. Aufbruch des böhmischen Heeres. Die Schlacht vor Dresden am 26. und 27. August.

An Dresdens Mauern war ein schwer,
Ein blutiges Gericht
Von dessen Thron ergangen, der
Das Recht, das ew'ge spricht.
Fr. A. v. Stägemann.

Am 12. Juli war zwischen den verbündeten Monarchen auf dem Schlosse Trachenberg in Schlesien ein allgemeiner Kriegsplan verabredet worden, nach welchem der kommende Feldzug ausgeführt werden sollte. Es ist hier nicht nöthig, daß wir näher auf denselben eingehen; es wird genügen, wenn wir sagen: Die Absicht ging dahin, den Kaiser in der Gegend von Leipzig zu umzingeln, wo man dann hoffte, sich seiner zu entledigen.

Wir gelangen nun zu einem Abschnitte unserer Geschichte, welcher unvergessen bleiben wird, so lange die Welt steht, so lange der Himmel über der Erde blaut und die Menschheit ein Gedächtniß für die Vergangenheit behält. Niemals ist auf Erden ein Kampf gekämpft worden, welcher mit so gewaltigen Zuckungen die Welt durchzitterte. Alle Völker Europa's waren in denselben verwickelt. Um den Tyrannen niederzuwerfen, welcher sich mit beispielloser Kühnheit und mit Verachtung aller Menschenrechte zum alleinigen Gebieter hatte aufwerfen wollen, welcher seit zwanzig Jahren mit eisernem, schonungslosem Fuße über die Häupter der

Nationen daherschritt, die Throne umstürzte, die Saaten zertrat, die Städte und Dörfer verbrannte, einen See von rauschendem Menschenblute bildete — um diesen gehaßten und gefürchteten Machthaber zu fesseln, zu vernichten, stand jetzt ein halber Welttheil in Waffen. Alles, was fähig war, eine Muskete zu tragen, einen Säbel zu schwingen, ein Pferd zu besteigen, hatte sich — und so weit es die Deutschen betraf — mit höchster Begeisterung gesammelt, dieses Ziel zu erreichen.

Wir haben schon gehört, daß es von preußischer Seite nur zum geringsten Theile gediente Soldaten waren, sondern eine plötzliche zusammengeraffte Volkswehr — Bauern, Bürger, Gelehrte, denen jede Kriegsfähigkeit abging, die sich aber überall wie Löwen schlugen.

Am 21. August setzte sich das große böhmische Heer in Bewegung, um Napoleon aufzusuchen und anzugreifen, obschon man über seinen Aufenthaltsort noch im Dunkeln war.

In vier großen Heereszügen, welche zusammen die ungeheure Anzahl von 200,000 Kriegern umfaßte, setzte man sich in Marsch.

Natürlicher Weise konnte eine solche Masse von Menschen, welche dazu noch eine große Anzahl von Kanonen, Pulver- und Gepäckwägen, so wie sonstige nothwendige Heergeräthe mit sich führten, nicht alle auf ein und derselben Straße vorwärts dringen, sondern mußten sich, um unausbleiblichen Verwirrungen vorzubeugen, wie eben angegeben, in vier Züge theilen, wovon der erste unter dem Befehle von Wittgensteins, die Richtung von Teplitz nach Dresden nahm.

Am 22. August in der Frühe des Morgens überschritt das ganze Heer die sächsische Grenze. Es sollte nach Leipzig vorrücken, aber eingezogene Erkundigungen ließen es räthlich scheinen, das nahe Dresden, welches für die Franzosen ein wichtiger Stützpunkt war, vorerst wegzunehmen, besonders, da man jetzt sichere Nachricht erhielt, daß Napoleon sich nach Schlesien gewandt und in Dresden nur eine geringe Streitmacht zurückgelassen hatte.

Der neue Plan erforderte die Zusammenziehung der vier Heereshaufen. Am 25., nachdem zahlreiche Gefechte gegen die Franzosen stattgefunden hatten, befand sich ungefähr die Hälfte des Heeres auf den Höhen von Dresden und man schickte sich an, die Schlacht um die wichtige Stadt ernstlich zu beginnen. Diese war verloren, wenn nicht schnell Hülfe kam. Schon zitterte die Besatzung, denn ihr gänzlicher Untergang stand bevor; aber sie wollte wenigstens nicht muthlos den Degen in der Scheide lassen, sondern machte sich zur ernsten Gegenwehr bereit.

Napoleon war von den Verbündeten nicht so weit hinweg, wie diese glaubten. Als ihm die Nachricht überbracht wurde, daß das böhmische Heer vor Dresden angekommen sei, und jeder Augenblick die Schlacht bringen könne, da ließ er der Dresdener Besatzung sagen, sie solle sich um jeden Preis halten, denn er werde ihr bald mit seinem ganzen Heere zu Hülfe kommen.

Hätte der Angriff der Verbündeten am 25. stattgefunden, wie es die Soldaten und niederen Heerführer mit Sehnsucht verlangten, so hätten die Verbündeten

trotz ihrer noch geringen Anzahl den wichtigen Ort ohne Zweifel genommen, aber der langsame und bedächtige Schwarzenberg wollte erst noch Verstärkungen abwarten und seine Soldaten ausruhen lassen. Dadurch erhielt Napoleon Zeit, zum Entsatze heranzurücken. Obschon alle Höhen von Kanonen strotzten, und die Soldaten vor Kampfbegierde brannten, geschah nichts. Man begnügte sich damit, die Franzosen, welche sich den Verbündeten entgegengestellt hatten, auf die Festung zurückzuwerfen und übrigens der Ruhe zu pflegen.

Am 26. war plötzlich Napoleon da; wie aus der Luft gefallen erschien er bei den Bedrängten und brachte Hülfe. Die Halbverzweifelten erhoben ein Jubelgeschrei. Ringsumher ertönte die Luft von dem Rufe: Vive l'empereur! Jetzt sah der zögernde Feldherr ein, daß seine allzugroße Vorsicht ihn eine schätzbare Gelegenheit hatte versäumen lassen; aber Auge in Auge dem Feinde gegenüber mußte nun eine Schlacht geschlagen werden.

Sie begann und es wurde mit einer beispiellosen Tapferkeit gekämpft.

Angriff auf Angriff erfolgte; Thäler und Höhen wiederhallten von dem Donner der Kanonen und dem Knattern des Kleingewehrfeuers; aber der erfahrene Schlachtenriese Napoleon verstand es so vortrefflich, jeden Vortheil wahrzunehmen, daß er am Abende alle Angriffe abgeschlagen, General Wittgenstein eine viertel Meile zurückgedrängt hatte.

Die Einwohner von Dresden hatten einen Tag der schrecklichsten Angst verlebt, denn ein Hagel von

Kugeln und Granaten fiel unaufhörlich auf den Dächern und in den menschenleeren Straßen nieder. Unaufhörlich rasselten die Dachziegel von den Häusern, prallten die Kugeln von dem Pflaster zurück, schlugen gegen Fenster und Thüren oder wühlten sich in den Boden ein; Häuser und Kirchen standen in Flammen, in allen Straßen hausten Tod und Verderben und wer sich nicht in einem bombenfesten Gewölbe versteckte, war auch im Hause des Lebens nicht sicher. Dazu kam noch das Geschrei der französischen Soldaten, das Trommeln, Hörnerblasen und beständiges Hin- und Hermarschieren, der Lärm von vorüber rollenden Rädern, und das an allen Enden rieselnde Blut. Wenn es jetzt schon so furchtbar zuging, wie sollte es erst werden, wenn die Verbündeten in die Stadt drangen, die gegen Sachsen wegen ihres undeutschen Bündnisses mit Napoleon, in hohem Grade erbittert waren.

Man kann sich also ihre Freude denken, als Napoleon am ersten Tage siegreich aus der Schlacht hervorging.

Die Nacht nach dieser blutigen Schlacht überzog sich der Himmel mit Wolken und es regnete die ganze Nacht bis zum Morgen in Strömen, welches den im Freien lagernden Verbündeten zu großem Nachtheil gereichte. Gleichwohl sollte an diesem Tage die Schlacht fortgesetzt werden. Schon um 7 Uhr Morgens begann das Krachen der Feuerschlünde und dauerte fast ununterbrochen bis 3 Uhr Nachmittags fort.

Auch heute fiel die Entscheidung ungünstig für die Verbündeten aus; um 2 Uhr schon war der linke Flügel

der Oesterreicher so zu sagen vernichtet, 13,000 Mann gefangen, 15 Fahnen und 26 Kanonen von den Franzosen erbeutet. Auch an diesem Tage war die Schlacht verloren.

Die Monarchen wollten am 27. noch einen Kampf wagen, aber Fürst Schwarzenberg war dagegen; er wollte sich um jeden Preis nach Böhmen zurückziehen, woher die Armee erst vor wenigen Tagen gekommen war. Der Verlust war allerdings sehr bedeutend, denn, wenn man die gefangenen 23,000 Oesterreicher einrechnet, so darf man wohl einen Gesammtverlust von 45,000 Mann annehmen; aber dieser enorme Verlust war durchaus nicht dem Mangel an Tapferkeit zuzuschreiben, sondern kam zum größten Theil auf Rechnung der Unfähigkeit des Oberanführers. Auch der Kaiser Alexander trug einen Theil der Schuld; denn ohne das Kriegswesen gründlich zu verstehen, mischte er sich überall in die Befehle und brachte häufig eine heillose Verwirrung hervor. Die Truppen schlugen sich wie die Löwen, selbst die jungen, schlecht und unzulänglich bekleideten Mannschaften, welche noch auf dem Marsche einexerziert werden mußten.

Die verbündeten Souveraine waren traurig und niedergeschlagen, Oesterreich, welches verhältnißmäßig die schwersten Verluste erlitten hatte, fand bisher bei dem Bündniß seine Rechnung nicht, und da ihm weniger an der Befreiung Deutschlands, als an seiner eigenen Vergrößerung lag, so traten die Gedanken an die Lösung desselben wieder in den Vordergrund. Es würde auch wohl dazu gekommen sein, hätte sich nicht das Schlach-

tenglück bald nachher bei Culm günstiger gestaltet. Hätten sie gewußt, daß Blücher am ersten Schlachttage von Dresden einen glänzenden Sieg an der Katzbach davon trug, so würde sich ihre Muthlosigkeit in laute Freude verwandelt haben.

2. Rückzug nach Böhmen. Die Schlacht bei Culm am 29. und 30. August. General Vandamme gefangen.

Und von den Bergen, horch! es dröhnt,
Wie Ungewitters Zorn.
Kleist donnert Sieg, und Sieg ertönt
Trompete, Trommel, Horn.
Fr. A. v. Stägemann.

Schwarzenberg setzte es durch, das sich das große verbündete Heer von Dresden nach Böhmen zurückzog. Wenn Napoleon sich jetzt mit aller Macht auf die Weichenden warf, wie es sonst nach einer gewonnenen Schlacht seine Gewohnheit war, so konnte das für die Verbündeten zum höchsten Schaden ausschlagen, vielleicht das ganze Heer in gänzliche Verwirrung bringen; glücklicher Weise wurde die Verfolgung weniger energisch betrieben, als dieses Jedermann hätte vermuthen sollen. Vom 27. bis zum 29. fehlte es auf der großen Straße nach Teplitz zwar nicht an blutigen Gefechten, aber sie waren nicht entscheidend und vor allen Dingen verdient es bemerkt zu werden, daß der Rückzug mit voller Besonnenheit und kaltem Blute geschah; mit einer Flucht hatte er im entferntesten keine Aehnlichkeit.

Der Kaiser Napoleon hatte den General Vandamme, denselben, welcher sich durch seine Grausamkeit in Norddeutschland einen so furchtbaren Ruhm verschafft hatte, mit der Verfolgung des Feindes beauftragt.

Ein unaufhörlich niederrauschender Regen gestattete den Verbündeten nur langsam vorwärts zu kommen, aber er war auch dem verfolgenden Vandamme hinderlich. Als er am Sonntag Morgens, den 29. August auf der Höhe des Gebirgskammes bei Nollendorf angekommen war, da legte sich der Regen und ein heiterer Sonnenschein gestattete ihm einen Blick in das liebliche Teplitzer Thal hinab, wo er die Feinde gewahrte.

Erstaunt, zugleich aber auch freudig gestimmt, wegen ihrer geringen Anzahl, beschloß er sogleich, sie anzugreifen. Es war erst 7 Uhr Morgens; die Einwohner von Culm hatten im entferntesten keine Ahnung davon, daß sich ein schwerer blutiger Kampf in und um ihren Ort entspinnen sollte. Seit einer ganzen Woche waren sie daran gewöhnt, lange Reihen von Kriegsvölkern an sich vorüber ziehen zu sehen; warum sollten sie heute am Tage des Herrn, wo jedes christliche Herz sich sammelte, zum Frieden und Vergeben geneigt war, an Blut und Fehde denken? Droben auf dem steilen Horka-Berge rief das Glöcklein der Dreieinigkeitskapelle zur Frühandacht, und dorthin stiegen sie frohgestimmt hinauf, dem Herrn ihre Gebete darbringend.

Aber kaum hatten sie sich vor den Altären niedergeworfen, als die Kanonen mit lautem, weil in den Bergen wiederhallendem Krachen ihre todbringenden Ladungen ausspieen. Von allen Seiten wühlte plötzlich der Krieg in grauenvoller Gestalt.

Vom Schrecken erfaßt eilten sie aus der Kapelle hinweg und in das Thal hinab. Da schau, der Kampf wüthete bereits mitten in ihrem bis jetzt so friedlichen

Dorfe. Sie suchten in aller Eile ihr Vieh zu retten, indem sie es von den Ketten losließen und in die Wälder trieben; das aber kostete Manchem, welcher zwischen die feindlichen Reihen gerieth, das Leben.

Der Horka-Berg, wo kurz vorher die Glocken zum Gottesdienste gerufen hatten, war schon um 9 Uhr mit französischem Geschütz bepflanzt und von hier donnerten die Kanonen in's Thal und gegen die Gebirge. Vandamme hatte den festen Vorsatz, mit seinen 30,000 Mann die 20,000 Feinde, die ihm jetzt nur entgegengestellt werden konnten, zu schlagen oder gänzlich aufzureiben.

Ein furchtbarer Kampf erhob sich, der auf beiden Seiten mit einer fast beispiellosen Wuth und Tapferkeit geschlagen wurde. Die Russen hielten das Dorf Staden besetzt, die Franzosen griffen es an, wurden aber zurückgeschlagen; das Dorf ging in Flammen auf, und es gelang den Franzosen, es durch Uebermacht zu nehmen.

Noch wüthender und blutiger wurde der Kampf bei Priesten, denn hier wurde nicht allein mit Säbeln und Gewehrkolben dreingeschlagen, nein, es kam zum eigentlichen Handgemenge, bei welchem selbst Fäuste und Zähne gebraucht wurden. Vielleicht haben sich nie zwei Feinde erbitterter geschlagen als hier.

Obschon die Russen mit einem wirklichen Löwenmuthe und einer wahren Todesverachtung fochten, mußten sie doch vor der Uebermacht sich in eine einzige große Masse zusammendrängen, die nun, gleich den Wogen des Meeres bald vorwärts-, bald wieder zurückschwankte, je nachdem sie Stöße austheilte oder empfing.

Im Ganzen aber blieben doch die Franzosen im Vortheile. Wer weiß, wohin es gekommen wäre, wenn der Prinz von Würtemberg nicht mit aller Kraft darauf bestanden hätte, daß die gehätschelten russischen Garden in das Gefecht geführt würden?

General Ostermann, welcher die Russen commandirte, wurde während des Kampfes von einer Kanonenkugel seines linken Armes beraubt, und war genöthigt, dem Prinzen das Commando zu übertragen. Dieser schonte die Garden nicht, und hielt sich tapfer den ganzen Tag hindurch, bis gegen fünf Uhr Nachmittags General Vandamme die Schlacht abbrach und sich in sein Hauptquartier, das Culmer Schloß begab.

Für diesen Tag war der Kampf beendet, und er hatte in der That ein großes Resultat geliefert, denn der Prinz von Würtemberg hatte die Armee der Verbündeten vom Untergange gerettet.

Am folgenden Tage, den 30. August, sollte die blutige Arbeit fortgesetzt werden. Die Franzosen erhielten während der Nacht Verstärkung, auch stießen zu den Verbündeten Hülfstruppen.

General Kleist hatte auf dem Rückzuge von Dresden den Befehl erhalten, von dem Gebirge ins Teplitzer Thal hinabzusteigen, um den von Vandamme angegriffenen Russen zu Hülfe zu kommen. Aber er konnte diesem Befehle nicht nachkommen, da die Wege überall mit umgestürzten Wagen, zerbrochenen Laffetten und Train verstopft waren. Da faßte er den Entschluß, über Nollendorf zu marschieren und Vandamme in den Rücken zu fallen. Das war ein kühner Entschluß, aber

er führte zum Siege. Am nächsten Morgen griffen die Verbündeten unter dem Oberbefehl Barclay's die Franzosen an. General Vandamme stand auf dem Horka-Berge und leitete von der Kapelle aus die Schlacht. Hier wurde er zu seinem Schrecken gewahr, daß Kleist mit seinen Preußen im Anmarsche war, um ihm in den Rücken zu fallen. Sofort ließ er überall hin die nöthigen Befehle verbreiten. Die Adjutanten flogen hin und her, die Schlacht begann.

Die Franzosen konnten sich nur retten, wenn sie sich durch die Preußen durchschlugen und nach Dresden zurückgingen. Sie versuchten es mit der äußersten Tapferkeit, wurden aber fast alle niedergehauen oder gefangen genommen. Es war ein Wüthen, wie wenn alle Elemente in wildem Sturm entfesselt sind.

Als Vandamme vom Berge herab sah, daß seine Truppen sich in wilder Unordnung auflösten und an eine Leitung der Schlacht nicht mehr zu denken war, verließ er den Horka-Berg und wurde von den Russen gefangen genommen. Um 3 Uhr war die zweitägige Schlacht geschlagen und für die Verbündeten gewonnen.

Aber wie schrecklich sah es auf dem Schlachtfelde aus! Keine Feder vermag den Jammer zu beschreiben!

Die Verbündeten hatten das sämmtliche Geschütz nebst allem Heergeräth erbeutet, die Franzosen 15,000 Mann verloren.

IX.

1. Blücher wirft das Corps des General Ney über den Bober zurück.

Hinein in Dampf und Nebel,
Der Tod geht durch die Reih'n;
Für unsrer Jeden müssen
Zwei Franken Führer sein!
E. Richter.

Wie wir bereits mitgetheilt haben, war der brave Blücher zum Oberbefehlshaber des schlesischen Heeres ernannt worden. Er war schon der rechte Mann dazu, seiner Stellung Ehre zu machen und dem Feinde hart auf den Leib zu gehen, aber er fühlte sich doch in seinem gewaltigen Thatendrange von allen Seiten gehemmt. Eine gewisse Zwiespaltigkeit brachte schon die Zusammensetzung des Heeres hervor, denn es bestand zum größten Theile aus Russen und zum kleinern aus Preußen. Die Russen sahen auf die Preußen mit einer Art von Ueberlegenheit nieder, und betrachteten sich als die Retter des niedergetretenen Preußenlandes, deßhalb schwoll ihnen die Galle, daß sie sich von einem Sohn der unterdrückten und eroberten Nation mußten commandiren lassen. Ein Russe wäre ihnen bei Weitem lieber gewesen.

Auch die Generäle, welche unter ihm commandirten, wollten ihm durchaus nicht wohl. York, welcher das preußische Corps befehligte, fühlte sich zurückgesetzt, traute Blücher die erforderliche Fähigkeit nicht zu, und schloß sich deßhalb so vollständig ab, daß sein Benehmen fast feindlich aussah.

Sacken, welcher 16,000 Russen führte, war reizbar und seiner Natur nach zum Ungehorsam geneigt. Langeron, von Geburt ein Franzose, der jetzt in russischen Diensten stand und das zweite Corps von 43,000 Mann Russen befehligte, hatte geheime Instructionen, den alten Haudegen zurückzuhalten, wenn er etwa allzu heißblütig darauf losstürmen sollte.

Wir sehen also, daß dem Helden fast überall die Fäuste gebunden waren; Hemmniß über Hemmniß stellte sich ihm entgegen; wenn er dennoch in der Folge alle diese Schwierigkeiten überwand und in den Befreiungskriegen als ein Stern erster Größe leuchtete, so haben wir das nicht äußern Umständen, sondern seiner Ausdauer, seiner Klugheit und seinem Muthe, der vor nichts zurückscheute, ganz allein zu danken. Er gehörte aber auch zu jenen Geistern, denen die Flügel um so mächtiger wachsen, je höher sich die Gefahren thürmen.

Ehe noch der Waffenstillstand abgelaufen war, fiel Blücher keck in das neutrale Gebiet ein, welches zwischen ihm und den Franzosen lag. Zwei Gründe veranlaßten ihn zu diesem frühzeitigen Vorgehen; erstens wollte er sein die nöthigen Lebensbedürfnisse entbehrendes Heer in diesem gesegneten Landstriche verproviantiren, zweitens gleich gerüstet und schlagfertig dastehen, wenn der Feind gegen ihn heranzöge. Erst am 17. August nach 1 Uhr durften die Feindseligkeiten wieder beginnen, Blücher aber setzte sich schon am 14. in Bewegung und befand sich am 17. hart am Feinde. Dieser hatte einen so raschen Angriff nicht erwartet, und da er zum Kampfe nicht vorbereitet und gesammelt war, so mußte er sich

unter steten Gefechten bis zum Bober zurückziehen. Bei Siebeneichen wurde das Gefecht besonders blutig. Blücher stürmte unaufhaltsam vorwärts, überall sank der Feind von seinem Schwerte.

Nach dem blutigen Gefecht von Siebeneichen hatte er das ganze Corps von Ney, ungefähr 20,000 Mann und außerdem noch das Reitercorps von Sebastiani in der Falle. Jubelnd beschloß er, dieselbe zuzuklappen.

Die Verhältnisse konnten nicht günstiger sein. Wenn seinen Anordnungen Folge geleistet wurde, so mußten alle diese Truppen das Gewehr strecken, und sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben.

Aber jetzt verweigerten Langeron und Sacken unter nichts bedeutenden Gründen den Gehorsam; so konnte denn Ney ungehindert über den Bober entkommen und sich auf dem weitern Rückzuge retten.

Blücher war einstweilen noch nicht in der Lage, gegen die halsstarrigen Generäle mit Strenge zu verfahren; er mußte sich vielmehr in das Unvermeidliche fügen und gute Miene zum bösen Spiele machen. Nichtsdestoweniger beschloß er, die Franzosen über den Bober zu verfolgen und vor sich herzutreiben.

Gerade jetzt aber erhielt er ein Schreiben von Barclay, worin ihm aufgegeben wurde, einen Theil seines Heeres an die böhmische Armee abzugeben. Nichts konnte ihm ungelegener kommen, denn nicht allein, daß er die Absicht hatte, die Franzosen über den Bober zu verfolgen und wo möglich zu zersprengen, kam ihm auch die Nachricht zu, daß Napoleon persönlich mit einem Heere von 160,000 Mann gegen ihn heranziehe. Der

große Kriegsgott wollte den versoffenen Husaren, wie er sich verächtlich genug ausdrückte, zusammenhauen, damit er vor dem kecken General Ruhe bekomme und sich mit ganzer Macht gegen das böhmische Heer wenden könne. In dieser Noth beschloß Blücher, seine Armee, die schon bei Weitem weniger stark war, als die französische, nicht zu schwächen.

Napoleon kam in der That am 21. August in Löwenberg an, und brachte die Truppen wieder mit zurück, welche er in voller Flucht getroffen hatte. Sobald er sich unter seinen Soldaten befand, begann er, sie durch glühende Reden zu ermuntern, vertheilte Adler an verschiedene Regimenter und that Alles, um sie von Neuem zur Tapferkeit zu entflammen. Dann ließ er bei Löwenberg eine Brücke über den Bober schlagen und führte seine Truppen hinüber.

Blücher befand sich mehr nach Norden bei Siegwitz, wo er ebenfalls eine Brücke hatte schlagen lassen, um die Franzosen zu verfolgen. Bei Löwenberg wäre er jetzt besser am Platze gewesen, denn das preußische Häuflein war dort klein und die Russen leisteten nicht die erforderliche Unterstützung. Als Blücher ankam, war schon viel verloren, die größte Anzahl der Franzosen hatte bereits den Bober überschritten. Er wußte, daß er sich gegen die Uebermacht nicht halten konnte, aber er ging besonnen und ruhig über die schnelle Deichsel zurück. Die Wetterwolke konnte sich noch mit jedem Augenblick wenden und dem Feinde Verderben bringen.

Nachdem er noch ein blutiges und rühmliches Gefecht bei Goldberg bestanden, worin ihm der widerspänstige

Langeron viel zu spät Hülfe gebracht hatte, mußte er sich nach Jauer zurückziehen. Wäre es seinem Kopfe nachgegangen, so würde er sich nicht zurückgezogen, sondern kühn auf's neue angegriffen und wahrscheinlich die Franzosen zersprengt haben, aber er wurde im Kriegsrathe überstimmt; die geheimen Schlingen thaten überall ihre verderbliche Wirksamkeit und man sah es an allen Operationen, daß der Held eben überall gebunden war.

2. Schlacht an der Katzbach.

Nehmt euch in Acht vor den Bächen,
Die da von Thieren sprechen,
Jetzt und hernach!
An der Katzbach, an der Katzbach!
Da haben wir den Katzen
Abgehau'n die Tatzen,
Daß sie nicht mehr kratzen;
Kein Hieb ging flach!

Fr. Rückert.

Blücher war wüthend darüber, daß er hatte zurückweichen müssen, die Zerwürfnisse mit seinen ungehorsamen Generälen steigerten seinen Verdruß noch. Um sich für die Folge ihren Gehorsam zu erzwingen, mußte er um jeden Preis eine Schlacht gewinnen.

Nach seiner Ansicht war Napoleon nicht mehr beim Heere, der Zeitpunkt also günstig. Er beschloß demnach, den Franzosen abermals entgegenzugehen, und sie anzugreifen, wo er sie treffe. Mehrere Tage hatte es schon geregnet; am 26. August aber floß der Regen in Strömen vom Himmel und weichte den Lehmboden derart auf, daß die Soldaten in der klebrigen Masse stecken blieben und nur mit der äußersten Anstrengung,

oft mit Zurücklassung ihres Schuhwerks vorwärts kommen konnten. Nichts desto weniger verließ Blücher Jauer und kehrte sich mit seiner ganzen Macht gegen die Franzosen. In Brechtelshof nahm er sein Hauptquartier und gab den Befehl, daß die Truppen um 2 Uhr abgekocht haben sollten, um über die Katzbach zu gehen.

General Langeron, der vermöge seiner geheimen Instruction stets das Gegentheil von dem wollte, was sein Obergeneral beschlossen hatte, trug sich beim ersten Anblicke der Franzosen schon wieder mit Rückzugs-Gedanken, und beeilte sich, von seinen 130 Geschützen 100 auf Jauer zurückzusenden. Als ihm der Befehl Blüchers überbracht wurde, dem Feinde Stand zu halten, da der Obergeneral demselben eine Schlacht zu liefern gedächte, erklärte er dieses Vorhaben geradezu für unsinnig, erging sich in Schmähungen gegen Blücher und berief sich auf geheime Instructionen. Mit solchen Elementen mußte der Obergeneral gegen die einigen und kriegserfahrenen Franzosen kämpfen. Es ist beinahe ein Wunder zu nennen, daß er trotz alledem siegreich war. In Begleitung des Prinzen Wilhelm, des Bruders des Königs von Preußen, erschien er vor der Fronte der Truppen und redete sie in seiner ermuthigenden, Allen verständlichen Weise an.

Da die Gewehre wegen des fortwährenden Regens nicht mehr losgingen, so ermahnte er sie, sich nicht mit Schießen abzugeben, sondern dem Feinde sogleich mit dem Bajonette auf den Leib zu gehen. Ferner sagte er den Regimentern, er lasse absichtlich eine recht große

Anzahl von Franzosen über die Katzbach kommen, um sie in Masse zu vertilgen. Seine einfache, überzeugende Rede versetzte die Truppen in die höchste Begeisterung; sie fühlten den Regen nicht mehr, die Beschwerden machten keinen Eindruck, sie hatten nur den einen Wunsch, zu kämpfen und zu siegen.

Nachdem er sie alle angeredet hatte, rief er: Nun Kinder, habe ich genug Franzosen herüber, nun vorwärts!

Es war um 3 Uhr Nachmittags, als er ein furchtbares Geschützfeuer auf den Feind eröffnete und das Heer unter stetem Feuern vorwärts schreiten ließ. Alles, was ihm entgegenstand, wurde niedergeworfen; es kam zu wüthendem Handgemenge, worin sich die Deutschen mit einer glänzenden Bravour schlugen; ein ganzes Bataillon Franzosen wurde von einem Bataillon, geführt von Major von Othegraven, mit Kolben todtgeschlagen. Landwehr und Linie wetteiferten miteinander um den Ruhm größerer Tapferkeit. Eine Hand voll Reiter eroberte mit einem Schlage neun feindliche Kanonen.

Der alte Blücher wurde wieder jung, als er sah, wie seine Truppen mitten im strömenden Regen einhieben; er selbst zog den Degen, warf an der Spitze seiner Reiterei die feindliche über den Haufen und setzte dann den fliehenden Franzosen sein Fußvolk in den Rücken, das sie in das Thal der wüthenden Neisse und der Katzbach hinabwarf. Diese Flüßchen waren aber von dem beständigen Regen zu Strömen angeschwollen und hatten die Brücken abgeworfen, über welche die Franzosen schnell hätten entkommen können. Blücher

benutzte diesen Umstand und ließ von der Höhe mit seinen Kanonen hineindonnern. Die Verwirrung unter den Franzosen wurde nun erschrecklich groß; Geschütze, Bagagewagen, Gepäck, Alles im Stiche lassend, eilten sie an den tobenden Gewässern auf und nieder und suchten hinüber zu kommen, aber ein großer Theil wurde von den Wellen fortgerissen und ging elend zu Grunde. Diejenigen, welche glücklich das jenseitige Ufer erreichten, suchten den nachgesandten Kanonenkugeln zu entkommen, und zerstreuten sich in regelloser Flucht.

Erst die Nacht machte der Verfolgung ein Ende. Die Schlacht war glänzend gewonnen; aber die Sieger fanden nach der furchtbaren Blutarbeit keine Ruhe. Der strömende Regen, der noch immer fortdauerte, hatte jeden einzelnen Mann bis auf die Haut durchnäßt und nun mußten sie in den Wasserlachen die Nacht zubringen; die angezündeten Lagerfeuer erloschen vom Regen, viele Soldaten, besonders die Landwehr, waren barfuß, weil die Schuhe im Moraste stecken geblieben waren, alle aber mußten sie die Nacht mit leeren Magen zubringen, da an das Herbeischaffen von Lebensmitteln nicht zu denken war. Doch die Leute trugen all dieses Ungemach ohne Murren, das Gefühl des Sieges gab ihnen Stärke, fast das Unmögliche zu ertragen.

Langeron, der sich durch seinen Ungehorsam selbst in die Lage versetzt hatte, den Franzosen keinen genügenden Widerstand entgegensetzen zu können, wäre in die Pfanne gehauen worden, wenn ihm die Preußen nicht im entscheidenden Augenblicke geholfen hätten. Beschämt mußte er nun sehen, wie der Obergeneral trotz seiner

Widersetzlichkeit eine große Schlacht gewann. 36 Kanonen, 110 Munitionswagen, 1400 Gefangene, die Schwächung des Feindes nicht gezählt, waren die Trophäen der Schlacht.

Als Blücher, froh des gewonnenen Sieges, in dunkler Nacht und im strömenden Regen nach seinem Hauptquartier in Brechtelshoff ritt, sprach er zu Gneisenau: Na, Gneisenau, die Schlacht haben wir gewonnen, das kann uns die ganze Welt nicht abstreiten; aber jetzt laßt uns einmal dran denken, was wir klugerweise zusammenbringen, um den Leuten zu sagen, wie wir sie gewonnen haben.

Sein Hauptquartier fand er mit Verwundeten überfüllt, dafür mußte er erst Rath schaffen, dann schrieb er bis tief in die Nacht Briefe, gab Ordres zur weitern Verfolgung des Feindes und verkündete in einem besonderen Schreiben der Stadt Breslau den erfochtenen Sieg, gleichzeitig um Lebensmittel für seine Truppen anhaltend. Dann erst ging er zur Ruhe.

So hatte denn Blücher an demselben Tage, wo das böhmische Heer bei Dresden eine Schlappe erlitten, einen großen Sieg erfochten, der den Verbündeten Zuversicht verleihen mußte, sobald er zu ihren Ohren kam.

3. Verfolgung des flüchtigen Feindes.

Und Bonaparte wendet trüb
Den grimmzerriss'nen Blick:
„Die Legionen, Marschall, gieb,
Die Adler mir zurück!"
Fr. A. v. Stägemann.

Blücher war nicht damit zufrieden, eine Schlacht gewonnen zu haben, er wollte auch die Früchte derselben erndten, ganze Corps abschneiden und den Feind so schwächen, daß er sobald nicht mehr zum Stehen käme. Er hatte den richtigen Grundsatz, eine kräftige Verfolgung spare eine Schlacht.

In derselben Nacht um 2 Uhr schon sollte die Verfolgung beginnen, aber es stellten sich dem raschen Vorwärtsdringen durch die angeschwollenen Flüsse ernste Schwierigkeiten entgegen. Die Wege waren vollgestopft von Kanonen, Munitionswagen und dergleichen Dingen, welche die Franzosen in ihrer Eile zurückgelassen hatten; alles das erschwerte die Verfolgung und dem General ging es in seiner Ungeduld viel zu langsam. Dennoch machte er fortwährend eine Menge von Gefangenen und eine Unzahl von Trophäen.

Langeron, welcher am schnellsten hinter den Franzosen hätte her sein können, war wiederum der läßigste.

Am Bober, welcher am 29. August die höchste Höhe erreicht hatte, so daß die Franzosen nirgends einen Uebergang bewerkstelligen konnten, wurden bei Plagwitz noch 100 Offiziere und 4000 Gefangene genommen, so wie 16 Kanonen und 2 Adler erbeutet. Es war der Rest der Division Puthod, welche anfangs 11,800 Mann gezählt hatte.

Einen harten Kampf gab es noch um die Bober-Brücke bei Bunzlaw, aber auch hier wurde der Sieg errungen. Am 31. August waren die Ufer des Bober vom Feinde gereinigt und er zog sich über die Queis zurück, von der er sogleich alle Brücken abwarf, um die Verfolger aufzuhalten.

Blücher setzte die Verfolgung noch immer fort, bis Napoleon, nachdem er die Schlacht bei Dresden gewonnen, sich ihm entgegenwarf, um das zerrüttete Heer von Neuem zu ordnen, ihm Muth einzuflößen und seinen kriegerischen Geist zu neuen Unternehmungen tüchtig zu machen.

Als man jetzt eine genaue Ueberschau hielt, um die Folgen der Schlacht an der Katzbach ihrem Werthe nach zu schätzen, da stellte sich der Gewinnst viel bedeutender heraus, als man während der Verwirrung der Verfolgung geglaubt hatte. Man zählte 20,000 Gefangene, 105 Kanonen und 300 Pulverwagen. Was aber noch weit schwerer wog als dieses, bestand darin, daß die Soldaten mit Begeisterung dem fernern Kriege entgegensahen. Wo sich Blücher nur zeigte, jubelten sie ihm entgegen; selbst die Russen, welche sich den fremden General nur nothgedrungen hatten gefallen lassen, erkannten jetzt seinen Werth und verehrten ihn wie einen Vater.

Die beiden Generäle York und Langeron hatten doch auch eine ganz andere Ansicht von dem alten Haudegen gewonnen; sie mußten bekennen, daß er nicht allein verstehe, drein zu hauen, sondern auch eine Schlacht glänzend zu gewinnen. So hatte er also schließlich doch den Ungehorsam Langerons gebrochen.

Wenn die Einigkeit, wie sie jetzt vorhanden war, sich erhielt, so war vorauszusehen, daß Blücher alle Erwartungen, die man von ihm gehegt hatte, bei Weitem übertreffen würde.

X.

1. Das Nordheer. Schlacht bei Großbeeren den 23. August.

Wat hem nu de Krützbüren doahn?
Mit Kolben syn se drup gegoahn
Un föhrten ären Bärentackt,
Dät man de Bräm so hät geknackt.
Bornemann.

Bernadotte, der Kronprinz von Schweden, hatte sich zwar zur Bekämpfung Napoleons mit den Verbündeten vereinigt, aber er verfolgte selbstsüchtige Zwecke; er wollte für seinen Beistand Norwegen gewinnen, ohne indessen viel für eine so kostbare Beute zu thun. Obschon er ein ausgezeichneter General war, so fürchtete ihn Napoleon doch wenig, weil er seinen geringen Eifer für die Sache der Verbündeten kannte. Wir sehen ihn auch in der That an dem ganzen Feldzuge kaum einen nennenswerthen Antheil nehmen.

Wie wenig es ihm um die Vertreibung Napoleons und eine energische Kriegsführung zu thun war, zeigte sich schon gleich im Anfange, denn erst am 18. Mai, als die Verbündeten die Schlacht bei Bautzen zu schlagen im Begriffe standen, rückte er in Stralsund ein und zwar mit einer viel geringeren Macht, als er versprochen hatte. Er hätte auf der Stelle vorrücken sollen,

um Hamburg und Berlin zu schützen, aber er war allen Bitten und Aufforderungen zum Trotz nicht dazu zu bewegen. Er sah ruhig zu, wie die Verbündeten bei Bautzen geschlagen wurden, und überließ die Städte Hamburg und Berlin ihrem Schicksal, ohne einen Finger zu rühren.

Man hatte ihm ein Heer von 150,000 Mann anvertraut, damit sollte er Norddeutschland schützen und von den Franzosen säubern, aber er wollte entweder Norwegen gewinnen oder Kaiser von Frankreich werden. Alles Uebrige ließ ihn kalt und gleichgültig. Wir sehen also, daß dieser zweideutige Verbündete eher schädlich als nützlich war.

Die preußischen Generäle Bulow und Tauentzien, welche unter seinem Oberbefehle standen, erkannten das bald, sie wollten angreifen, nicht sich blos vertheidigen. Da sie bei dem Prinzen durchaus nicht durchzudringen vermochten, so beschlossen sie, sich seinem Oberbefehle so viel als möglich zu entziehen und wo es anging und für das Heil des Ganzen unumgänglich nothwendig war, mehr auf eigene Faust zu handeln.

So wenig, wie der Kronprinz das Vertrauen seiner Generäle besaß, eben so wenig verstand er es, sich die Liebe der Soldaten zu erwerben. Seine sonderbare Kriegsführung mißfiel ihnen in einem solchen Grade, daß sie kaum von lauten Aeußerungen des Unwillens zurückzuhalten waren. Sie hielten ihn geradezu für einen verkappten Feind Deutschlands und einen Freund Napoleons.

Gerade in Folge der Unthätigkeiten des Kron-

prinzen wurde Bülow zu entschlossenem und entschiedenem Handeln gedrängt und wir werden ihn als ein strahlendes Kriegslicht aus seinen kühnen Unternehmungen hervor gehen sehen.

Bernadotte hatte mit seinem Schneckengange endlich Charlottenburg erreicht und das Nordheer stand von Magdeburg über Potsdam und Berlin im Bogen hinab bis auf Treuenbrietzen, doch lagen hier nur verschobene Posten. Südlich hatten sich die Franzosen von Lücken über Dahme bis gegen Wittenberg vorgelegt. Nach dem Feldzugsplan sollte sich das Nordheer mit Ablauf des Waffenstillstandes bei Treuenbrietzen zusammenziehen, gegen die Elbe vorgehen und nach Leipzig vorrücken. Der Kronprinz blieb seinem Zögerungsprinzip getreu, statt wie Blücher gleich mit Ablauf des Waffenstillstandes die Franzosen anzugreifen, ließ er sich selbst angreifen und sich so die Gelegenheit zum raschen Vordringen nehmen.

Napoleon hatte seinen Marschällen den Befehl gegeben, Berlin zu nehmen, nöthigenfalls zusammenzuschießen und die Schweden über das Meer zurückzujagen. Es schien ihm dies ein Leichtes, denn er hielt die Feinde und besonders die Landwehr für schlechte Soldaten.

Marschall Oudinot, welcher von seinem Kaiser mit der Leitung der Bewegung gegen die Mark beauftragt war, stand bei Luckau; er sammelte das Heer, und rückte am 19. August nach Baruth auf der Straße nach Berlin vor, und entsandte von dort verschiedene Corps. Bernadotte machte keine Miene zum Angriff,

sondern zog sich weiter zurück; nur die Vorhut suchte den Feind aufzuhalten. Ein kleines preußisches Häuflein hielt bei Trebbin der Uebermacht 5 Stunden lang Stand und verschaffte dadurch dem Kronprinzen Zeit, Vertheidigungsanstalten zu treffen. Während dessen kämpften die Preußen löwenmuthig und fügten den Franzosen bei Thyrow und Wietstock großen Schaden zu.

Dennoch drangen die Franzosen vor, weil ihnen der Kronprinz keinen genügenden Widerstand entgegensetzte. Sie waren nur noch 3 Meilen von Berlin und Bernadotte sprach sogar die Absicht aus, sich noch weiter zurückzuziehen und die Hauptstadt Preis zu geben. So sprach dieser zweideutige Verbündete, während alle Welt, besonders die preußischen Generäle nach einer Schlacht sehnlichst verlangten.

Da erhob sich Bülow mit Entrüstung und sprach: Berlin dürfe auf keinen Fall ohne Schlacht aufgegeben werden; er für seinen Theil wolle lieber mit den Waffen in der Hand vor der Hauptstadt Preußens fallen, als ferner zurückweichen. Der Kronprinz mußte nachgeben; er versprach eine Schlacht, aber er hatte nicht die Absicht, sein Versprechen zu halten. Er verzögerte die Aufstellung noch immerfort und brachte dadurch die preußischen Generäle und besonders Bülow in große Wuth.

Letzterer beschloß nun im Verein mit Tauentzien, der meistens Landwehr befehligte, die Schlacht ohne den Kronprinzen zu schlagen, und stellte sich zum Angriff bei Großbeeren auf; in diesem Augenblicke erhielt er

vom Kronprinzen den Befehl, mit seinem ganzen Corps bis auf den Weinberg bei Berlin zurückzugehen. Bülow, statt zu folgen, ließ sofort angreifen und forderte den Kronprinzen zur Hülfe auf, die dieser verweigerte. Weder der strömende Regen noch der Hunger konnte den Enthusiasmus der Truppen zurückhalten, als es nun wirklich zum Kampfe ging. Die Kanonen begannen in den Feind zu donnern und schmetterten ganze Reihen nieder. Das Fußvolk kehrte die Flinten um, trieb die Franzosen in den Sumpf und schlug sie mit den Kolben todt. Ganze Bataillone warfen die Gewehre fort und suchten ihr Heil in der Flucht. Auf dieser wurden sie von den Preußen ereilt, zusammengehauen und gefangen genommen.

Mit Eintritt der Dunkelheit war die Schlacht von Großbeeren am 23. August gewonnen; zwar unternahmen die Franzosen bei dunkler Nacht noch einen Angriff, wurden aber, so viel ihrer im Gefechte waren, fast gänzlich vernichtet.

Bülow hatte in dieser heroischen Schlacht 14 Geschütze, 60 Wagen mit Munition gewonnen und außerdem noch 1500 Gefangene gemacht. Auf dem Schlachtfelde wurden noch 2000 Gewehre aufgelesen, womit man nun die schlecht bewaffnete Landwehr armiren konnte.

Als in der geängstigten Hauptstadt der Sieg bekannt wurde, hatte der Jubel kein Ende. Sogleich eilten Tausende mit Verband und Lebensmitteln auf das Schlachtfeld, den unverzagten Helden beizustehen. Die Frauen und Jungfrauen Berlins wetteiferten mit-

einander in der hingebendsten und liebevollsten Pflege der Verwundeten.

Obwohl Bernadotte dem General Bülow nicht verzeihen konnte, daß er ohne seine Erlaubniß eine Schlacht gewonnen, so war er doch niedrig denkend genug, den Ruhm einzustecken. In seinem Schlachtbericht gab er sich den Anschein, als ob Alles von ihm ausgegangen sei, den eigentlichen Helden erwähnte er kaum. So geschah denn das Unerhörte, daß der Berliner Magistrat dem Prinzen, der keinen Finger für die gute Sache gerührt, sondern sich derselben entgegengestellt hatte, feierlich seinen Dank darbrachte. Aber die Welt hat es später doch erfahren, daß nicht der Kronprinz von Schweden, sondern der General Bülow bei Großbeeren die Franzosen auf's Haupt geschlagen hat.

Marschall Oudinot mußte nun seinen Plan, die Hauptstadt zu nehmen, aufgeben; er zog sich bis nach Wittenberg zurück und gab dadurch der erschreckten Hauptstadt das Leben wieder.

2. Das Gefecht bei Hagelberg den 27. August.

Da fliegen die Töpf' und die Köpfe zugleich,
Da geht's an ein Laufen und Schreien,
Wie Staare, vom Jäger ereilt am Teich,
So sieht man den Schwarm sich zerstreuen.
Und Alles rennt dem Hagelberg zu,
Sie denken: „da haben wir gute Ruh!"

Chr. Niemeyer.

Wie groß die Erfolge der Schlacht bei Großbeeren auch waren, so würden sie doch ungleich größer gewesen sein, wenn Bernadotte den Feind mit dem Nach-

druck verfolgt hätte, wie es Blücher an der Katzbach that. Bei ihm war an so etwas nicht zu denken; er folgte so langsam, lässig und ungern, daß man sich in allen Gliedern zurief, der Kronprinz sei im Einverständniß mit Napoleon. Und wahrlich, man konnte kaum anders glauben, denn wenn er ernstlich gewollt hätte, so konnte er den fliehenden Feind in den Mooren und Sümpfen, die er zu passiren hatte, fast gänzlich aufreiben.

Der französische Divisionsgeneral Graf Girard war mit 12000 Mann von Magdeburg ausmarschirt, um das Unternehmen des Marschalls Oudinot gegen Berlin zu unterstützen. Die preußischen Generäle Puttlitz und Hirschfeld vereinigten ihre Truppen, welche aus ungeübter, kaum des Schießens kundiger Landwehr bestanden, und trafen ihn in der Gegend von Hagelberg. Dort kam es zum Kampfe und die Landwehr zeigte eine solche Kampflust, daß sie kaum zu halten war und in Folge dessen zuweilen große Verwirrung hervorbrachte. Jeder hatte nur das Bestreben, zuerst am Feinde zu sein, und dieser wurde von einem solch seltenen Kampfesmuth nicht wenig geängstigt, oft sogar in panischen Schrecken versetzt. So nahm eine Schwärmerlinie von 300 Schützen zwei feindliche Bataillone, 33 Offiziere und 1350 Mann gefangen. Ein solches Beispiel wirkte; die Preußen warteten nicht mehr auf den Befehl zum Angriff; sie stürzten, ohne einen Schuß zu thun, vorwärts. Dieß setzte den Feind so in Schrecken, daß sich die ganze Linie umkehrte und davon lief. Die Preußen drangen mit Hurrahgeschrei ihnen

nach bis Hagelberg, wo sie ein Bataillon gegen eine Gartenmauer drängten, und mit dem Kolben erschlugen. Einem zweiten Bataillon ging es nicht besser. Bald wurde das Gemetzel allgemein und im Dorfe Hagelberg wurden ungefähr 4000 Mann erschlagen, General Girard schwer verwundet; er mußte hinweggetragen werden. Nun war es vollends mit dem Widerstande zu Ende; was noch übrig geblieben war, floh in wilder Unordnung von dannen. Mit dem Eintritte der Nacht war das Gefecht gewonnen. Die Division Girard konnte als vernichtet erachtet werden, denn 4000 Mann waren getödtet, 5000 gefangen, die übrigen 3000 Mann zersprengt, 7 Kanonen erobert. Die Landwehr las auf dem Schlachtfelde 6000 Gewehre auf, welche ihr wegen unzureichender Bewaffnung so außerordentlich nöthig waren.

Der Kronprinz von Schweden, dem jeder Sieg seiner Generäle ein Dorn im Auge zu sein schien, suchte in seinem Berichte die Lorbeeren der Preußen zu verkümmern; vielleicht wäre es ihm lieber gewesen, wenn sie geschlagen worden wären.

3. Lützow's schwarze Schaar und Theodor Körner.

Schwarz ist unser Sturmgewand,
Dunkelhell der Sinn;
Trauer um das Vaterland
Stürmt zur Rache hin.

Kriegslieder der Deutschen.

Der Tod des Heldenjünglings Körner steht zwar nicht im engsten Zusammenhange mit den vorhergehenden Ereignissen, doch fand er in denselben Tagen statt,

und deßwegen glauben wir seiner hier wenigstens kurz erwähnen zu müssen.

Der preußische Major L. A. Wilh. von Lützow hatte sich die Erlaubniß zur Errichtung eines Freicorps erbeten und erhalten. Zu diesem Corps, der „schwarzen Schaar“ ging auch Theodor Körner, der Dichter so vieler Lieder, die noch heute im Munde des Volkes leben. Das Lützow'sche Corps hatte es sich zur Aufgabe gestellt, den Feind überall im Rücken zu beunruhigen und ihm weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe und Rast zu gönnen. Treu seiner Bestimmung tauchte es allerwärts unvermuthet auf; bald hier bald dort fuhr es wie ein vernichtender Blitz mitten zwischen sie, nahm ihre Kassen, ihre Munition weg, fing die Couriere auf, hob einzelne Truppenabtheilungen auf und unterbrach die Kommunikation. Die schwarzen Reiter waren gefürchtet wie der Teufel, gehaßt wie die Pest. Wo sie nur erschienen, da brach Unheil über die Franzosen.

Körner war keiner der geringsten in dieser todesmuthigen Schaar, Lützow ernannte ihn sogar zu seinem Adjutanten.

Napoleon war wüthend über das kleine Häuflein und schwur ihm den Untergang. Der große Kaiser schämte sich nicht, denselben durch Verrath zu bewirken. Während des Waffenstillstandes wurden sie überfallen, theils getödtet, theils auseinandergesprengt; auch Körner wurde verwundet, entkam aber und hatte die Freude, von seinen Wunden geheilt zu werden, um noch einmal Antheil am Kampfe zu nehmen.

Nachdem er geheilt war, begab er sich nach Berlin,

wo er von den geretteten Waffengefährten mit lautem Jubel begrüßt wurde. Nach dem Waffenstillstande gehörte die schwarze Schaar zu Wallmodens Vorposten; als solche hatten sie einen äußerst gefährlichen und beschwerlichen Dienst zu verrichten; aber sie gingen stets mit lautem Hurrah zum Angriff über, denn sie hatten noch den schmählichen Verrath zu rächen.

Am 28. August machten sie einen Streifzug im Rücken des Feindes, um ein Lager zu überfallen. In einem Gehölz brachten sie die Nacht zu und bemerkten am folgenden Morgen einen feindlichen Transport von Munition und Lebensmitteln, welcher von zwei Compagnien Fußsoldaten begleitet war. Sogleich war der Beschluß gefaßt, denselben aufzuheben. Kurz vorher in eben diesem Gehölz hatte Körner seinen Schwanengesang, das berühmte Schwertlied gedichtet. Bald nach diesem poetischen Erguße kam es auf der Straße von Gadebusch nach Schwerin zum Gefechte. Die Feinde, obgleich an Zahl überlegen, flohen bei dem ungestümmen Angriff in's Gebüsch, Körner stürmte unter den Vordersten ihnen nach. Ein Hagel von Flintenkugeln überschüttete ihn; eine davon ging seinem Pferde durch den Hals und fuhr dem jugendlichen Sänger durch den Unterleib und den Rückgrat. Auf den Tod getroffen sank er vom Pferde und nach wenigen Augenblicken fuhr seine von Freiheit und Vaterlandsliebe begeisterte Seele zum Vater auf, den er wenige Tage vorher in seinem Liede: „Vater, ich rufe Dich!“ angerufen.

Bei dem Dorfe Wöbbelin steht eine mächtige Eiche, unter welcher er an dem Tage der Dichtung mit seinen

ermüdeten Kameraden Rast hielt. Während sie schliefen, schrieb er das herrliche Lied und las es ihnen beim Erwachen vor. Alle wurden durch die erhabenen Worte im höchsten Grade begeistert. Da nahm ihnen Körner das Versprechen ab, ihn unter dieser Eiche zu begraben, wenn ihn in Bälde der Tod ereilen sollte.

Als er von der feindlichen Kugel getroffen wurde, erinnerten sie sich dieses Versprechens und brachten die theure Leiche an den Ort, wo er gerastet und sein begeistertes Lied gedichtet. Mit Thränen gruben sie die Leiche unter den Zweigen der Eiche ein und sangen das hier entstandene Lied in seine Gruft hinab. Dann schnitten sie seinen Namen in die Rinde des Baumes und zogen hinweg zu neuen Kriegesthaten.

Eine geliebte Schwester trauerte dem Frühverblichenen so lange nach, bis auch sie starb. Ihre Leiche wurde neben der des Bruders zur Erde bestattet; auch der tiefgebeugte Vater fand dort eine Scholle Erde zur letzten Rast.

Niemand kommt in die Gegend von Wöbbelin, welcher nicht die theuren Gräber besucht und dem Heldenjüngling eine stille Thräne weiht.

Bei Wöbbelin, im freien Feld,
Auf Mecklenburger Grunde,
Da ruht ein jugendlicher Held,
An seiner Todeswunde.

Er war mit Lützow's wilder Jagd
Wohl in die Schlacht gezogen;
Da hat er frisch und unverzagt
Die Freiheit eingesogen.

Friedrich Förster.

XI.

1. Der Kronprinz von Schweden bezeigt keine Lust, den Feind zu verfolgen. Bülow beschließt, den Franzosen eine zweite Schlacht zu liefern.

Was stehst du still, was zögerst du?
Verrath ist solche träge Ruh!

W. H.

Wir kennen bereits die an Verrath streifende Unthätigkeit des Kronprinzen und brauchen uns also gar nicht zu wundern, daß er auch nach dem siegreichen Gefechte bei Hagelberg nichts unternahm, um den erschütterten Feind noch mehr in die Enge zu treiben; er mußte den Flüchtlingen freilich folgen, aber es geschah in einer Weise, der man den Verdruß über diese Nothwendigkeit ansah, mit einer Langsamkeit, die täglich nur eine Meile zurücklegte, mit einer Unzweckmäßigkeit, die Jeden mit Widerwillen gegen ihn erfüllen mußte; denn er hielt die Truppen so zerstreut, daß er nicht im Stande war, auf irgend einem Punkte einen ernstlichen Angriff zu unternehmen.

Die preußischen Generäle sahen das mit Unwillen, und besonders der von Vaterlandsliebe glühende Bülow verstand eine Handlungsweise nicht, die früh oder spät durchaus zum Verderben führen mußte. Er drang in Bernadotte, den Marschall Oudinot in seinem Lager zu Wittenberg zu überfallen, denn der Sieg mußte durch die Nachwirkung der Furcht von Hagelberg erleichtert werden. Jetzt waren die Truppen im vollen Zug der Begeisterung und man konnte Wunderdinge

mit ihnen thun, wenn man die Kampfbegier und den Siegesrausch wach erhielt.

Umsonst, der Kronprinz wollte nicht; eben so entschieden setzte er sich dem Verlangen Bülow's, über die Elbe zu gehen, entgegen. Napoleon sah dieses Zögerungssystem mit heimlicher Freude und beschloß einen zweiten Zug auf Berlin. Er hätte dieses neue Unternehmen gerne selbst ausgeführt, aber Blücher machte ihm zu viel zu schaffen, er durfte es nicht wagen, diesen kühnen Husaren aus den Augen zu lassen. Aber Oudinot, der sich von der schlecht bewaffneten und ungeübten Landwehr hatte schlagen lassen, sollte den Oberbefehl nicht behalten; er übertrug denselben dem Prinzen von der Moskow, dem Marschall Ney, auf dessen Tapferkeit, Unerschrockenheit und Kriegserfahrung er baute. Er hoffte zuversichtlich, daß dieser Held nicht allein den gesunkenen Muth seiner Truppen wieder herstellen, sondern sie auch zum Siege führen werde.

Nachdem der Kaiser Oudinot's Heer mit 4000 Mann verstärkt hatte, ging Ney nach Wittenberg und übernahm das Commando. Sogleich griff er die zerstreuten Truppen des Nordheeres an; obschon der Kronprinz alles gethan hatte, um einen Sieg unmöglich zu machen, so leisteten doch Landwehr und Linie, trotz ihrer bedeutend geringeren Zahl, dem vordringenden Feinde Widerstand, wenigstens gingen sie da, wo sie von der Uebermacht allzu heftig gedrängt wurden, nur fechtend zurück, und verschafften so dem Heere Zeit, sich zu sammeln. Die Landwehr zeigte auch hier wieder die bewunderungswürdige Tapferkeit, welche im Volke liegt,

ein Fingerzeig für die Herrscher, daß sie auch ohne große stehende Armeen fertig werden können, wenn ihr Thron von der Liebe des Volkes getragen wird. Selbst die Verwundeten, welche hülflos auf den Kampfplätzen lagen, ließen sich nur mit Gewalt ihre Waffen abnehmen. Bülow war nicht der Mann dazu, den Feind noch weiter vordringen zu lassen; er beschloß eine Schlacht gegen den sieggewohnten Ney und ließ dies dem Kronprinzen melden; zugleich ihn aber auch auffordern, mit seiner ganzen Macht zu ihm zu stoßen.

Der Kronprinz, welcher wohl einsah, daß Bülow sich auch diesmal von der beabsichtigten Schlacht nicht abhalten ließ, dictirte mit Unwillen den Schlachtplan, wollte aber keine Hülfe bringen, und ließ noch dazu dem General Borstel befehlen, seine Stellung inne zu halten, was so viel hieß, als sich an der Schlacht nicht zu betheiligen.

Als Bülow diese Anordnung erfuhr, war er wüthend; er sah wohl, daß der Kronprinz ihn in die Lage versetzen wollte, geschlagen zu werden, aber er ging von seinem Plane nicht ab. Sollte nicht zum zweitenmale die Hauptstadt in die größte Gefahr kommen, so durfte er mit dem Angriffe durchaus nicht zögern, deßhalb stand sein Entschluß fest.

2. Schlacht bei Dennewitz am 6. Sept.

„Franzmann, sieh, dort liegt Berlin!
Hast du nicht Verlangen,
Einmal noch dorthin zu zieh'n? —
Sieh, die Thürme prangen!
Traun! 's ist ein gar schöner Ort;
Brauch's nicht zu erzählen.
Meinst du nicht, es gäbe dort
Trefflich was zu stehlen?"

Christian Niemeyer.

Am 9 Uhr Morgens standen sich die Preußen und Franzosen einander in Schlachtordnung bei Dennewitz gegenüber. General Tauentzien ging zuerst mit seiner Landwehr vor; ein kühnes Unternehmen, denn der stets siegreiche Ney, der Tapferste der Tapfern, stand ihm mit doppelter Macht und weit überlegenem Geschütz gegenüber. Aber die ungeübte Landwehr war von Vaterlandsliebe durchglüht, sie kämpften für den eigenen Herd, für Haus und Hof, für Weib und Kind. Und so ging sie mit einer Unerschrockenheit auf den Feind los, welche selbst Ney in Staunen und Bewunderung versetzte. Zwei Stunden lang rang sie mit der Uebermacht. Obschon ihre Reihen von dem Kugelregen der Geschütze niedergemäht wurden, obschon die Franzosen ihrerseits alles thaten, einem so wenig geübten Volksheere gegenüber ihren alten Ruhm zu behaupten, so wankte die Landwehr doch keinen Augenblick, bis sich ihre Anzahl so vermindert hatte, daß sie sich durch die Niederung auf einen Hügel zurückziehen mußten. Vom Feinde hart verfolgt, mitten in schrecklichem Kanonendonner und weithin wallendem Pulverdampfe verließen sie die erste Höhe, wo sie so wundervoll gestritten, und

erreichten, kämpfend durch das Thal zurückweichend, die zweite, wo sie sich alsbald wieder festsetzten, den Kampf von Neuem begannen, und abermals zwei volle Stunden fortsetzten.

Um 1 Uhr waren ihre Kräfte fast erschöpft, denn sie hatten nun ohne Unterbrechung vier Stunden gegen eine ungeheure Uebermacht gestritten; sie mußten schließlich erdrückt werden. Da verkündigte Kanonendonner die Ankunft Bülows. Jetzt war wie durch Zauber plötzlich alle Müdigkeit vergessen, neuer Muth erfüllte die Herzen der Streitenden, und ohne erst die nahende Hülfe abzuwarten, stürzten sie sich durch Staub und Pulverdampf vorwärts und hieben wie Heldensöhne in den Feind. Die Bataillone der Franzosen wurden umgeworfen, überritten und zersprengt, ganze Regimenter desselben wandten sich zur Flucht.

Bülow hatte indessen gegen den linken Flügel der Franzosen gefochten, namhafte Verluste erlitten und war sogar einen Augenblick in Gefahr gewesen, gefangen genommen zu werden. Nur durch die außerordentliche Tapferkeit seiner Soldaten und Offiziere gelang es ihm, den Feind zu werfen und sich mit Tauentzien zu vereinigen.

Im Dorfe Gölsdorf war der Kampf besonders heftig, es gerieth in Brand, die Streitenden drangen sogar kämpfend in die Kirche und schlugen selbst an den Stufen des Altars auf einander los. Ueberhaupt hatte sich die Schlacht aller Enden entwickelt, es war ein furchtbares Donnern zahlreicher Geschütze, ein Morden ohne Gleichen; Blut, Pulverdampf und Staub so

weit das Auge sah. Um 3 Uhr machten die Franzosen einen neuen Angriff auf Gölsdorf, in welchem brennenden Dorfe sich die Preußen mit bewunderungswürdiger Tapferkeit hielten, aber die Uebermacht war jetzt so ungeheuer, daß sich das zusammengeschmolzene Häuflein zurückziehen mußte.

Bülow hatte vor und während der Schlacht an den Kronprinzen um Hülfe geschickt, er brach auch auf, blieb aber eine Meile vom Schlachtfelde stehen, und machte nicht allein keine Miene, den bedrängten Preußen zu helfen, sondern er forderte auch Bülow auf, sich zurückzuziehen, und dem General Borstel gab er den Befehl, sich ebenfalls zurückzuziehen und Bülow seinem Schicksal zu überlassen. Man kann kaum einen andern Namen für ein solches Benehmen finden, als den eines Verräthers. Glücklicher Weise versagte ihm Bülow den Gehorsam und Borstel mochte der Schmach nicht zusehen, wie durch seine Unthätigkeit die Preußen geschlagen wurden; er zog Bülow zu Hülfe. Um 4 Uhr kam er auf dem Schlachtfelde an, und es war wahrlich Zeit. Sogleich griff er an und jagte den Feind aus dem Dorfe, wodurch die Schlacht eine bessere Wendung erhielt.

Der Kampf entbrannte auf allen Seiten mit erneuerter Wuth; die Franzosen wurden geworfen, um 6 Uhr war Dennewitz in den Händen der Preußen, die Flucht des Feindes wurde so allgemein, daß die französischen Generäle die Truppen nicht mehr halten konnten. Nach Wittenberg, von wo aus sie die Preußen hatten erdrücken wollen, konnten sie nicht mehr kommen,

sie flohen deßhalb in wilder Unordnung südlich auf Torgau zu, überall verfolgt und in Massen zu Gefangenen gemacht. Geschütz und Fuhrwerk wurde in Menge erbeutet. Die Schlacht von Dennewitz war gegen den sieggewohnten Ney glänzend gewonnen.

Man sieht, was das begeisterte Heer vermochte, wenn es tüchtige Führer hatte und mit Entschiedenheit gegen den Feind geführt wurde.

Hätte eine einzige von Vaterlandsliebe glühende Seele das Ganze bewegt, wahrlich, Napoleon mit all seinen berühmten Marschällen wäre im ersten Anlauf zermalmt worden. Die Uneinigkeit der Verbündeten aber, das Bestreben eines jeden der Alliirten, zunächst für sich selbst zu sorgen, die undeutsche Gesinnung der Rheinbundsfürsten — alles das machte noch eine Menge von Schlachten auf deutschem und französischem Boden nöthig, ehe der Gewalthaber bezwungen und vom Throne gestoßen war.

Nach der Schlacht von Dennewitz kam auch der Kronprinz langsam heran; ein Schnitter nach der Erndte. Er wurde aufgefordert, den Feind zu verfolgen, aber er weigerte sich entschieden und bezog mit seinen Russen und Schweden in aller Gemächlichkeit ein Lager zwischen Dennewitz und Jüterbogk. Und solch einem Manne war der Oberbefehl über ein großes, muthiges, von Kampfbegierde brennendes Heer anvertraut.

Bülow hatte in dieser glorreichen, nur von vaterländischen Truppen geschlagenen Schlacht 15,000 Gefangene gemacht, 80 Kanonen, 400 Munitionswagen

und 4 Fahnen erbeutet, zudem den Feind von Berlin abgehalten.

Das war also eine echte und rechte Schlacht, welche unter den ungünstigsten Verhältnissen von einem Heere gewonnen wurde, das sicherlich nicht die Kriegskunst zu seinem Beruf gemacht hatte.

O du tapferes, geliebtes Deutschland, auf welch erhabener Höhe würdest du stehen, wenn du nicht uneins und zersplittert wärest! Welche Nation würde kommen, sich in deine Angelegenheiten zu mischen! und welche könnte sich deinem Einflusse entziehen! Vielleicht kommt noch einmal die Zeit, wo du groß, stark und einig sein wirst, wo deine Macht und dein Gerechtigkeitssinn das Schiedsrichteramt in Europa übernehmen wird.

Der Kronprinz erließ einen lügenhaften Schlachtbericht, in welchem er des eigentlichen Siegers nur obenhin erwähnte, sich selbst aber und seinen schwedischen Generälen, die gar nicht in der Schlacht anwesend waren, alles Verdienst zuerkannte.

Der Magistrat von Berlin, man höre und staune — ließ dem Kronprinzen eine Medaille prägen, Preußen, Oesterreich, Rußland überschütteten ihn mit Orden. Und wofür das Alles? Weil er es verstand, durch Lügen sich die Verdienste Anderer anzueignen. Recht und billig wäre es gewesen, ihn seines Commandos zu entsetzen, und über das Meer zurückzujagen.

Später kam die Wahrheit doch an den Tag und Bülow erhielt den Ehrennamen: Bülow von Dennewitz.

Das Heer Ney's kam auf seiner Flucht so vollständig außer aller Zucht, daß es sich in der Festung

Torgau noch nicht sicher glaubte, sondern über dieselbe hinaus, bis nach der Mulde floh. Ney verzweifelte daran, wieder Ordnung hineinzubringen, und schrieb auch in diesem Sinne an Napoleon.

Die Sachsen hatten in der Schlacht von Dennewitz leider gegen ihre deutschen Brüder gestanden; sie waren auch von Bülow geschlagen worden, aber nur Lüge und Verläumdung konnten behaupten, daß sie nicht tapfer gewesen seien. Jetzt aber bürdeten ihnen die Franzosen den Verlust der Schlacht auf und Napoleon schrie diese Lüge in alle Welt hinein. So erndten schließlich immer diejenigen, welche am Vaterland Verrath üben und sich mit den Fremden verbinden.

Und doch waren diese geschmähten Sachsen bemitleidenswerth, denn sie folgten nur gezwungener Weise und weil es ihr König befahl, den Adlern des französischen Kaisers. Hätte ihnen die Wahl freigestanden, sie wären schon lange zu ihren Brüdern übergegangen.

XII.

1. Die Begeisterung des Volkes.

Drum, lieben Brüder, lasset uns
Nicht weichen und nicht wanken,
Und träte selber wider uns
Die Hölle in die Schranken!
Der Herr, der Herr ist unsre Burg!
So wahr Gott lebt, wir fechten's durch!
Wohlauf in seinem Namen
Gott ruft! — hie sind wir. Amen!

Wetzel.

Als das kleine Preußen sich mit Rußland verband, um den allmächtigen Kaiser, das größte Kriegsgenie der

Welt, zu bekämpfen, da ahnte Niemand, daß dieser unbedeutende Staat sich mit einer solchen entscheidenden Wucht in die Wagschale des Krieges werfen werde. Zwar jubelte Preußen, zwar jubelte das geknechtete Deutschland diesem Entschluß mit großer Freude entgegen, aber das Spiel war mindestens ein sehr gewagtes, es konnte verloren gehen, ehe es eigentlich recht begonnen hatte.

Wie hatte sich die Lage jetzt verändert! Seit drei Wochen folgten sich die Siegesberichte der Verbündeten auf dem Fuße, und überall waren es preußische Generäle, welche trotz aller entgegengesetzten Hindernisse den großen Cäsaren und seine ruhmbedeckten Marschälle schlugen. Junge Leute, welche hinter dem Pfluge und der Axt herkamen; Beamte, welche sich bisher nur mit dem Schreiberwerk, Studirende, welche sich nur mit den Wissenschaften abgegeben hatten, Soldaten, die schmähliche Niederlagen erlitten; solche Leute waren es, welche trotz ihrer geringen Kriegsübung und Schwerfälligkeit den fremden Eroberer, den strahlenden Kriegsgott besiegten. Fragen wir noch nach der Ursache dieser auffallenden Erscheinung, so gibt es nur eine Antwort: Sie kämpften für die Freiheit vom Joche des Ausländers, sie kämpften für die Abschaffung der Beschränkungen, welche ihnen bisher die eigenen Fürsten auferlegt hatten.

Jede gewonnene Schlacht erhöhte den Muth der Sieger, mit dem größten Selbstbewußtsein wuchs die Kraft und die Zuversicht auf fernere Siege.

Von allen Kirchthürmen, so weit sie nicht noch

unter der Zuchtruthe des Kaisers standen, erschallten die Glocken, von allen Altären brachte das Volk Gott Dankopfer dar. Die Brust eines jeden Preußen erhob sich in stolzer Freude und Alt und Jung, Groß und Klein, Männer und Frauen wetteiferten miteinander, die Lage der Kämpfer zu verbessern, die Kranken und Verwundeten zu pflegen, Geld und Gut auf den Altar des Vaterlandes zu legen.

Aber auch über die Grenzen von Preußen hinaus flatterte die hochgeschwungene Begeisterung und erregte alle Herzen. Am Rhein und in Westphalen, an der Donau und an der Elbe, überall, wo nur deutsche Herzen wohnten, wo die deutsche Sprache erklang, da jubelte man den tapfern Brüdern im Stillen entgegen. In den Ländern der Rheinbundfürsten durfte freilich die Freude nicht laut werden, das hätten die Fürsten, die es mit Napoleon hielten, als Verrath betrachtet; aber die Völker warteten nur des Augenblickes, wo sie ihren Gefühlen freien Lauf lassen durften. Ueberall, wo die Franzosen weichen mußten, da brach der Sturm los; da stürzten sich die Befreiten in die Hände ihrer Retter. Wo aber Napoleons Arm noch zu eisern auf den Ländern lag, da schlichen sich Hunderte und aber Hunderte still über die Grenze, eilten frohlockend zu den Lagern der Verbündeten oder zu den Freiwilligen und ergriffen die Waffen für den heiligen Krieg. Die Begeisterung erweckte die Dichter zu herrlichen Liedern, welche von jeder Zunge gesungen wurden. Niemals war eine solche frische Bewegung der Gemüther, ein so gewaltiger Sturm durch die deutschen Gauen ge-

gangen, wie jetzt. Wenn etwas die Freude dämpfen konnte, so war es der Umstand, daß die Rheinbundfürsten es noch immer mit dem Tyrannen hielten, daß also der Deutsche gegen den Deutschen kämpfen mußte, um das unerträgliche Joch vom seufzenden Vaterlande abzuschütteln. Napoleon sorgte natürlich dafür, daß die Siegesberichte aus den Lagern der Verbündeten entweder gar nicht oder in sehr gefärbter Gestalt zu den Ohren der Rheinbundfürsten und ihrer Völker gelangten.

Blücher stellte zu Dresden seine Wachen an die Presse, damit sie frei sei und die Wahrheit drucke; Napoleon postirte seine Gendarmen daneben, damit sie die Lüge verbreite. So konnte allerdings eine Zeitlang das Licht der Wahrheit gedämpft werden. Wo aber dennoch der wahre Stand der Dinge bekannt wurde, da blieb der Jubel nicht aus, nur mußten sich die Leute hüten, daß er nicht zu laut wurde und ihnen empfindliche Strafen zuzog. Die Fürsten selbst unterdrückten jede Aeußerung der Freude und die damit verbündete Erhebung aus schmachvoller Sclaverei, denn sie fürchteten die Freiheitsideen, welche sich überall regten. Als wenn nicht gerade die Freiheit der Völker die stärkste Stütze der Throne wäre.

Was kommen sollte, kam doch; die Begeisterung wuchs unter der Hand um so stärker, je mehr die Verluste der Franzosen bekannt wurden. Sie hatten in 3 Wochen 120,000 Mann und 200 Geschütze eingebüßt, die Verbündeten aber nur 80,000 Mann und 50 Geschütze. Wahrhaft glänzende Resultate, wenn

man bedenkt, daß von den drei Obergenerälen der Verbündeten nur Blücher für die große Sache mit ganzer Seele einstand, denn Schwarzenberg war ein Zauderer und Bernadotte fast so gut wie ein Verräther. Der Kaiser mußte nach so herben Schlägen seine Pläne auf die Mark und Berlin aufgeben; er hielt sich aber noch in den Elbefestungen von Dresden bis Magdeburg.

2. Gefechte bei Hochkirch am 4. September und bei Löbau am 9. September.

Ein Morgen soll noch kommen,
Ein Morgen mild und klar;
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut der Engel Schaar.
Bald scheint er sonder Hülle
Auf jeden deutschen Mann,
O brich, du Tag der Fülle,
Du Freiheitstag brich an.
Max von Schenkendorf.

Napoleon hatte Blücher mit Verachtung „einen versoffenen Husaren“ genannt und ihm zwar persönliche Tapferkeit, aber keine Kriegskenntnisse zugetraut. Nach der Schlacht an der Katzbach hatte sich seine Ansicht so sehr geändert, daß er ihn für den gefährlichsten aller Generäle hielt und sich ihm deßhalb, wo es immer thunlich war, selbst gegenüber stellte. So geschah es auch, als Blücher nach der Schlacht an der Katzbach vorwärts drang, den Marschall Macdonald vor sich herjagte und mit seinem Vortrabe bereits bis Bautzen gekommen war. Da erschien Napoleon, überschüttete seine Generäle mit den heftigsten Vorwürfen und befahl, Blücher anzugreifen. Bei Hochkirch kam es am 4. September zum Gefechte. Blücher ging über

die Queis zurück, denn es lag nicht in seinem Plane, jetzt eine Schlacht zu wagen; kaum aber hatte sich der Kaiser wieder nach Dresden zurückbegeben, als er von Neuem vorging. Er wollte dem Marschall Macdonald eine entscheidende Niederlage bereiten; leider machte ihm Langeron einen Strich durch die Rechnung; er hatte wieder einmal seine Kanonen zurückgeschickt; fast schien es, als ob er sich fürchte, der Stadt Dresden, wo Napoleon sein Hauptquartier hatte, zu nahe zu kommen.

Bei Löbau kam es allerdings zu einem Gefechte, aber Macdonald wagte keine Schlacht, sondern zog sich gegen die Spree bis auf Bautzen und Bischofswerder zurück.

Blücher folgte ihm unaufhaltsam; irgendwo, dachte er, müßten sie ihm doch Stand halten, und war er einmal an ihnen, so wollte er schon reine Arbeit machen. Er wurde hierin noch mehr bestärkt, als er jetzt die frohe Nachricht über den glorreichen Sieg bei Dennewitz erhielt.

Da mitten in seine Pläne hinein kam ihm ein Befehl des Kaisers Alexander von Teplitz zu, mit seiner Macht zum böhmischen Heere zu stoßen.

Blücher hatte die Ansicht, das ungeheure böhmische Heer sei stark genug und könne sich selbst wehren, und darin hatte er vollkommen Recht; aber Schwarzenberg gehörte einmal zu den Langsamen und Vorsichtigen, die nichts wagen wollen und deßhalb auch nichts gewinnen.

Blücher war aber durchaus nicht gewillt, sich von Schwarzenberg in's Schlepptau nehmen zu lassen, um dann für die Zukunft zur Unthätigkeit verdammt zu

sein. Er schrieb deßhalb dem Kaiser einen Brief, worin er ihm auseinandersetzte, daß seine Anwesenheit beim böhmischen Heere nur geringen Nutzen stiften könne, während er hier vollkommen am Platze und durchaus nicht zu entbehren sei. Nachdem er dieses mit schlagenden Gründen dargethan hatte, wies er darauf hin, daß der Kronprinz von Schweden bisher noch nicht die geringste Lust bezeigt habe, irgend etwas für die gute Sache zu thun, daß er, Blücher, aber gewillt sei, ihn durch sein Vordringen zum endlichen Handeln zu zwingen, und ihn wider Willen in den heiligen Bundeskrieg hinein zu ziehen. Die Darlegung seines Feldzugsplanes gefiel den Monarchen in Teplitz so gut, daß sie ihm vollkommen beistimmten. Von jetzt an waren die Ansichten des schlesischen Hauptquartiers mustergültig. Blücher und Gneisenau, die man bisher nur über die Achseln angesehen hatte, wurden die eigentliche Seele des ganzen Krieges.

3. Vordringen des böhmischen Heeres.

Es schallt auf allen Wegen
Dann frohes Siegsgeschrei —
Und wir, ihr wackern Degen,
Wir waren auch dabei!

Max von Schenkendorf.

Der große Coloß des böhmischen Heeres hatte bisher nur wenig gethan; es hielt sich aus Furcht vor Napoleon stets im Thale von Teplitz auf. Endlich schien es ihm doch an der Zeit, sich zu regen, und es begann langsam auf dem Kamm des Gebirges vorwärts zu rücken und sich Dresden zu nähern. Am 8. Sep-

tember kam ihnen Napoleon selbst entgegen und es entspann sich bei dem Städtchen Dohna ein heftiger Kampf, welcher mit der Zurücktreibung der Verbündeten bis nach Pirma endigte. Napoleon nahm sein Hauptquartier in Dohna. Er war voll guten Muthes, denn er glaubte, sein Marschall Ney werde jetzt Berlin genommen und den ganzen Norden in Schrecken gesetzt haben. Da wurde ihm bei der Abendtafel plötzlich und unerwartet die Meldung, daß Ney die Schlacht von Dennewitz verloren habe und seine Truppen sich in völliger Auflösung befänden. Er verzog keine Miene bei dieser Meldung, welche doch seine schönen Träume so plötzlich in das gerade Gegentheil verwandelten. Er war eben ein Meister in der Kunst, seine wahre Meinung zu verhüllen.

Am nächsten Morgen um 9 Uhr setzte er die Verfolgung des böhmischen Heeres fort, und dieses zog sich diesen und den folgenden Tag zurück, so daß Napoleon am 10. September nur noch eine Stunde von Teplitz entfernt war. Man erwartete nun einen Angriff der Franzosen, aber es fielen nur kleine Gefechte vor. Nachdem Napoleon die Pässe von Böhmen in seiner Gewalt hatte, kehrte er am 13. September wieder nach Dresden zurück.

Man sieht, daß dem böhmischen Heere Blüchers vorwärts strebender Geist fehlte, daß es sein Heil im Rückzuge suchte, wo es dasselbe im Vorwärtsdringen gefunden hätte.

Jetzt ging das böhmische Heer wieder vor und trieb den Feind durch ein geschicktes Umgehen bis

nach Berggieshöbel zurück, wobei es ihm 800 Mann und 20 Offiziere tödtete und gefangen nahm.

Napoleon war kaum in Dresden angekommen, als ihn diese schlechten Nachrichten ereilten; sofort machte er sich wieder auf den Weg, um den Schaden auszubessern, das böhmische Heer wieder in seinen Thalkessel zurückzutreiben. Jetzt entspann sich eine Reihe von blutigen Kämpfen, wobei wenigstens soviel erreicht wurde, daß Napoleon den Plan aufgab, nach Böhmen einzudringen. Er mußte wieder nach Dresden zurück, denn Blücher war nicht mehr weit von dieser Stadt entfernt. Es konnten sich die unheilvollsten Dinge ereignen, wenn der kühne Husar während seiner Abwesenheit ankam. Während die verbündeten Monarchen noch immer auf eine große Schlacht warteten, welche der Kaiser liefern würde, war dieser bereits wieder in seinem Hauptquartier und er kam niemals wieder nach Böhmen, denn wir nähern uns nunmehr allmählig der Zeit, wo das Netz zusammengezogen wurde, aus dessen Maschen er nur mit Noth und auf kurze Zeit entkam.

4. Blüchers Uebergang über die Elbe. Schlacht bei Wartenburg.

Da, horch! es klirrt der Elbe nah,
Es klirrt von Blüchers Sporn.
Die jungen Jäger, horch, Trarah!
Erschallt ihr fröhlich Horn!

Fr. A. von Stägemann.

Als sich Napoleon überzeugt hatte, daß er nicht im Stande war, das große böhmische Heer im Thalkessel von Teplitz zu erdrücken oder so weit nach Böhmen

hineinzujagen, daß es ihm vor der Hand nicht schadete, wandte er sich wieder gegen Blücher; denn er mußte sich um jeden Preis mehr Raum verschaffen, da er mit jedem Tage fester eingeengt wurde. Wir übergehen die vielen und theilweise blutigen Gefechte; sie hielten Blücher am Vorrücken nicht auf.

Das böhmische Heer, welches endlich zu der Einsicht kam, daß es doch nicht ewig in Böhmen bleiben konnte, begann während der Zeit auf Leipzig vorzurücken, aber es geschah mit einer Langsamkeit, die den Vaterlandsfreund zur Verzweiflung bringen mußte.

Wäre der Blücher nicht gewesen, wer weiß wie lange sich die Spaziergänge der drei großen Armeen noch hinausgedehnt hätten. Er war aber durchaus nicht der Mann, der die Entscheidung auf die lange Bank schob; es brannte ihm ordentlich unter dem Sattel, weiter zu kommen. Ueber die Elbe wollte er und den Feind auf Leipzig drängen, damit er dort in die Klemme gerathe und ganz entscheidend auf's Haupt geschlagen würde.

Seinen Plan hatte er sorgfältig geheim gehalten, bis er am 25. September die Befehle zur Ausführung gab; da entstanden bei den Zögerern nun wieder eine Menge von Bedenklichkeiten, man sah schon im Geiste die ganze Armee geschlagen; man meinte, es müsse sich Unglück über Unglück häufen, wenn der heißblütige Haudegen seinen Plan ausführe. Blücher aber kehrte sich an all das Geklatsch nicht; er ließ die Hunde bellen und folgte seinem muthigen deutschen Geiste, der ihn ja bis dahin noch nicht im Stiche gelassen hatte.

So hoffte er auch den Kronprinzen von Schweden, dem alle Generale mißtrauten, aus seiner Unthätigkeit herauszureißen und ihn zu nöthigen, gleichfalls über die Elbe zu gehen und sich mit ihm zu vereinigen. Er that ihm deßhalb sein Vorhaben zu wissen, und lud ihn ein, gemeinsame Sache mit ihm zu machen.

Der Kronprinz mußte sich nothgedrungen fügen und erklärte sich einverstanden. Blücher glaubte ihm zwar nicht, weil alle seine Werke stets Täuschungen gewesen, aber er gab sich doch den Schein, als halte er sein Versprechen für Ernst und marschirte vorwärts gegen die Elbe. Am 3. Oktober begann der Uebergang bei dem Dorfe Elster, wo er zwei Brücken hatte schlagen lassen.

Gegenüber, in Wartenburg, stand der französische General Bertrand, welcher aber keine Ahnung davon hatte, daß der blitzgeschwinde Blücher hier übergehen und über ihn herfallen wollte.

Am 3. Oktober Morgens um halb sieben Uhr begannen die Brigaden Prinz von Mecklenburg und Steinmetz die Brücke zu passiren und gelangten in kurzer Zeit an das jenseitige Ufer der Elbe; ihnen folgten noch andere Brigaden, und mit ihnen der General York. Sogleich fingen die Feindseligkeiten an, wobei die deutschen Truppen wegen des sumpfigen Terrains mit seinen Gräben und Wasserlachen große Schwierigkeiten im Vordringen fanden.

Der Feind hatte alle Vortheile der Stellung für sich, aber dafür war die Tapferkeit der Preußen um so größer, so daß sich diese Vortheile wieder ausglichen.

Sie setzten sich mit einer Kaltblütigkeit dem Kugelregen aus, als ob ihre Leiber unverwundbar gewesen wären. Wie viele ihrer auch rechts und links niederstürzten, sie standen aufrecht und füllten mit lautem Hurrahruf die Lücken aus, welche die Kanonenkugeln in ihre Reihen rissen. Bis an die Brust im Sumpf und Wasser stürmten sie gegen die von den Franzosen besetzten Dämme an, warfen sich ohne einen Schuß zu thun auf den Feind und jagten ihn aus seiner festen Stellung heraus.

General Horn, von dem York sagte, daß Bayard nur ein Lump gegen ihn gewesen sei, bedeckte sich in dieser Schlacht mit Ruhm, und seiner rastlosen Thätigkeit und steten Unerschrockenheit war ein großer Theil des glänzenden Erfolges zuzuschreiben.

Auch die Franzosen hielten sich wacker und machten den Preußen den Sieg nicht eben leicht; aber mit all ihrer Kriegsgewandtheit und mit all ihrem Selbstgefühle waren sie doch nicht im Stande, es den Preußen, welche für ihre unterdrückte Heimath kämpften, gleich zu thun. Nach einer langen, blutigen Schlacht flohen sie in regelloser Flucht die Elbe hinab, wobei sie bis unter die Kanonen Wittenberg's verfolgt wurden. 1000 Gefangene, 11 Geschütze und 70 Munitionswagen waren die Trophäen, welche in der glorreichen Schlacht bei Wartenburg erbeutet wurden.

Gleich nach der Schlacht schrieb Blücher an den Kronprinzen von Schweden, daß er über die Elbe gegangen sei und bereits auf dem jenseitigen Ufer eine siegreiche Schlacht geschlagen habe. Er forderte ihn

auf, sein Versprechen zu halten, ebenfalls über die Elbe zu gehen und sich mit ihm zu vereinigen. Diese Nachricht kam dem Kronprinzen ungelegen, denn er hatte nicht im entferntesten die Absicht gehabt, sein Versprechen zu erfüllen; auch hatte er nicht geglaubt, daß Blücher wirklich die Verwegenheit haben werde, die Elbe zu passiren.

Jetzt war es eine Sache der Unmöglichkeit für ihn, noch länger zu zögern; er begann am 5. bei Acken über die Elbe zu gehen, aber statt sich mit Blücher zu vereinigen, blieb er bei Dessau stehen; wahrscheinlich wollte er dem Kaiser Zeit lassen, sich auf Blücher zu stürzen und ihn zu vernichten.

Blücher ließ sich davon nicht zurückhalten, er marschirte unaufhaltsam weiter und schlug am 5. sein Hauptquartier in Döben auf, während sein Vortrab bereits Eilenburg erreichte.

Marschall Ney, welcher mit seiner Macht bei Dessau stand, fand sich dem flinken Husaren nicht gewachsen, er zog sich noch an demselben Tage nach Delitsch zurück.

So nähern wir uns denn immer mehr dem Centralpunkte Leipzig, auf dessen Feldern die ruhmreiche Völkerschlacht geschlagen werden sollte.

XIII.

1. Streifzüge.

Doch das Ungewitter braust
An mit Blitzesschnelle.
Ch. Niemeyen.

Es sind noch einige kühne und glücklich ausgeführte Streifzüge zu erwähnen, welche sowohl das Nationalgefühl der Deutschen stärkten als den Franzosen Schrecken einjagten und sie entmuthigten.

Der preußische Oberstlieutenant von der Marwitz unternahm mit nur 400 Landwehrreitern einen Zug nach Braunschweig, eroberte im Fluge die Stadt und machte 25 Offiziere und 350 Soldaten zu Gefangenen.

General Czernitschef wandte sich nach Cassel, der Hauptstadt des Königreiches Westphalen, vertrieb den König Hieronymus, erklärte das Königreich für aufgelöst, gewann 22 Kanonen und die Kriegskasse mit 79,000 Thalern. Auch nahm er den reichen Inhalt des Zeughauses mit sich. Ebenso schnell verjagte Tettenborn die Franzosen aus Bremen und nahm die Stadt ein. Solche Erfolge konnten nur durch die glühende Vaterlandsliebe und den großen berechtigten Franzosenhaß erzielt werden. Wie groß aber auch die herrschende Begeisterung war, davon legt die Thatsache Zeugniß ab, daß sich selbst Frauen in den Reihen der Deutschen befanden, welche mit einer wahren Todesverachtung kämpften.

Von einer dieser Heldinnen

2. Eleonore Prochaska

Mein Bürschchen nahm eine Trommel,
Trum, trum! so marschiert er voran.
Den Sturmschritt hat er geschlagen,
Wir stürmten ohne Verzagen
Den grünen Hügel hinan.

Fr. Förster.

wollen wir hier erzählen.

Sie war die achtzehnjährige Tochter eines invaliden Unteroffiziers zu Potsdam. In jenen Tagen der Begeisterung ließ ihr die Liebe zum Vaterlande keine Ruhe und bald reifte der Entschluß in ihr, thätig am Kampfe Theil zu nehmen. Heimlich und verkleidet verließ sie das elterliche Haus und trat als freiwilliger Jäger zu Fuß in das Lützow'sche Corps.

Aus ihrem ersten Bivouack schrieb sie an ihren fünfzehnjährigen Bruder. Sie schilderte ihm mit glühenden Worten, wie der Entschluß in ihr gereift sei, Soldat zu werden und wie sie sich dann zu diesem Schritte vorbereitet habe. „Ich verkaufte also mein Zeug, um mir eine anständige Mannskleidung zu kaufen, bis ich Montirung erhalte; dann kaufte ich mir eine Büchse für 8 Thaler, Hirschfänger und Czako zusammen 3½ Thaler. Nun ging ich unter die schwarzen Jäger.“ Nachdem sie den Bruder gebeten hat, beim Vater für sie zu bitten, daß er nicht böse sei, fährt sie fort: „Wir exerziren, tirailliren und schießen recht fleißig, woran ich sehr viel Vergnügen finde; ich treffe auf 150 Schritt die Scheibe.“

Sie unterzeichnete sich August Renz, denn diesen Namen hatte sie als freiwilliger Jäger angenommen.

Noch ein zweiter Brief von ihr ist auf die Nachwelt gekommen, in welchem sie erzählt, daß sie für das Corps schneidert, wäscht und kocht, aber gleichwohl an allen Strapatzen Theil nimmt. Während ihres ganzen Soldatenlebens war sie einer der bravsten und tapfersten Soldaten, doch wissen wir wenig Einzelheiten von ihr; nur ihr Tod ist ausführlicher bekannt geworden.

Am 14. September versammelte General Wallmoden 13,000 Mann und vollführte im Verein mit Lützows schwarzer Schaar einen glücklichen Streifzug. Er galt dem französischen General Pecheux, welcher den Wald und das Jagdschloß bei Göhrde besetzt hatte. Wallmoden griff in der Fronte an, während er im Rücken von Lüneburg abgeschnitten werden sollte.

Major Lützow erhielt am 16. September den Befehl, den Feind im Göhrde-Walde anzugreifen. Sogleich wurde der Befehl vollzogen, und in einem anderthalbstündigen Kampfe waren die Franzosen aus dem Walde vertrieben. Leonora hatte ebenfalls ihr Theil dazu beigetragen. Jetzt stürmte Lützow mit seinen schwarzen Reitern vor, wurde aber mit Kartätschen und Bataillonsfeuer empfangen und er selbst erhielt einen Schuß in den Unterleib, so daß er unfähig war, noch ferner am Kampfe Theil zu nehmen. Die Wirkung des Geschützes war so furchtbar gewesen, daß fast alle Offiziere in ihrem Blute schwammen. Die Lützower mußten sich deßhalb zurückziehen, um sich hinter einer Anhöhe zu sammeln.

Während dies geschah, waren die Jäger im Walde zurückgeblieben, da ihre Aufgabe vollbracht war. Einem

Verwundeten wurde eine Kugel aus dem Arme gezogen; als die Operation vorüber und der Arm verbunden war, wollte er versuchen, ob er eine von den Franzosen weggeworfene Trommel schlagen könne. Es ging schlecht. Da nahm ihm der Jäger Renz, unsere Leonora, lachend die Trommel aus der Hand und schlug einen Wirbel wie ein alter Trommler.

Renz, du kannst ja Alles, rief ihr einer der Kameraden zu, du schneiderst, kochst, wäschest, siegst und schießest, wie Keiner es besser versteht, und nun bist du auch noch Tambour. Ein Potsdamer Soldatenkind, rief Renz, muß sich auf Alles verstehen. Lustig weiter trommelnd sang er:

Zusammen, zusammen, ihr Lumpenhund,
Ihr sollt zu Eurem Hauptmann komm,
Ihr sollt 'nen Buckel voll Prügel bekomm.

Das belustigte die Soldaten und sie folgten, etwa 70 Mann dem Trommler lachend und singend aus dem Walde hinaus, wo sie sahen, wie sich ein heftiges Feuer über die zurückweichenden schwarzen Reiter ergoß.

Nun hört aller Spaß auf, rief Renz und schlug den Sturmmarsch. Enthusiasmirt stürmte das Häuflein vorwärts und gegen die gähnenden Kanonen. Auf hundertfünfzig Schritt spieen sie einen Hagel von Kugeln auf die kühnen Jäger aus; die volle Kartätschenladung flog mitten in den kleinen Haufen, so daß viele sterbend hinstürzten. Renz aber schritt muthig vorauf und schlug die Trommel in einem fort. Die Schaar schloß sich durch dieses Beispiel ermuthigt wieder zusammen; in verdoppeltem Sturmschritt ging es auf die Batterie los.

Da kam ein zweiter Kugelregen, der tapfere Trommler stürzte zusammen, er war auf den Tod getroffen. Renz ergriff fallend den Rockschoß des Lieutenants und rief: Herr Lieutenant, ich bin ein Mädchen! Der Mann hatte jetzt keine Zeit zu hören; erst mußte die Batterie genommen werden, und sie wurde genommen durch Renzens Heldenmuth.

Als die Jäger mit den erbeuteten Kanonen zurückkamen, fanden sie Leonora Prochaska im Blute; eine Kartätschenkugel hatte ihr den Schenkel zerschmettert. Heldenmüthig wie sie gefochten, ertrug sie die Schmerzen, kein Laut der Klage kam über ihre Lippen. Am 5. Oktober starb sie in Dannenburg und wurde daselbst mit allen militärischen Ehren begraben.

Ihr Tod war ihres Lebens würdig. Als dem Arzte Thränen entstürzten, sprach sie: Wozu die Thränen? Wir haben ja den Feind besiegt, dem Vaterlande gehört mein Herz und mein Blut.

3. Napoleon verläßt Dresden und marschiert gegen Blücher.

Erhebt euch von der Erde
Ihr Schläfer aus der Ruh,
Schon wiehern uns die Pferde
Den guten Morgen zu.

Max von Schenkendorf.

Nachdem der Kaiser seinen mißlungenen Versuch gegen das böhmische Heer aufgegeben, blieb er lange in Dresden. Von dort aus leitete er alle Unternehmungen, denn er hatte von jeher die Gewohnheit, seinen Marschällen und Generälen nur die Ausführung dessen

zu überlassen, was er mit seinem scharfen Geiste erdachte. Dadurch erhielt seine Kriegsführung eine Einheit, wovon die der Verbündeten keine Spur besaß.

Freilich raubte seinen Generälen das auch die Selbstständigkeit des Handelns und wo Napoleon nicht in Person anwesend war, zogen sie meistens den Kürzern. Ueberhaupt ging Manches nicht nach seinem Wunsche; die Verbündeten waren weit achtungswerthere Feinde, als er geglaubt, und seine Marschälle schienen die alte Bravour verloren zu haben. Alles das blieb nicht ohne Folgen auf sein Gemüth; er fühlte, daß die Stunde der Entscheidung schlagen würde, daß sich sein Geschick vollziehen mußte. Zu den trüben Ahnungen, welche die Seele des großen, bis dahin allmächtigen Kaisers erfüllten, gesellten sich auch noch bittere Vorwürfe, denn er bedachte, wie er sich durch Herrschsucht und Uebermuth die ganze Welt zum Feinde gemacht hatte, und daß von den Vielen, die er aus dem Staube der Niedrigkeit zu Reichthum und Würden erhoben, nur Wenige sein wirkliches Wohl wollten. Eine geringe Anzahl beugte allerdings noch das Haupt vor ihm in den Staub, aber die größere erhob es bereits keck und hielt Umschau nach einem neuen Stern. Außerhalb Frankreich haßte ihn Jeder; innerhalb desselben erhob die alte königliche Parthei ihr Haupt; sie wartete nur auf die Gelegenheit, sich in ihrer wahren Gestalt zu zeigen. Der König von Westphalen, sein eigener Bruder, war bereits von einem kühnen Partheigänger aus seiner Hauptstadt vertrieben, und ihm selbst näherten sich immer mehr die zahlreichen Armeen, welche seiner

Herrschaft ein Ende machen sollten. Das böhmische Heer, welches er nicht im Stande gewesen war, aus dem Thalkessel von Teplitz zurückzudrängen, hatte sich endlich in Bewegung gesetzt und näherte sich immer mehr Leipzig.

Zu alledem gesellte sich nun noch die Nachricht, daß der kühne Blücher nicht allein über die Elbe gegangen sei, sondern auch seinem Heere eine bedeutende Schlacht abgewonnen habe, und daß in Folge dessen der Kronprinz von Schweden nothgedrungen ebenfalls seinen Uebergang gehalten und sich mit Blücher vereinigt habe.

Dieser Blücher, das war sein böser Stern, von dem er sich um jeden Preis befreien mußte. Kurz entschlossen wollte er denselben über die Elbe zurückjagen, um Zeit zu gewinnen, sich auf das böhmische Heer zu stürzen. Am 7. Oktober verließ er deßhalb Dresden, und kam am 8. in Wurzen an, in dessen Umgebung er ein Heer von 120,000 Mann vereinigte. Sein Hauptquartier war jetzt nur noch 4 Meilen von dem Blüchers entfernt.

Am 9. Oktober, Morgens um zehn Uhr hielt er bei dem Dorfe Eulenburg Heerschau und redete die verschiedenen Brigaden in seiner hinreißenden Weise an, die stets seine Truppen in die höchste Begeisterung versetzte.

Sie antworteten ihm mit dem Rufe: Vive l'empereur! Nur die Sachsen, an welche er sich in längerer Rede wandte, weil er fühlte, wie schweres Unrecht er ihnen zugefügt, blieben stumm und schauten düster und mit verhaltenem Zorne darein.

Sie hatten schon lange die Schmach, auf Geheiß ihres Königs gegen deutsche Brüder kämpfen zu müssen, sehr bitter empfunden. Aber der Gehorsam gegen den Landesfürsten hielt sie nicht allein bei den Fahnen, sondern sie kämpften auch mit tadelloser Tapferkeit. So hatten sie es bis auf den letzten Hauch in der Schlacht bei Dennewitz gethan, ihr Lohn war Verkleinerung und Lüge.

Diese böse Saat fing nun an zu reifen; doppelt bitter trat ihnen jetzt die Schmach entgegen, mit dem Erbfeinde wider ihr Vaterland zu kämpfen und so wuchs die Erbitterung; sie hatten auf die schmeichelhafte Rede nur ein dumpfes Schweigen, und in ihrem Herzen stand es fest, daß sie bei der ersten Gelegenheit ihre Waffen gegen Napoleon wenden würden.

Kehren wir zu dem vorbereiteten Unternehmen zurück. Der Zeitpunkt war da, wo Blücher mit unwiderstehlicher Gewalt angegriffen und zermalmt werden sollte, aber der alte Husar, welcher sich einem so furchtbaren Stoße nicht gewachsen fühlte, hatte sich in aller Stille und ohne daß Napoleon es im entferntesten ahnte, zurückgezogen; er war ihm gleichsam zwischen den Fingern durchgeschlüpft. So hatte also der „versoffene Husar" dem großen Kriegsfürsten einen Streich gespielt, der ihn an seiner Klugheit fast irre machen mußte.

Ehe Napoleon daran dachte, befand sich Blüchers Hauptquartier in Halle, von wo ihm der Weg nach Leipzig und die Vereinigung mit dem heranziehenden böhmischen Heere offen stand. Er hatte seine Maßregeln so getroffen, daß der stets vorsichtige oder viel-

mehr stets verrätherische Kronprinz von Schweden gezwungen wurde, ebenfalls die Saale zu überschreiten. Da er aber jetzt noch Grund genug hatte, ihm zu mißtrauen, weil der Kronprinz stets auf seinen Gedanken, sich über die Elbe zurückzuziehen, zurückkam, stand es fest bei ihm, daß dieser zweideutige Feldherr sich nur gezwungen an einer Schlacht betheiligen würde. Um ihn so viel als möglich unschädlich zu machen, suchte er den General Bülow, der unter des Prinzen Befehl stand, für sich zu gewinnen. Dieser, welcher ebenfalls voll Mißtrauen gegen Bernadotte war, nahm den Vorschlag mit Freuden auf und versprach im Nothfalle, dem Prinzen den Gehorsam zu kündigen und sich unter Blüchers Oberbefehl zu stellen.

Jetzt, wo sich die Ebenen von Leipzig jeden Tag mit seinen Feinden füllen konnten, faßte Napoleon einen neuen, kühnen Plan, an dem alle Vortheile der Verbündeten scheitern konnten. Er wollte mit seinem ganzen Heere über die Elbe gehen, Berlin nehmen und den Feind im Norden erwarten und schlagen.

Das war ein Plan, der seinem Feldherrntalent die größte Ehre machte und zudem einen günstigen Erfolg versprach; aber seine Marschälle und Generäle, des ewigen Krieges müde, setzten sich ihm entgegen; man kann sagen, sie verweigerten ihm in einer verschleierten Form den Gehorsam. Das packte den Kaiser entsetzlich. Zwei Tage lang schloß er sich in sein Kabinet ein, und spielte den Alexander. Wie er, mußte er auch schließlich nachgeben, und noch dazu die bittere Neuigkeit erfahren, daß Bayern von ihm abgefallen sei. So erlosch

ein Stern nach dem andern, sein Horizont begann sich immer mehr zu verdunkeln. Da gab er nothgedrungen den Befehl nach Leipzig zu marschieren, wohin sich alle Kräfte der Verbündeten unaufhaltsam zusammenzogen.

Der Kronprinz von Schweden wollte nichts desto weniger über die Elbe zurück, er erkühnte sich sogar, Blücher zu befehlen, sich ihm anzuschließen. Der aber sagte ihm rund heraus, daß er dieses nicht thun würde und legte ihm an's Herz, welche Verantwortlichkeit er auf sich lade, wenn die Verbündeten durch seine Weigerung in Gefahr kämen.

Gezwungener Weise marschierte der Kronprinz nun zwar auf Leipzig, aber er hielt sich doch weit genug im Rückhalt, um nicht gleich bei der Hand sein zu müssen, wenn es losginge. Als er am 16. den Kanonendonner von Leipzig hörte, rührte er sich nicht in seiner Stellung. Das Blut eines jeden Deutschen muß in Wallung gerathen, wenn er sieht, wie dieser Kronprinz Alles that, um mit seinem gewaltigen Heere einen entscheidenden Schlag absichtlich zurück zu halten. Daß die Verbündeten dennoch triumphirten, lag wahrlich nicht an ihm! Zum Schluß freilich, als er sich überzeugte, daß die dreitägige Völkerschlacht auch ohne ihn gewonnen würde, kam auch er herbei, um die Lorbeeren mit aufzulesen, welche dem großen Korsen entfielen.

Am 12. Oktober war das Hauptquartier des böhmischen Heeres nach Altenburg gekommen; vor seinem Andrange zog sich der König von Neapel bis in die Nähe von Leipzig zurück. Am 14. rückte der immer

langsame und bedächtige Schwarzenberg um einige Meilen vorwärts. Bei dieser Gelegenheit kam es bei Liebertwolkwitz zu einem Reitergefecht, bei welchem die Franzosen den Kürzern zogen. War dies auch der einzige Sieg, den das böhmische Heer auf seinem langsamen Zuge nach Leipzig erfochten hatte, so war er doch nicht ohne Bedeutung; denn so nahe dem Tage der Entscheidung kräftigte er den Muth und das Selbstvertrauen der Soldaten und des Oberfeldherrn, welch letzterer bisher die Tatzen des großen Kriegslöwen mit allzugroßer Aengstlichkeit vermieden hatte.

Am 15., demselben Tage, an welchem Blücher aus seiner Stellung hinter der Saale aufbrach, um sich Leipzig zu nähern, verlegte Schwarzenberg sein Hauptquartier nach Pegau, und von hier aus übersandte er ihm auch den Plan zur Schlacht für den morgigen Tag.

XIV.

Die Schlacht bei Leipzig am 17., 18. und 19. Oktober.

Wo kommst du her in dem rothen Kleid,
Und färbst das Gras auf dem grünen Plan?
Ich komme her aus dem Männerstreit,
Ich komme roth von der Ehrenbahn:
Wir haben die blutige Schlacht geschlagen,
Drob müssen die Weiber und Bräute klagen.
Da ward ich so roth.

Ernst Moritz Arndt.

1. Einleitung.

So viel blutige Kämpfe auch auf den Blättern der Geschichte verzeichnet stehen, so ist doch kaum eine Schlacht vom grauen Alterthum bis auf unsere Tage

geschlagen worden, die von solcher Wichtigkeit und Entscheidung war. Sie veränderte plötzlich die große Weltlage. Europa nahm eine andere Gestalt an.

Die Schlacht von Leipzig ist nicht ohne Grund die Völkerschlacht genannt worden, denn mit Ausnahme der Türken waren alle Völker Europas bei derselben betheiligt. Drei Kaiser: der Kaiser von Frankreich, der Kaiser von Oesterreich, der Kaiser von Rußland — drei Könige: der König von Preußen, der König von Sachsen und der König von Neapel, sowie die Kronprinzen von Preußen und Schweden waren in Person bei den Heeren zugegen, und die furchtbaren Kriegsmassen wurden von den bewährtesten Feldherrn jener Zeit geführt. Man kann also mit Recht sagen, daß sich bei keiner Schlacht so viele gekrönte Häupter, eine solche reiche Zahl von Talenten, ein so strahlendes Gestirn von Berühmtheiten zusammengefunden habe.

Auf den weiten sächsischen Ebenen, rings um Leipzig, da sollten die eisernen Würfeln fallen, die dem Kaiser Napoleon das Spiel verloren, da sollte seine Macht für alle Zeiten erschüttert werden; da sollte die Krone einen jähen Stoß erhalten, die schreckliche Krone, die er mit Blut auf seinen Locken festgekittet hatte.

Die Einwohner von Leipzig hatten bisher immer geglaubt, die Entscheidungsschlacht werde bei Dresden geschlagen werden; wie erschraken sie deßhalb, als sich nach und nach das Ungewitter um ihre Mauern zusammenzog!

Die ganze Stadt lag voller Kranken und Verwundeten; es gab kaum Hände genug, dieselben zu

pflegen. Die Zustände waren schon lange unerquicklich gewesen, und nun gesellte sich die Aussicht auf eine Schlacht in ihrer unmittelbaren Nähe noch dazu. Vom 13. an rasselten Tag und Nacht Kanonen und Munitionswagen durch die Stadt, erdröhnte das Pflaster von den Hufen unzähliger Pferde, wurden die Einwohner vom Geklirre der Waffen, vom Wirbeln der Trommeln, vom Schallen der Hörner und Trompeten erschreckt.

Traurig, sehr traurig, sah es in der Umgegend von Leipzig aus, denn die Franzosen schleppten alle Lebensmittel, derer sie habhaft werden konnten, mit sich fort.

Pferde, Kühe, Ochsen, Schafe, Heu, Stroh, Getreide, Butter, Eier, Geflügel, mit einem Worte, alles Eß- und Trinkbare wurde ihnen mit Gewalt unter Fluchen und Kolbenschlägen entrissen. Es war der letzte Raub, den sie hier begingen.

Am 14. kam auch der Kaiser, ritt durch die Stadt und ließ sich unterhalb derselben einen Tisch aufstellen, wo er die Karte des Kriegsschauplatzes studierte, während der König von Sachsen, sein verblendeter Verbündeter, in Leipzig Schutz vor dem nahenden Feinde suchte. Gegen alle Ehre hatte er die Vaterlandsliebe mit Füßen getreten, sich und sein Volk dem Kaiser verkauft und nun war ihm nichts geblieben, als die einzige Stadt Leipzig, wo selbst der geringste Bürger ihn mit Haß und Verachtung betrachtete. Noch freilich waren sie in den Händen des Unterdrückers, noch durften sie ihren gerechten Unwillen nicht laut werden

lassen, aber es schlug ihm keine einzige Brust mehr in Liebe entgegen. Ob der übelberathene König wohl empfand, daß Napoleons Stern im Sinken war und daß er im Niederfallen nothwendig mit dem Meister auch den Diener zerschmettern mußte?

Am 15. Oktober hatten die beiderseitigen Heere ihre Stellung eingenommen; von den Kirchthürmen herab sah man die ganze Ebene mit ungeheuren Massen von Soldaten bedeckt, welche sich bereits in Schlachtordnung aufgestellt hatten und den ganzen Tag damit verbrachten, sich auf die entscheidende Völkerschlacht vorzubereiten.

Um 8 Uhr Abends stiegen drei weiße Raketen in Pegau auf, denen vier rothe von Halle aus Antwort gaben. Das war die leuchtende Sprache der Verbündeten; vom Himmel herab riefen sie sich mit feurigen Zungen die Botschaft zu, daß morgen die Schlacht beginnen werde. Dann lagerte sich die dunkle Nacht auf die Reihen der Freunde und Feinde. Zum letztenmale deckte ihr Schlummerflügel Tausende zu, deren warmes Herzblut morgen das Feld röthen sollte. Zum letztenmale leuchteten ihnen die Sterne zum Schlafe.

Die Truppen der Verbündeten legten sich mit der Erinnerung an den Aufruf, den Schwarzenberg an diesem Tage erlassen hatte, zur Ruhe. Er gab ihnen viel zu denken. Er lautete:

Die wichtigste Epoche des heiligen Kampfes ist erschienen, wackere Krieger! Die entscheidende Stunde schlägt! Bereitet euch zum Kampfe! Das Band, welches mächtige Nationen zu einem Zwecke vereinigt, wird

auf dem Schlachtfelde enger und fester geknüpft; Russen, Preußen, Oesterreicher! Ihr kämpft für Eine Sache, kämpft für die Freiheit Europa's, für die Unabhängigkeit Eurer Söhne, für die Unsterblichkeit Eurer Namen. Alle für Einen! Jeder für Alle! Mit diesem erhabenen Rufe eröffnet den heiligen Kampf. Bleibt ihm treu in der entscheidenden Stunde, und der Sieg ist Euer!

Wäre das Feuer der Begeisterung nicht so groß gewesen in den deutschen Herzen, so hätte es dieser Aufruf wahrlich nicht entzünden können; er ist so kalt wie möglich. Man vermißt jegliches Versprechen, daß das deutsche Volk es künftig besser haben solle. Jetzt, wo man den Bären in der Falle hatte, fing man schon an, zu vergessen, daß das Volk seine Fürsten befreite; man dachte jetzt nur an sich; als das Volk seine Schuldigkeit gethan hatte, konnte man es entbehren.

Erster Tag.

2. Die Schlacht bei Wachau.

Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht,
Da brach den Franzosen das Glück und die Macht,
Da lagen sie sicher nach blutigem Fall,
Da ward der Herr Blücher ein Feldmarschall.

E. M. Arndt.

Der Morgen war kalt und trübe, Regen und Nebel füllten die Umgebungen des Schlachtfeldes und dieses selbst; erst gegen 10 Uhr nahm der Himmel eine freundlichere Gestalt an und spendete sein Licht zu dem blutigen Werke.

Trotz der Dunkelheit und des Regens aber standen die Truppen der Verbündeten schon um 6 Uhr

unter dem Gewehre und um 8 Uhr gingen sie in vier großen Angriffssäulen auf Markkleeberg, Wachau und Liebertwolkwitz vor. Kaiser Alexander und der König von Preußen begaben sich auf die Höhen von Gülden-gossa, um dort dem Kampfe zuzusehen und, wenn nöthig, in denselben einzugreifen.

Napoleon kam früh nach Liebertwolkwitz und mu-sterte durch sein Fernrohr die heranrückenden Feinde. Um 9 Uhr verkündigten ihm drei Signalschüsse der Ver-bündeten den Angriff gegen seine Truppen. Schon flogen die Kugeln über ihn und sein Gefolge hinweg und schlu-gen in seine Regimenter ein. Der Kaiser begab sich nach Wachau zu seinem Centrum. Sogleich begann eine furchtbare Kanonade auf beiden Seiten; die Schüsse fielen so hageldicht, in solchen Massen aufeinander, daß man nicht mehr im Stande war, sie zu zählen; es war vielmehr ein anhaltendes Donnern, in welchem der ein-zelne Knall vollständig verloren ging. Die Erde er-bebte, die Luft verfinsterte sich vom Pulverdampfe, Nie-mand hatte jemals eine solche Kanonade gehört; selbst die ergrauten Krieger Bonapartes, welche so oft in den heißesten Schlachten gestanden, erinnerten sich nicht eines solch schrecklichen Gebrülls, gegen welches alles Getöse der Welt nur zahm und sanft war. Und diese Kanonade dauerte volle fünf Stunden. Da mochte wohl das muthigste Herz erbeben, der tapferste Krieger ein Grauen empfinden. In der Stadt erscholl Wehklagen und Jam-mergeschrei, aus den Dörfern flüchteten in gräßlichster Angst die Bewohner, es war ein haarsträubender Wirr-warr rings umher, das Elend und die Noth furchtbar.

Die Schlacht wüthete in einer erschrecklichen, blutigen Wildheit in und bei den drei genannten Orten. Die Kanonenkugeln rissen blutige Furchen in die dichtgedrängten Reihen des Fußvolkes und der Reiterei. Ganze Glieder stürzten sterbend, wuthschreiend zusammen, um niemals wieder aufzustehen. Das Knattern des Kleingewehrfeuers, das Stampfen der Pferdehufe, das Klirren der Waffen, das Geschrei des Commando's, alles das machte einen so betäubenden Lärm, als ob der jüngste Tag mit seinen Schrecknissen im Anzuge sei.

Die Vernichtung wogte hin und her bis 4 Uhr Nachmittags; um diese Zeit hatte Napoleon vielfache Vortheile errungen. Wachau und Liebertwolkwitz waren in seinen Händen, die Verbündeten an mehreren Stellen zurückgedrängt. Da hielt der Kaiser die Schlacht für gewonnen und schickte unverweilt Boten nach Leipzig und in die umliegenden Dörfer, den Befehl ertheilend, überall die Glocken zu läuten, um seinen Sieg in die Ferne zu verkündigen.

Das Läuten geschah, denn Niemand hätte sich unterstanden, den Befehlen des Gewalthabers nicht zu folgen, aber die Schlacht war so wenig gewonnen, die Kanonen brüllten noch so laut, daß man vor ihrer ehernen Stimme die Glocken nicht einmal hörte. Sie endete erst mit der einbrechenden Dunkelheit und brachte für heute noch keine Entscheidung.

3. Schlacht bei Möckern.

Es läutet Sieg vom Thurm herab.
Da bringt von Möckern her
Der Marschall ihm, zerbrochen Stab,
Zerbrochen Sporn und Speer.

Fr. A. von Stägemann.

Blücher hatte, wie wir bereits wissen, noch einmal den Versuch gemacht, den Kronprinzen von Schweden zur Theilnahme an der Schlacht zu bestimmen. Wir wissen ebenfalls, daß er an dem mehr als zweideutigen Bundesgenossen scheiterte. Für Blücher konnte das kein Grund sein, sich ebenfalls theilnahmslos zu verhalten; unbekümmert um den Ausgang brannte es ihm nur in den Fingern, mit dem Feinde zusammen zu kommen. Früh Morgens setzte er sich mit seiner Reiterei in Bewegung gen Leipzig. Als er um 9 Uhr den Kanonendonner des böhmischen Heeres hörte und sich also überzeugte, daß die Schlacht in seiner Nähe bereits begonnen habe, da schwoll sein Herz und vorwärts ging's in unaufhaltsamer Eile, alles, was er Feindliches auf seinem Wege antraf, niederwerfend.

Bei dem Dorfe Möckern warf sich ihm der Marschall Marmont mit bedeutenden Streitkräften entgegen.

Um 3 Uhr Nachmittags, dieselbe Zeit, wo das böhmische Heer im Süden von Leipzig schon in Nachtheil gerieth, erfolgte der erste Angriff auf Möckern und der heftige Kanonendonner zeigte dem böhmischen Heere an, daß Blücher im Norden von Leipzig den Kampf aufgenommen hatte.

Und was für ein Kampf war das! Die Preußen stürmten das Dorf und wurden von einem wahren

Hagelwetter von Kugeln überschüttet, so daß sie sich nicht halten konnten. Sie stürmten es zum zweiten und drittenmale; jedes Haus, jede Scheune, jeder Stall war zu einer Festung geworden, aus welcher die Franzosen auf sie feuerten. Sie fielen zu Hunderten, so daß jedes Plätzchen Boden von ihren Leichen bedeckt war. Zu kleinen Häuflein zusammengeschmolzen, verwundet, hungrig, todtmüde, sammelten sie sich immer wieder, stürmten mit lautem Hurrah gegen die verderbensprühenden Batterien. Alle Tapferkeit aber wollte nicht ausreichen; schon begann das Fußvolk zu wanken, schon hielt man die Schlacht für verloren; da stürmte der Major Friedrich von Sohr mit seinen drei Jägerschwadronen herbei, ritt zwei feindliche Bataillone, welche im Sturme anrückten, über den Haufen und sprengte im vollen Laufe hinter Möckern auf die Anhöhe los, wo die französischen Batterien eine so furchtbare Masse von Eisenbällen ausspieen. Im ersten Anlaufe nahm er dem Feinde 6 Kanonen; im Laufe des jetzt sich entspinnenden Gefechtes wurden noch 9 Kanonen und 5 Pulverwagen gewonnen. Mit diesem glücklichen Sturme war die Zeit zum allgemeinen Vorrücken gekommen; die Sturmtrommeln aller Bataillone ertönten; mit Begeisterung und Hurrahgeschrei drang die gesammte, wenn auch sehr zusammengeschmolzene Macht vor. Da war es mit den Franzosen aus; überritten und zersprengt flohen sie in unordentlicher Hast, von den Preußen verfolgt, bis nach Gohlis, nahe bei Leipzig. Blücher hatte mit der Dämmerung einen entscheidenden Sieg erkämpft. 1 Adler, 2 Fahnen, 53 Kanonen,

2000 Gefangene und eine Menge von Munitionswagen fielen ihm in die Hände. Marmont selbst war in der Schlacht verwundet worden.

4. Gefecht bei Lindenau. Napoleon macht Friedensanerbietungen.

Drei Tag und drei Nacht
Hat man gehalten Leipziger Messen,
Hat euch mit eiserner Elle gemessen,
Die Rechnung mit euch in's Gleiche gebracht.
Fr. Rückert.

Der Feldzeugmeister Gyulai und General Bertrand maßen an demselben Tage ihre Kräfte bei Lindenau. Der Ort gerieth dabei in Brand; nach blutigem Gefechte endete der Tag damit, daß Gyulai sich nach Markranstädt zurückzog.

Um 6 Uhr fielen überall auf dem weiten Schlachtfelde die letzten Kanonenschüsse; die Nacht deckte den gräßlichen Anblick der Tausende, welche blutend und verstümmelt umherlagen. Mitleidig verschleierte die Dunkelheit dieses Bild voll Grauen und Entsetzen, aber die Seufzer der Sterbenden erfüllten auch jetzt noch die Felder und Wälder. Wie viele Tausende, welche mit freudigem Muthe hinausgezogen waren, sich mit Ruhm zu bedecken und das Vaterland von der schwerlastenden Hand des Tyrannen zu befreien, kämpften jetzt einsam und verlassen, ohne jeglichen Freundesbeistand und ohne die Tröstungen der allezeit aufrichtenden Religion den Todeskampf.

Diejenigen Verwundeten, welche noch im Stande waren, sich mit ihren verstümmelten Gliedern weiter

zu schleppen, arbeiteten sich aus den Blutlachen empor und gingen nach Leipzig, wo sie Hülfe und Verband zu finden hofften.

Gegen sechstausend dieser Unglücklichen kamen am Abende und während der Nacht in Leipzig an. Die Stadt war schon so überfüllt, daß man nur mit der äußersten Anstrengung ein Plätzchen für sie fand.

Die ganze Nacht erfüllte ihr schmerzliches Stöhnen die Straßen, ganz Leipzig war ein großes Hospital, alle Einwohner Krankenwärter, Tröster und Helfer geworden.

Napoleon ließ nach Beendigung der Schlacht sein Zelt bei der alten Ziegelscheune aufschlagen; dort saß er, von seinen Garden umlagert, und überdachte im Geiste die unheilschwangere Zukunft. Düster und in sich gekehrt, sah er wohl, was kommen würde. Von allen Seiten eingeengt, mußte er schließlich die Schlacht verlieren; geschah dieses, so sah es schlimm um ihn aus. Mit seiner Weltherrschaft war es zu Ende.

Sein Stolz bekam bei diesen Betrachtungen einen gewaltigen Stoß; er begann sich vor dem Finger Gottes zu beugen. Frieden wollte er anbieten und durch die unblutige Form der Unterhandlung retten, was er mit der Schärfe des Schwertes nicht länger erhalten und vertheidigen konnte.

Da ließ er den gefangenen General Meerfeldt zu sich rufen, bat ihn, seine Friedensvorschläge den Verbündeten zu überbringen, und das Gewicht seiner ganzen Beredtsamkeit in die Wagschaale zu werfen, um die Souveraine seinen Vorschlägen geneigt zu machen.

In seinem Schreiben an den Kaiser Franz von Oesterreich, seinen Schwiegervater, versprach er die Räumung aller Festungen bis zum Rhein, Verzichtleistung auf den Rheinbund, die Abtretung von Illyrien und Spanien, sowie die Unabhängigkeit Italiens und Holland's.

Hätte sich sein Stolz früher entschließen können, diese Opfer zu bringen, so würden die Verbündeten ohne Zweifel mit beiden Händen zugegriffen haben, um vor dem stets drohenden und alles verschlingenden Löwen Ruhe zu bekommen. Jetzt aber war es zu spät; seine Zögerung wurde für ihn selbst verderblich und verhängnißvoll. Man wollte nicht allein den Rhein zurück, sondern Alles, was seine Raubgier genommen. Seine Friedensvorschläge wurden gar nicht beantwortet, so weit war es schon mit dem großen Imperator gekommen; man brauchte auf seinen Zorn keine Rücksicht mehr zu nehmen.

Zweiter Tag, 17. Oktober.

5. Blücher kämpft allein.

Was blasen die Trompeten? Husaren heraus?
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus,
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

E. M. Arndt.

Da das böhmische Heer am vorigen Tage viel gelitten und etwas Terrain verloren hatte, so war bei den drei Monarchen, die sich am heutigen Morgen bei dem Heere versammelten, keine Neigung vorhanden, den Kaiser anzugreifen; doch stellten sie das Heer in Schlacht-

ordnung auf, um sich zu vertheidigen, wenn Napoleon seiner Seits angriff.

Der Kaiser aber machte ebenfalls keine Miene zum Angreifen, und so wäre der Tag wohl ohne Blutvergießen vergangen, wenn nicht der immer schlagfertige Blücher gewesen wäre. Er trieb den Feind bis unter die Mauern von Leipzig, nahm Kanonen, machte Gefangene und fühlte sich recht vergnügt in dem weitern Vordringen. Jetzt, dachte er, werde er dem Kaiser wohl nahe genug unter die Augen kommen, um ihm zu zeigen, daß „der versoffene Husar" doch auch kein zu verachtender Feldherr sei.

Schon war er im Begriffe, Leipzig selbst anzugreifen, als ihm vom böhmischen Hauptquartier die unerwartete Nachricht kam, der allgemeine Angriff sei für den folgenden Tag aufgehoben.

Napoleon verhielt sich den ganzen Tag über ruhig, ernst und in sich gekehrt; auch der König von Neapel, welcher ihm schon am frühen Morgen einen Besuch machte, war schweigsam und schien ebenfalls die ganze Größe der Gefahr zu ahnen, die ihrer wartete.

Von Stunde zu Stunde wurden die Nachrichten trüber, das Gesicht des Kaisers immer sorgenvoller. Diejenigen Personen, welche den Kaiser zu umgeben pflegten, die sich in seiner Sonne badeten und vor seinem Zorne sich krümmten, standen bestürzt umher; denn so hatten sie ihren Kaiser noch niemals gesehen. Welche furchtbaren Ereignisse mußten im Anzuge sein, wenn selbst ihm, dem Herrn des Sieges, dem Fürsten der Schlachten, der Muth gebrach? Dumpfes Schweigen

herrschte auch an dem kaiserlichen Wachtfeuer; Jedermann brachte die Empfindung mit, daß die Sache ihres Gebieters verloren sei. An Sieg war nicht mehr zu denken; dennoch mußte man auf Tod und Leben kämpfen, um den Ueberlebenden den Rückzug, dem Kaiser den Weg nach Frankreich zu sichern.

Dritter Schlachttag.

6. Angriff des böhmischen Heeres.

Ob weit die Menge der Feinde sich dehnt: Hinein!
Ob weit der Rachen der Hölle gähnt: Hinein!
Wir fassen die Schwerter mit heiliger Hand,
Mit Gott, für König und Vaterland,
Hinein, hinein, hinein!

Fr. Leonard von Soltau.

Am 18. Oktober, dem Entscheidungstage, erhob sich Napoleon schon um 2 Uhr Morgens, verließ sein Zelt und begab sich zum Marschall Ney und dem General Bertrand, um ihnen die Stellung anzugeben, welche seine Truppen heute einnehmen sollten.

Er zog sein ganzes Heer näher an Leipzig und umgab diese Stadt mit einem großen Ringe von Bewaffneten und Kanonen. Einen noch größern Ring aber bildete die ungeheure Schlachtlinie der Verbündeten, welche die der Franzosen weithin umschloß. Zwei furchtbaren Ungethümen gleich, aus deren Rachen unter schrecklichem Donnern Feuer, Flammen und schneidende Schwerter fahren, standen sich die Heere gegenüber.

Die Verbündeten frohlockten, daß endlich der Tag angebrochen war, wo sie den unbesiegten Imperator zu erdrücken dachten; und die Franzosen mußten nothgedrungen für ihr Leben kämpfen, Bedingungen genug,

daß die Schlacht furchtbar blutig werden mußte. Die Verbündeten zählten 290,000, die Franzosen 150,000 Mann, zusammen also beinahe ein halbe Million Streiter mit all ihrem furchtbaren Tödtungsapparat, wozu in erster Linie etwa tausend Kanonen gehörten.

Am heutigen Tage brach die Sonne hell und leuchtend aus den Regenwolken, die so lange trüb und traurig über der blutgetränkten Erde geschwebt hatten, hervor; der Himmel nahm gleichsam Antheil an der Freude, die sich nun bald über das ganze große Vaterland verbreiten sollte.

Der erste Hauptangriff des böhmischen Heeres war gegen das nur 1¼ Stunden von Leipzig entfernte Dorf Probsthaida gerichtet. Die Franzosen hatten es mit ihrer bekannten Geschwindigkeit in der Eile zu einer Festung umgestaltet; fast jedes Haus hatte seine Schießscharten und eine Besatzung, die bereit war, ihr Leben zu opfern. Das Dorf wurde im wilden Sturme, unter einem schrecklichen Feuer von den preußischen Brigaden Prinz August und Pirch, sowie von dem zweiten russischen Infanterie-Corps des Prinzen Eugen von Würtemberg zu wiederholten Malen genommen, aber Napoleon erkannte die ganze Wichtigkeit dieses Dorfes so wohl, daß er alle seine Kräfte daran setzte, den Feind jedesmal wieder hinauszuwerfen. Der Kampf dauerte unter furchtbarer gegenseitiger Erbitterung bis zum Abend, ohne daß der eine oder andere Theil besondere Vortheile erreicht hätte.

Um 2 Uhr Nachmittags griff General Beningsen bei Zuckelhausen, Holzhausen und Baalsdorf den Feind

an. Bei Zuckelhausen stieß er auf die Division Marchand, welche ganz aus Hessendarmstädtern und Badensern bestand. So erneuerte sich hier, wie so oft in diesem Kriege, der traurige Umstand, daß Deutsche gegen Deutsche kämpften. Zwei Stunden lang mordeten sich die Brüder, bis endlich die Division Marchand weichen und Beningsen das Dorf überlassen mußte. Ebenso wurde Holzhausen und Baalsdorf erobert.

7. Uebergang der Sachsen und Würtemberger.

Und alle Völker deutscher Zungen,
Die lange blut'ger Haß entzweit,
Ein Hochgefühl hat sie durchdrungen,
Geendet ist der alte Streit.
Der Sachse hält nicht mehr zum Feinde,
Der Schwab und Baier sind uns Freunde.
Ihr wollt, und schon seid ihr befreit.

Friedrich Förster.

Wir haben bereits gehört, daß die Sachsen und Würtemberger nur nothgedrungen beim Feinde blieben, und eine Gelegenheit herbeisehnten, wo sie sich mit den deutschen Brüdern vereinigen könnten. Zu diesem Entschlusse wurden sie hauptsächlich durch das Nationalgefühl gedrängt, denn es trieb ihnen das Schamgefühl in die Wangen, daß sie im Vereine mit dem Usurpator gegen ihr eigenes Vaterland kämpfen mußten.

Aber es gab auch noch andere Gründe, welche ihnen das Bleiben bei den Franzosen verleideten. Trotz ihrer selbstverleugnenden Tapferkeit wurden sie von ihnen schlecht behandelt; wie es eben im Charakter dieses Volkes liegt, nahmen sie überall das Beste für sich, und

benachtheiligten ihre deutschen Mitkämpfer bei jeder Gelegenheit, wo sie nur konnten.

Welchen Eindruck ein solches Verhalten, von dem selbst der große Napoleon nicht frei war, auf sie machte, haben wir bereits bei der Gelegenheit erwähnt, wo sie allein kein: Vive l'empereur! für den Kaiser hatten.

Jetzt, in der gewaltigen Entscheidungsschlacht, mußten sie ihr Vorhaben zu Ende führen; schon am nächsten Tage konnte es zu spät sein. Um indessen in einer so wichtigen Sache nicht ganz auf eigene Faust zu handeln, fertigten sie einen Botschafter nach Dresden zu ihrem Könige ab, legten ihr Vorhaben offen dar und baten um seine Erlaubniß.

Der König war weit entfernt, ihnen diese zu geben; er meinte im Gegentheile, jetzt müßten sie erst recht bei ihrem Könige aushalten. Die Antwort war glücklicher Weise so allgemein gehalten, daß die Sachsen sie anders auslegten, und dem Vortheile ihres Königs am besten zu dienen glaubten, wenn sie keinen Augenblick zögerten, zu ihren Brüdern überzugehen. Sie führten es zum größten Aerger der Franzosen aus, wurden von Blücher sehr freundlich empfangen, und hinter die Fronte geführt.

Ryssel und Brause, die beiden Anführer, wurden zum Könige von Preußen und zum Kaiser Alexander beschieden, welche sich auf dem Monarchenhügel zwischen Probstheida und Liebertwolkwitz befanden, wo sie ebenfalls freundlich empfangen wurden und ihren Dank für diese echt deutsche Gesinnung erhielten. Der König von Preußen aber konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, daß sie lange hätten auf sich warten lassen.

Dieser Uebertritt rettete dem Könige von Sachsen die Hälfte seines Landes. Wäre er nicht erfolgt, so würde wahrscheinlich Sachsen aus der Reihe der deutschen Königreiche gestrichen worden sein.

8. Das Nordheer.

> Die Schweden hielten an Reserve! —
> „Laß uns siegen oder sterben!"
> Rief der Landwehr Bülow zu.
>
> Fr. Förster.

Der Kronprinz von Schweden machte noch bis zum letzten Augenblicke Schwierigkeiten, an der Schlacht Theil zu nehmen. Als er aber nun mit Gewalt hineingezogen wurde, wußte er es doch so einzurichten, daß er erst um 4 Uhr Nachmittags auf dem Schlachtfelde ankam. Es blieben bis zur Dunkelheit also nur noch 4 Stunden für den Kampf übrig.

Auch jetzt wollte er noch die Hände in den Schooß legen, aber Bülow, froh, endlich an der großen Aktion Theil nehmen zu können, strengte sich unmenschlich an, seine Leute und seine Kanonen in die Nähe von Paunsdorf zu bringen, wo er sogleich die Schlacht aufnahm, und in rascher Folge die Dörfer eroberte, welche auf seinem Wege nach Leipzig lagen. Bei einbrechender Dunkelheit hatte er die Franzosen bis in die Kohlgärten von Leipzig zurückgetrieben, und es würde noch mehr geschehen sein, wenn der Kronprinz ihn nicht mit Gewalt vom weitern Vordringen zurückgehalten hätte.

Langeron hatte um 3 Uhr Nachmittags das Dorf Schönfeld angegriffen, in welchem sich die Franzosen mit der äußersten Hartnäckigkeit hielten. Dieser Kampf um

Schönfeld gehört zu den blutigsten des ganzen Krieges. Es war ein Graus und ein Blutbad, welches jeglicher Beschreibung trotzt. Ueberall schlugen die Flammen aus den Dächern und den Fenstern heraus; der Kirchthurm brannte und stürzte krachend zusammen, in seinem Falle die Streitenden begrabend. Der Donner der Kanonen, das Platzen der Granaten, das Knattern der Gewehre, das Geschrei der Kämpfenden, das Aechzen der Verwundeten und Verschütteten — alles das bot ein ganz entsetzliches Bild, wofür selbst die schreiendsten Farben zu matt und dunkel sind.

Dreimal ging das Dorf von einer Hand in die andere, bis Langeron es zuletzt mit dem Verlust von 4000 Mann behauptete.

9. Blücher, Gyulai bei Lindenau.

Kaiser, König, alliirte Soldaten,
Werft mit Bomben, Haubitzen und Granaten:
Verschont nicht Bonapart, den Tyrann,
Schlaget wie mit Feuer und Flammen
Auf dem Schlachtfeld die Franzosen zusammen,
Greift mit Blut und Rache an.
Fr. Leonard von Soltau.

Blücher, der einzige von den drei Oberfeldherrn, dem es immer zu lang wurde, bis er an den Feind kam, hätte am 18. Oktober sehr bedeutende Lorbeeren erndten können, aber der Kronprinz von Schweden hatte die Hälfte seiner Armee gefordert, um sich überhaupt zum Vorrücken bestimmen zu lassen. Blücher trat sie ab, kein Preis schien ihm zu hoch, den Prinzen endlich zum Handeln zu bringen.

Es versteht sich von selbst, daß Blücher nun keinen

Hauptangriff unternehmen konnte, aber seine stille Verzichtleistung auf die Lorbeeren, die ihm doch vor Allen gebührten, zeigt erst recht seine Größe. Er opferte gerne den eigenen Vortheil, um dem großen Ganzen von Nutzen zu sein. Wer an seiner Stelle würde dieses Opfer gebracht haben?

Feldzeugmeister Gyulai sollte den General Bertrand bei Lindenau angreifen, aber er zögerte so lange, bis er selbst angegriffen wurde. Bertrand drängte Gyulai zurück und marschierte nun seinerseits von Leipzig weg und gab nicht eher Rast, bis er Weissenfels erreichte. Dadurch war dem französischen Heere der Weg zum Rückzuge geöffnet. Es scheint, daß der Obergeneral Schwarzenberg es gerne sah, daß er dem gefürchteten Kriegslöwen mit Vergnügen einen Weg offen ließ, auf dem er entweichen konnte. Wäre Blücher Oberfeldherr gewesen, er hätte sicherlich die Falle zugemacht und das französische Heer bei Leipzig abgeschlachtet.

Am Abend veranstaltete Schwarzenberg eine Zusammenkunft der Heerführer bei den Monarchen, um zu berathen, was auf den morgenden Tag zu thun sei. Er schlug vor, den Kaiser immer fester einzuschließen, und Leipzig selbst anzugreifen. Blücher und Kaiser Alexander hatten die Ansicht, Napoleon werde sich am andern Tage zurückziehen und den Keulenschlägen der Verbündeten nicht länger Stand halten. Blücher verlangte deßhalb 20,000 Pferde, um ihn auf seinem Rückzuge aufzureiben. Sie wurden ihm nicht bewilligt; Schwarzenberg fürchtete ihn zu sehr; auf

seine eigene Faust und Verantwortlichkeit schickte er aber doch noch an demselben Abende das Corps von York zu diesem Zwecke nach Halle.

10. Napoleon am Wachtfeuer. Der Rückzug beschlossen.

Orakel haben längst geklungen,
Sie deuteten des Riesen Fall:
Max von Schenkendorf.

Der Kaiser hatte sich den ganzen Tag bei der sogenannten Tabacksmühle aufgehalten und von hier aus das Gefecht geleitet; als das Schießen allmählich nachließ und die Nacht niedersank, saß er am Wachtfeuer und überdachte seine Lage. Seit drei Tagen hatte er sich muthig geschlagen und gegen ein überlegenes Heer gehalten, aber er war jetzt von allen Seiten eingeschlossen, nur ein einziger Weg zum Abzuge stand ihm noch offen. Er durfte es nicht wagen, gegen die Uebermacht zu kämpfen, wenn er nicht förmlich erdrückt werden wollte; deßhalb entschied er sich nun bestimmt für den Rückzug.

Er theilte an seinem Wachtfeuer Berthier den Plan dieses Rückzuges mit, und dieser dictirte einigen Adjutanten den Befehl.

Am Feuer auf einem Schemel sitzend sank Napoleon in Schlummer, denn er war müde und abgespannt von den Anstrengungen des Tages; die Generäle umstanden ihn schweigend. Nach einer Viertelstunde erwachte er wieder, schaute wie verwundert um sich, und fuhr fort, seine Befehle zu ertheilen. Da schlug eine Granate in das Wachtfeuer und warf dasselbe auseinander. Die

umhergeschleuderten Feuerbrände wurden wieder zusammengelesen und von Neuem in Brand gesetzt. Kaum war es geschehen, so kam eine zweite Granate, welche abermals das Feuer auslöschte.

Napoleon blieb ruhig und ernst, befahl aber, kein Feuer wieder anzuzünden.

Um 8 Uhr ritt er von dem Schlachtfelde hinweg und begab sich nach Leipzig, wo er im Hôtel de Prusse abstieg. Dort arbeitete er noch bis spät in die Nacht; Alles wurde auf den Rückzug vorbereitet.

Was die Stadt Leipzig selbst anging, so sah es furchtbar in derselben aus; überall Kranke und Sterbende! In dieser Nacht war des Tumultes gar kein Ende, denn zu allen Thoren strömten Wagen und Gepäck herein, die wieder alle an einem einzigen Thore, dem von Lindenau, durch welches der Rückzug bewerkstelligt werden sollte, hinaus mußten. Wie sich das stopfte und eine grenzenlose Verwirrung herbeiführte, brauche ich wohl kaum zu sagen.

Nun drängten aber auch noch zu allen Thoren die Verwundeten herein, um sich verbinden zu lassen; außerdem marschierten noch die französischen Regimenter durch die Stadt, um zurückzuweichen.

In den Vorstädten aber war man die ganze Nacht beschäftigt, die Häuser und die Stadtmauern zu Festungen umzuwandeln, um den abziehenden Truppen des Kaisers durch einen hartnäckigen Kampf Zeit zu verschaffen.

Es scheint, daß Napoleon noch während der Nacht an einen Angriff glaubte, denn von 2 Uhr ab standen

Pferde gesattelt und gezäumt, um ihn im Nothfalle schnell hinwegzutragen.

Am 19. Oktober.
Einnahme von Leipzig.

Nun ziehen die Herrscher in Leipzig ein, Vivat!
Sie ziehn durch jauchzende Völkerreihn, Vivat!
Und wem noch das Herz im Busen schlägt,
Der ruft, so laut es die Stimme verträgt:
Vivat, Vivat, Vivat!

Fr. Leonard von Soltau.

Am folgenden Morgen war es nebelig; als der Nebel sich aber verzog, waren, wie es Blücher vorausgesagt hatte, die französischen Schlachtreihen verschwunden, die letzten eilten der Stadt zu.

Es blieb nun nichts mehr zu thun übrig, als Leipzig zu stürmen, um den Rest der Franzosen abzuschneiden und die Verfolgung um so schneller beginnen zu können. Wäre jetzt Blücher mit seinen 20,000 Reitern jenseits des Wassers gewesen, welche Wunder hätte der brave Mann verrichtet! aber zum Schaden des Ganzen hatte man den tapfern Degen wieder einmal nicht hören wollen.

Bevor es zum Sturm kam, langten Abgeordnete des Königs von Sachsen, des Magistrats von Leipzig und des Marschalls Macdonald bei den Monarchen an, um gegen freien Abzug die Uebergabe der Stadt anzubieten. Die Monarchen antworteten, daß ihnen die Stadt und alle in derselben weilenden Truppen bedingungslos übergeben werden müßten, widrigenfalls sie zum Sturm vorgehen würden.

Die Truppen marschierten über die zahllosen Leichen, über umgestürztes und zerbrochenes Heergeräth auf die Stadt zu. Schon hatten Bülow und Benningsen angegriffen, als von den Franzosen abermals Parlamentaire kamen, um wegen der Uebergabe Leipzigs zu unterhandeln.

Der Kronprinz von Schweden wollte, wie es mit seinem ganzen Verhalten im schönsten Einklange stand, darauf eingehen und forderte auch Beningsen dazu auf. Der aber gab ihm eine würdige Antwort: Er wolle sogleich anfangen mit ihm zu parlamentiren, aber mit seinen Sechzig-Pfündern.

Die Franzosen hatten alles Mögliche gethan, die Thore und verschiedenen Zugänge zu verrammeln und zu verbarricadiren, auch wehrten sie sich sehr tapfer, aber auf die Dauer waren sie mit ihren 30,000 Mann, welche als Besatzung von Leipzig den Rückzug des übrigen Heeres deckten, doch nicht im Stande, zu widerstehen.

Es wurde um den Besitz der Stadt blutig gerungen. Das Königsberger Landwehr Bataillon, diese tapfern Söhne des Volkes, welche unter Leitung des Majors Friccius standen, waren die ersten Truppen, die sich durch die Barrikaden des Grimmaer Thores einen Weg in die Stadt bahnten. In der Vorstadt stand es plötzlich einem zahlreich überlegenen Feind gegenüber; aber es hielt heldenmüthig gegen die Uebermacht im blutigen Straßenkampfe Stand, bis Hülfe herbeikam.

Nach und nach wurden alle Thore eingeschlagen, und unter wildem Handgemenge, Schießen und Kolbenschlägen, drangen die Verbündeten überall ein.

Während des Kampfes um die Stadt hatte der Rückzug über die steinerne Elsterbrücke unaufhörlich fortgedauert. Als Napoleon sah, daß seines Bleibens nicht mehr in der Stadt war, suchte er über diese Brücke zu entkommen, aber das Gedränge seiner flüchtigen Soldaten war so groß, daß er nicht vorwärts kam und mehrmals umkehren mußte, während die Kugeln der Verbündeten schon in seiner Nähe niederschlugen. Erst um 12 1/2 Uhr gelang es ihm, sich jenseits des Wassers zu retten und auch dann nur, indem er auf die Fliehenden einhauen ließ und sich so einen Weg bahnte.

Unter der Brücke hatte er Minen anlegen lassen und befohlen, daß sie gesprengt würden, wenn sich der Feind nahe. Das geschah kurz nach seinem Uebergange und die Brücke flog krachend in die Luft. Damit waren alle Truppen des Kaisers gefangen, welche noch diesseits der Elster standen.

Alles drängte sich nun in Eile auf den Fluß zu; Jeder wollte den Versuch machen, ob er sich noch retten könne. Der Marschall Macdonnald sprengte in das Wasser und schwamm glücklich hinüber; der Divisions-General Dumoustier aber und der Fürst Poniatowski, welche den gleichen Versuch machten, ertranken. So geschah es noch Tausenden, welche sich in's Wasser warfen, um sich durch Schwimmen zu retten. Die Uebrigen, welche nicht im Kampfe fielen, wurden gefangen genommen.

Um ein Uhr Nachmittags zogen der König von Preußen und der Kaiser von Rußland als Sieger in die Stadt ein und wurden von den Einwohnern mit

lautem Freudengeschrei empfangen; denn es war wohl kein einziges deutsches Herz in Leipzig, das sich nicht freute, endlich des Unterdrückers los zu sein.

Die beiden Monarchen ritten vor das Absteigequartier des Königs von Sachsen, ließen ihm erklären, daß er ihr Gefangener sei, und umstellten sein Quartier mit Wachen.

Noch am vorhergehenden Tage hätte er die Schmach von sich abwenden und heute als Befreier mit in seine eigene Stadt einziehen können, aber er hatte es vorgezogen, gegen den Willen seines Volkes, gegen den Willen von ganz Deutschland bei den Feinden des Vaterlandes auszuhalten. Daß man in der Folge noch gnädig mit ihm verfuhr, hatte er den Braven zu danken, welche während der Schlacht zu den Verbündeten übergingen. Gegen Abend kam auch Kaiser Franz in die Stadt, verließ sie aber bald wieder.

Das französische Heer hatte durch die Völkerschlacht einen ganz entsetzlichen Verlust erlitten. Seine besten Heerführer waren todt, verwundet oder gefangen. Die Schlacht kostete ihm 80,000 Soldaten; in den Lazarethen von Leipzig allein lagen 3000 Offiziere und 27 Generäle; 300 Geschütze und 900 Munitionswagen fielen in die Hände der Sieger.

Die tapferen Anführer der verbündeten Heere erhielten namhafte Belohnungen, Blücher den Marschallstab. In allen Kirchen und Kapellen des deutschen Landes aber erschollen Lob- und Dankgesänge und auch bis auf den heutigen Tag wird die Schlacht von Leipzig am 18. Oktober eines jeden Jahres in allen Gauen

Deutschlands gefeiert, denn dieser blutige Tag bildet einen Wendepunkt in der Geschichte Deutschlands.

12. Die Erstürmung des Grimmaer-Thores.

Mit ihren Kanonen und großem Geschütz
Da schießen die Preußen, daß 's donnert und blitzt,
Mit ihrem Stutzel und Seitengewehr,
Da traten die Scharfschützen gar stattlich daher.
Juchheirasasa, die Preußen sind da.

Fr. Leonard von Soltau.

Wir können dieses Kapitel nicht schließen, ohne noch mit ein paar Worten der Königsberger Landwehr zu gedenken, welche es bei der Erstürmung von Leipzig Allen zuvorthat. Das Königsberger Landwehrbataillon, geführt von Major Friccius, hatte die Aufgabe, das äußere grimmaische Thor im Sturmlauf zu nehmen. Das Thor und die anschließenden Gartenmauern waren mit zahlreichen Schießscharten versehen, durch welche die Franzosen unaufhörlich ein mörderisches Feuer auf die anrückenden Landwehrmänner richteten. Jeder Schritt, den sie vorwärts machten, forderte blutige Opfer, fast jede Kugel traf. Der Corpsbefehlshaber Bülow hatte ihnen die Erlaubniß gegeben, sich niederzulegen, um den feindlichen Geschoßen weniger ausgesetzt zu sein. Nur ein paar Leute machten von der Erlaubniß Gebrauch, und diese Wenigen sprangen bald wieder auf, denn ihre Kameraden riefen ihnen zürnend zu: Die Königsberger Landwehr bückt sich nicht! Als die feindlichen Batterien einen Augenblick schwiegen, sprengte der Prinz von Hessen-Homburg vor die Fronte des Bataillons und rief: Jetzt gilts, Wehrmänner! Ich selber werde mich an eure Spitze stellen.

Im Sturmschritt mit weithinschallendem Jubel ging es nun vorwärts; sie kamen vor dem Thore an, aber es fehlte an Aexten, Leitern und Sturmwerkzeugen, und doch richtete sich aus allen Schießscharten und von dem Thurme der Johanneskirche herab ein wahres Höllenfeuer auf die tapfern Stürmer. Das Pferd des Majors Friccius wurde ihm unter dem Leibe erschossen. Die Landwehrmänner versuchten die Thorflügel während des Kugelregens mit der Kraft ihrer Schultern einzudrücken, aber es gelang nicht; andere ergriffen die aus der Mauer vorgestreckten feindlichen Gewehre und drückten sie mit der ganzen Wucht ihrer Leiber nieder.

Der Prinz von Hessen-Homburg war unter den Vordersten am Thore und rief: Vorwärts, Vorwärts! laßt nicht nach! Das feuerte die Leute noch mehr an. Einige der Wehrleute schleppten einen Balken herbei, den sie einem Neubau entnommen; diesen benutzten sie als Sturmbock gegen das Thor. Während des Stoßens wurden die handhabenden Männer einer nach dem andern niedergeschossen, aber schnell füllte sich jedesmal wieder die Lücke. Da auch dieses nicht half, so wandte sich Friccius gegen das Thorwärterhäuschen. Seinem Nachbar das Gewehr aus der Hand reißend, rief er: Hierher, Kameraden! Schlagt die Mauer ein! Sofort donnerten die Kolbenschläge gegen die Mauer; kaum hatte sich ein Stein gelöst, so griffen alle Hände zu und bald war die Oeffnung groß genug, um einen Mann durchzulassen. Hurrah! Wir haben sie, das Thor ist unser! schrieen die Wehrmänner. Major

Friccius stieg zuerst durch die Bresche, unter ihm durch aber schlüpfte ein kleiner Wehrmann mit Namen Maluga und kam ihm zuvor. Hauptmann Motherly brach in der Bresche, von einer Kugel getroffen, todt zusammen. Nun goß sich Alles, was sich schnell genug herbei machen konnte, in die Mauerlücke.

Die Franzosen hielten einer solchen kühnen Tapferkeit nicht Stand, sondern flüchteten in Bestürzung und Verwirrung hinweg. Friccius verfolgte sie, während ein Theil der Landwehrmänner das Thor frei machte und öffnete, um der nachrückenden Armee die Straße frei zu machen.

Mit dem ersten Erscheinen der Landwehrmänner öffneten sich die Fenster in den Straßen, und der Freudenruf: Die Preußen, die Preußen, unsere Erretter! wurde gehört.

Die Franzosen sammelten sich unterdessen wieder, und ein wüthendes Handgemenge entstand, welches lange hin und herwogte. Da sprang ein riesiger Landwehrmann, der schwarze Tiedke, ein Grobschmied, vor und rief: Was da erst noch lange mit dem Zahnstocher kitzeln, wart ihr Racker, euch soll ja die Schwernoth auf die Köpfe fahren!

Also sprechend wandte er das Gewehr um und zerschmetterte dem nächsten Franzosen den Schädel. Fort und fort ging die blutige Arbeit; wie Tiedke so thaten alle Andern; der Feind wurde im wahren Sinne des Wortes todtgeschlagen, bis er so viel Raum gewonnen, daß sie fliehen konnten. Der Wehrmann Leng nahm mitten im Getümmel den französischen General

Pieret gefangen; der Feldwebel Moneck entriß mitten aus einem Haufen von Feinden dem französischen Träger eine Fahne und brachte sie nach hartnäckigem Kampfe zu den Seinigen.

Wir schließen diesen kurzen Abschnitt mit dem Ausrufe des Prinzen von Hessen-Homburg. Noch unter dem Thore war er von einer Kugel zwischen Brust und Schulter getroffen worden. Als man ihn aufheben wollte, rief er: Laßt mich; Vorwärts, vorwärts! die Landwehr kann heute die ältesten Grenadiere beschämen!

Und wahrlich, sie that es, sie zeigte im Kugelregen, was ein Volksheer auszurichten im Stande ist.

XV.

1. Rückzug Napoleons. Gefecht bei Freiburg am 21. Oktober.

O Himmel, noch eine Bitt' uns gewähr'!
Schick' uns nur viel tausend Franzosen daher!
Wir wollen sie legen so sanft in die Ruh,
Mit Pulver, Blei und Kanonen dazu.

Fr. Leonard von Soltau.

Napoleon hatte sich nach seinem Uebergange über die Elsterbrücke in der Mühle von Lindenau schlafen gelegt; sein Heer stürmte in unaufhaltsamer Flucht mit lautem Lärmen und Drängen vorüber; da ertönte ein lautes Krachen, es war das Auffliegen der Elsterbrücke in Leipzig. Mit Schrecken wurde man nun inne, daß Alles abgeschnitten und gefangen war, was sich noch in Leipzig befand.

Da brach Napoleon von Lindenau auf und fuhr nach Markranstädt, wo er übernachtete. Die wilde Flucht jagte im schrecklichsten Gedränge vorüber und nirgends war ein Schatten von Ordnung herzustellen. Wäre Blücher dagewesen, der „versoffene Husar" hätte das ganze Heer aufgerieben; aber der Fürst Schwarzenberg hatte nun einmal den Grundsatz, alles hübsch langsam abzumachen, und sich nicht zu übereilen.

Die Besorgniß des Kaisers vor der Verfolgung der Verbündeten war so groß, daß während der Nacht überall geblasen und getrommelt werden mußte, als ob er zum Angriffe bereit stände.

Schon um 3 Uhr in der Nacht wurde wieder aufgebrochen; der Kaiser war traurig und niedergeschlagen; er bedurfte des Trostes, und mancher, der sich ihm sonst nicht nahen durfte, konnte ihm jetzt Worte der Beruhigung sagen. Sein ganzer Zorn fiel auf die Sachsen; er wollte sie für alles verantwortlich machen, und doch hatte ihre brave That zum Ausgang der Schlacht nichts beigetragen. Auch über den Abfall der Baiern, die er groß und stark gemacht hatte, war er in hohem Grade erbittert. Seltsam, daß dieser zweite Alexander den Finger Gottes nicht merkte, der ihn niederdrückte.

Am 21. Oktober kam das flüchtige Heer bei Weissenfels an und drängte in unbeschreiblicher Unordnung über die schnell errichtete Brücke. Napoleon mußte aus seinem Wagen steigen, um einigermaßen Ordnung in das Gedränge zu bringen. Kaum war dieses geschehen, so erscholl Kanonendonner; die Kugeln flogen

um Napoleon und sein Gefolge umher. Es war der York'sche Vortrab, welcher auf der Verfolgung begriffen war, und nun angriff. Leider war er etwas zu spät gekommen und so entsprach das Ergebniß den Anstrengungen nicht. 18 Geschütze und tausend Gefangene fielen den Preußen in die Hände. Außerdem gingen hier noch tausend Deutsche zu ihren Brüdern über. Tags vorher waren aber von demselben Corps 4000 deutsche Gefangene befreit worden.

Auf dem weitern Rückzuge gingen alle deutschen Truppen, wo sich nur Gelegenheit dazu bot, von dannen; die Franzosen blieben vor Hunger und Erschöpfung massenhaft liegen; Geschütze, welche nicht weiter fortzuschaffen waren, ließ man stehen. Im Allgemeinen aber war die Verfolgung so schwach, daß der Kaiser ziemlich ungefährdet in Erfurt ankam, wo er sich wieder sammeln und Ordnung in sein Heer bringen konnte.

Es konnte nicht ausbleiben, daß trotz der langsamen Verfolgung der Kaiser eine Menge von Ermatteten, von Geschützen und Munitionswagen zurücklassen mußte, welche den nachrückenden Verbündeten in die Hände fielen. Entging er auch dem gänzlichen Ruine, so sollte er doch den Rhein nicht überschreiten, ohne vorher noch empfindliche Verluste erlitten zu haben, wie wir gleich hören werden.

2. Schlacht bei Hanau am 31. Oktober.

Du hast uns, Herr, der Schuld entladen,
Der Schmach entlud uns unser Schwert;
O fließ uns ferner, Quell der Gnaden,
Wir sammeln uns um freien Herd.

Max von Schenkendorf.

Das Herzogthum Bayern hatte sich durch Hülfe Napoleons zum Königthum emporgeschwungen und war zugleich zu einem Umfange von 1800 Quadratmeilen angeschwollen. Dafür hatte es dem Kaiser das Herzogthum Berg übergeben und war als erster Rheinbundstaat unter dessen Schutz getreten, d. h. es willigte ein, sich von Deutschland loszusagen und von Frankreich seine Gesetze zu empfangen. So lange Napoleon stark und mächtig war, blieb es ihm treu; als aber seine Macht zu wanken begann, sah es sich nach allen Seiten um und überlegte, wie es auch ohne den mächtigen Schutzherrn sein Ländergebiet erhalten könnte. Am 8. Oktober schloß es sich den Verbündeten an und am 14., also kurz vor der Schlacht von Leipzig, erklärte es dem Kaiser den Krieg.

In Folge des Vertrages, den es mit den Verbündeten schloß, erhielt der bayerische General Wrede den Auftrag, Napoleon den Rückzug zu verlegen. Wrede verlor anfangs eine kostbare Zeit mit nutzlosem Hin- und Herziehen; vom 28. bis zum 29. Oktober kam es zu Gefechten bei Haynau, die nur wenig entschieden.

Am 30. Oktober aber, als Wrede erfuhr, daß der Kaiser selbst mit seiner Macht heranzog, um sich über den Rhein zurückzuziehen, stellte er sein Heer bei Hanau

in Schlachtordnung auf. Schon um 8 Uhr begann Napoleon den Angriff, aber Wrede setzte ihm einen hartnäckigen Widerstand entgegen, der bis 3 Uhr Nachmittags ungeschwächt fortbestand.

Napoleon, der um jeden Preis vorwärts wollte, da ihm die, wenn auch nur sehr langsam anrückenden Truppen der Verbündeten gefährlich werden konnten, führte jetzt seine alte, im Feuer erprobte Garde und 12,000 Reiter in die Schlacht, welche verheerend vorwärts drangen, aber von einem furchtbaren Kartätschenhagel zurückgeworfen wurden.

Im heftigsten Verfolgen der Franzosen wurden die Bayern von den Kugeln einer Batterie von 56 Kanonen empfangen, welche so verheerende Wirkungen unter ihren Gliedern hervorbrachten, daß sie sich über die Kinzig zurückziehen und für heute den Kampf aufgeben mußten.

Die Franzosen bemächtigten sich der Stadt Hanau, nachdem sie einen Theil derselben in Brand geschossen hatten; aber am folgenden Tage jagte Wrede sie wieder hinaus. Bei der fernern Verfolgung des Feindes wurde Wrede im Unterleib verwundet und mußte das Commando an den österreichischen Feldmarschall-Lieutenant Baron Fresnel übergeben, doch war jetzt die Schlacht so ziemlich beendigt. Die Franzosen zogen auf Frankfurt zu. Man kann zwar nicht behaupten, die Schlacht sei von Wrede gewonnen worden, aber sie brachte doch dem Heere des Kaisers einen empfindlichen Verlust bei und schwächte wiederum die Macht, welche er noch bei sich hatte.

Nachdem er noch bis Frankfurt ohne Gefechte gekommen, eilte Napoleon, den Rhein zu erreichen und ging in Mainz mit seiner Hauptmacht über die Ufer des Stromes, den er so lange als einen französischen betrachtet hatte. Von den Hunderttausenden, die er mit so großen Hoffnungen nach Leipzig geführt hatte, blieben ihm nur noch 70,000 Mann, und diese waren zum großen Theile krank und abgemattet; seine 700 Geschütze waren auf 200 zusammengeschmolzen.

3. Die Ueberreste des französischen Heeres werden aus den festen Plätzen vertrieben.

Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen:
Der Feind ist über'n Rhein geschlagen!
Bewahrt das Feuer in eurer Brust,
Das euch geholfen zu dieser Lust,
Bewahrt das Licht, ihr holden Frauen,
Das Ehrenlicht der deutschen Gauen.
Vor allem aber, ihr Frau'n und Herrn,
Lobt für's Jahr dreizehn Gott den Herrn,
Singet und preist ihn von fern und nah!
Amen, Amen! Victoria!

Fr. de la Motte Fouqué.

Nach der Vertreibung Napoleons blieben in den Festungen vom Rheine bis zur Weichsel noch etwa 115,000 Mann zurück, die in Feindesland jetzt vollständig abgeschnitten waren, und sich für die Dauer nicht mehr halten konnten.

Napoleon hatte sich mit dem Gedanken getragen, seine Generäle, welche in den fünfzehn verschiedenen Festungen commandirten, würden sich auf irgend eine Weise vereinigen, sich durch muthvolle Kämpfe den Weg nach dem Rheine bahnen und jenseits desselben

mit ihm wieder zusammentreffen; aber auch die Verbündeten hatten an diesen Fall gedacht und deßhalb überall Belagerungscorps zurückgelassen, welche ein solches Durchschlagen verhinderten.

In Dresden standen 35,000 Mann mit 1759 Offizieren und 31 Generälen; sie wurden nach einer nicht genehmigten Capitulation zu Kriegsgefangenen gemacht.

Auch in Danzig standen noch 40,000 Mann französischer Truppen. Die Stadt hatte während ihrer Anwesenheit Unmenschliches durch Feuersbrünste, ansteckende Seuchen, Hungersnoth und Kämpfe zu leiden. Der commandirende General Rapp wollte sich um keinen Preis ergeben; um mit seinen Truppen nicht zu verhungern, trieb er Kinder und Greise in das Elend hinaus, bis er endlich am 27. Dezember genöthigt wurde, zu capituliren.

Nach und nach fielen auch die übrigen Plätze.

Drittes Buch.

Der Siegesgöttin zu Paris
Erfüllen wir den Schwur,
Der zu vertilgen ihr verhieß
Des Schimpfes letzte Spur.

F. A. von Stägemann.

XII.

1. Die Verbündeten beschließen, den Krieg in das Herz von Frankreich hinüberzutragen.

Die Heere blieben am Rheine stehn:
Soll man hinein nach Frankreich gehn?
Man dachte hin und wieder nach,
Allein, der alte Blücher sprach:
„Generalkarte her!
Nach Frankreich geh'n, ist nicht so schwer."
A. Kopisch.

Mit Entrüstung und Bedauern hat der deutsche Vaterlandsfreund gesehen, daß man den flügellahmen Adler, der unser schönes Vaterland muthwillig und ohne Noth mit seinen Klauen zerrissen hatte, so leicht über den Rhein entkommen ließ. Noch lagen die Leichen unbestattet auf den Feldern umher, noch trugen Bäche und Rinnsale das vergossene Blut zu den Strömen hinab, noch rauchten die Städte und Dörfer, welche durch seine maßlose Herrschsucht in Feuer aufgegangen waren, noch waren die Thränen der Wittwen und Waisen nicht getrocknet, noch schrie das Volk tausendstimmig um Rache, da schon war der Zorn der Verbündeten verraucht und statt den stolzen Despoten zu zermalmen, wie es ihnen ein Leichtes gewesen wäre, hielten sie den Schritt ihrer vernichtenden Regimenter auf und ließen ihn ruhig dahinziehen, damit er von Neuem Gelegenheit fände, sich mit dem Blute der Völker zu mästen.

Blücher, den man wohl mit Recht die Seele des Krieges nennen kann, obschon ein anderer den Oberbefehl führte, wetterte und fluchte; wäre es nach seinem Sinn gegangen, so hätte der Kaiser Paris nicht wieder gesehen, so wäre sein Heer vernichtet werden, ehe es an den Rhein gelangte, aber der Feldmarschall Vorwärts, wie ihn die Russen nannten, war den verbündeten Monarchen und besonders dem Kaiser von Oesterreich zu wild und aufbrausend, zu muthig und wenig überlegend. Langsam, nur immer langsam! das war damals die Parole.

Blücher wußte sehr gut, daß man viele Schlachten nicht zu schlagen brauchte, wenn man jetzt wacker zugriff; er sagte es auch Jedem, der es hören mochte, offen heraus und nahm kein Blatt vor den Mund, selbst dann nicht, wenn ihn die Mächtigsten hörten; aber darin lag ja gerade der Fehler, daß man ihn nicht hören wollte. Als die Völker überall hinter den Fußspuren Napoleons aufstanden, die Glocken läuteten, Siegeslieder sangen und stürmisch nach Waffen verlangten, da begann man sogar auch dieses treue biedere Volk zu fürchten, welches für seine Fürsten doch wahrlich bis an die Knöchel in Blut gewandelt war.

Nun hätte man glauben sollen, die Verbündeten würden wenigstens jetzt, nachdem ihnen der Kaiser über den Rhein entwischt war, ihm eiligst nachgesetzt haben, um ihn zu vernichten, ehe er Zeit hatte, sich von Neuem zu stärken. Aber daran dachten sie vorerst gar nicht, im Gegentheil, sie wollten ihm ganz freundlich den Frieden anbieten und all die Tausende von Deutschen,

welche jenseits des Rheines saßen, unter den Flügeln des französischen Adlers lassen. Es schien, daß diese mächtigen Herren ganz vergessen hatten, wie die Franzosen im Laufe der Jahrhunderte ungestraft ein Stück Deutschland nach dem andern an sich gerissen hatten, und daß jetzt endlich die Zeit gekommen war, wo sie Alles mit leichter Mühe zurückerobern konnten.

Ihr höchstes Ziel war der Rhein. Was darüber hinaus lag, kümmerte sie nicht.

Ganz anders dachte Napoleon. Was den deutschen Fürsten an Entschiedenheit abging, das besaß er im höchsten Grade. Am 9. November kam er in Paris an, am 12. schon trat er vor den Senat und verlangte eine Aushebung von 300,000 Mann, nachdem erst am 8. Oktober eine solche von 280,000 Mann vorhergegangen war. Noch war die Macht seines Namens groß, und der Glanz seiner Siege leuchtete noch so hell, daß ihm der Senat diese halbe Million Menschen einstimmig bewilligte, obschon bereits im Volke ein stilles Murren über das nutzlose Abschlachten seiner Söhne herum ging.

Glücklicher Weise war Napoleon zu stolz, die gestellten Friedensbedingungen anzunehmen. Er stieß die dargebotene Hand verächtlich zurück. Als die Fürsten diese Nachricht erhielten, erhoben Blücher und Gneisenau, so wie alle preußischen Generäle ihre Stimme laut und nachdrücklich; sie verlangten nach Paris zu gehen, den Kaiser abzusetzen, Frankreich zu verkleinern, und die Kriegskosten von ihm einzufordern.

Das schlug denn doch schließlich zur größten Freude

Blüchers durch und es wurde am 1. Dezember zu Frankfurt die Fortsetzung des Krieges beschlossen und in einem besondern Manifeste der französischen Nation bekannt gemacht.

Am 1. Januar sollte der Uebergang über den Rhein allenthalben stattfinden.

2. Die Stärke der beiderseitigen Heere.

Wie ruft die Trommel so laut!
Wie die Trommel ruft in's Feld,
Hab' ich rasch mich dargestellt,
Alles andre, hoch und tief,
Nicht gehört, was sonst mich rief,
Gar darnach nicht umgeschaut;
Denn die Trommel,
Denn die Trommel, sie ruft so laut.
Fr. Rückert.

Die verbündeten Heere, welche am 1. Januar von Basel bis Coblenz den Rhein überschreiten sollten, hatten eine wahrhaft Achtung gebietende Stärke:

das böhmische	261,650 Mann,	736 Geschütze
das schlesische	137,391 „	508 „
das Nordheer wovon ein Theil sich nach Holland gewandt	120,000 „	258 „

Das waren zusammen 519,000 Mann und 1500 bespannte Geschütze.

Frankreich führte aber auch noch in Spanien Krieg, wo ihm Wellington mit 120,000 Mann entgegenstand; in Italien kämpften die Oesterreicher mit 80,000 Mann gegen dasselbe, außerdem war Murat, der König von Neapel, von der Sache seines Kaisers, seines eigenen Schwagers, abgefallen.

Wenn man dieser ungeheuren Streitmasse noch die Belagerungscorps und Reserve zurechnet, so standen gegen Frankreich und Italien nicht weniger als eine Million Streiter in den Waffen.

Leider verwandten die Verbündeten zu dem eigentlichen Kriege in Frankreich von dieser Million nur 200,000 Mann.

Napoleon hatte allerdings 70,000 Mann über den Rhein gerettet und überdieß noch zahlreiche Truppen im Innern seines Landes, aber das geschlagene Heer brachte das Nervenfieber mit und steckte die neu ausgehobenen Mannschaften an, so daß in Mainz 15,000, in Metz 46,000 Conscribirte, im Ganzen 100,000 Krieger am Nervenfieber starben.

Als alle diese Drangsale auf ihn einstürmten, wurden viele Gemüther mit Furcht erfüllt, weil sie seinen Stern erbleichen sahen. Die Marschälle, die Generäle und die hartbedrängten Bürger sehnten sich endlich nach Frieden, sie waren der ewigen Blutarbeit müde. Napoleons kühner Geist mochte voraussehen, wie Schweres ihm bevorstand, aber er wollte den Frieden nur, wenn er sein Reich behielt, wie er es angetreten. Er erschien deßhalb am 19. Dezember vor dem gesetzgebenden Körper und verlangte außerordentliche Mittel an Geld und Menschen.

Dieser gesetzgebende Körper, der früher immer sein Sclave gewesen war und sich niemals unterstanden hatte, eine eigene Meinung zu äußern, war jetzt für den Frieden und sagte ihm in seinem Berichte bittere Wahrheiten, wie er sie von seinen Unterthanen noch

niemals gehört hatte. Freilich waren es wirkliche Wahrheiten, aber Napoleon hatte solche nie ertragen, und er wollte es am wenigsten jetzt, wo ihm die einhellige Hülfe und die ungeschwächte Begeisterung der ganzen Nation nothwendig war.

Er vertagte deßhalb den gesetzgebenden Körper und ließ die Mitglieder desselben am 1. Januar 1814 vor sich im Thronsaale erscheinen. Als sie eintraten, fuhr er sie wüthend an, nannte sie Aufrührer, Ränkeschneider und schlechte Bürger. Ich allein bin der Repräsentant der Nation, sprach er. Wer von euch vermöchte wohl eine solche Last auf sich zu nehmen! Der Thron ist nur ein Stück Holz mit Sammet überzogen; nur der, welcher ihn inne hat, gibt ihm Bedeutung. Ich, ich allein bin der wahre Repräsentant der Nation, denn sie hat mich mit vier Millionen Stimmen erwählt. Ich bin stolz, weil ich Muth besitze; ich bin stolz, weil ich große Dinge für Frankreich gethan habe. Frankreich bedarf meiner mehr, als ich Frankreichs. In drei Monaten sollt ihr Frieden haben, oder ich bin untergegangen.

Solche harte und übermüthigen Worte waren nicht geeignet, die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers für die Fortsetzung des Krieges besonders einzunehmen; sie setzten im Gegentheil mehr böses Blut als der Kaiser glaubte, und im Stillen hoben bereits hoffend und verlangend die Anhänger der Bourbonen ihre Häupter wieder empor.

Napoleon betrieb mit allem Eifer, dessen er fähig war, seine Rüstungen, hatte aber doch mit dem 1. Januar kaum mehr als 150,000 Mann auf den Beinen.

3. Bülow erobert Holland. Blücher geht über den Rhein.

„Wo steht der Feind?"
„„Der Feind? — Dahier.""
„Den Finger drauf! den schlagen wir!
Wo liegt Paris?" —
„„Paris? — Dahier!""
„Den Finger drauf, das nehmen wir!
Nun schlagt die Brücken über'n Rhein,
Ich denke, der Champagnerwein
Wird, wo er wächst, am besten sein!""

A. Kopisch.

Als der Kronprinz von Schweden sich nach Norden wandte, um sich Norwegens zu seinem eigenen Vortheile zu bemächtigen, verließ Bülow das Nordheer und begab sich nach Holland, welches noch immer unter der Botmäßigkeit Napoleons seufzte; er eroberte es gleichsam im Fluge und trug dadurch nicht wenig zur gefahrloseren Ueberschreitung des Rheines bei.

Das böhmische Heer ging in der Schweiz, das schlesische in drei Heersäulen bei Mannheim, Caub und Coblenz über den Rhein.

Bei Caub befand sich der tapfere Feldmarschall Blücher selbst. Dieser Uebergang bot sehr erhebliche Schwierigkeiten, denn hier fließt der Rhein zwischen hohen, eng zusammenstoßenden Felsengebirgen hindurch, so daß die Truppen auf sehr abschüssigen und gefahrvollen Pfaden an das rechte Ufer hinabsteigen und nach der Ueberschreitung auf steilen Felsenpfaden wieder hinaufklettern mußten. Ein paar Feuerschlünde und eine Hand voll Soldaten hätten hingereicht, diesem Uebergang entweder zu wehren oder doch dem schlesischen Heere ganz erhebliche Verluste beizubringen.

Man wußte zwar, daß sich auf dem jenseitigen Ufer nur wenige Truppen befanden, aber sie konnten aus weiter ab und auf liegenden Dörfern und Städten leicht vermehrt werden. Um dieses zu verhindern, wurde die Absicht ganz geheim und den Truppen sorgfältig versteckt gehalten; doch ließ man schon am Abende des 31. Dezember die Truppen sich zusammenziehen, damit sie gleich bereit wären.

Drüben am andern Ufer konnte es trotz aller Vorsicht den Franzosen nicht verborgen geblieben sein, daß man in Bälde den Uebergang der Preußen zu erwarten habe. Die Bürger wenigstens wußten es, und das Geheimniß, wenn sie es auch nicht mit Worten verriethen, leuchtete ihnen aus den Augen, that sich in jeder Bewegung kund, so daß die Franzosen wohl merken konnten, welch ein Geist sich im Volke zu regen begann, und was Schuld an diesem Geiste sei. Aber wohl Niemand ahnte, daß das Ereigniß schon so bald stattfinden sollte, daß Blücher bereits angekommen war. Man vermuthete ihn noch in Frankfurt, und er hatte alles gethan, um diesen Glauben zu bestärken. Niemand auf dem linken Ufer ahnte, daß sich eben jetzt auf dem rechten die Colonnen in dem versteckten Thale aufstellten, daß der alte Feldmarschall im Begriffe war, sich auf das noch sogenannte französische Ufer zu begeben, um den gefürchteten Kaiser in seinem eigenen Lande anzugreifen.

Rauschend wälzten sich die Wogen des Rheines in ihrem engen Felsenthale; wie tausend leise Stimmen flüsterte es in dem nächtlichen Wasserbette. Da hob in

Caub die Kirchthurmuhr aus und zwölf Glockenschläge verkündeten die Mitternacht. Das waren die ersten Minuten des Jahres der Freiheit. Sogleich wurden die von den Russen gefertigten Pontons, aus welchen die Brücke gebaut werden sollte, in den Strom gebracht und mit der Arbeit begonnen. Am Ufer stellten sich gleichzeitig preußische Jäger auf, um mit ihren Büchsen den Strom zu bestreichen, wenn es etwa den Franzosen einfallen sollte, den Bau zu stören. Obschon man die Anstalten zum Uebergange außerordentlich geheim gehalten und Sorge getragen hatte, daß die im Thale hinter Caub aufgestellten Soldaten vom jenseitigen Ufer nicht bemerkt wurden, so faßte man doch den Fall einer zu frühzeitigen Entdeckung und einer Störung des Brückenbaues in's Auge, indem man an dem Caubbache eine zwölfpfündige Batterie und bei den Ruinen der auf der Höhe liegenden Burg Gutenfels vier schwere Geschütze auffuhr.

Es war eine kalte, sternenklare Nacht; das Werk begann mit möglichster Geräuschlosigkeit und da die Helle im Rheinthale wegen der hohen Ufer nicht so groß war, wie in den aufstrebenden Gebirgen rechts und links, so lag über der eilfertigen Thätigkeit der Arbeitenden ein Schleier, der den Franzosen das nahende Verderben verbarg.

Während die Pioniere mit dem Brückenbau beschäftigt waren, schickten sich die Schiffer von Caub, welche vorher in der Kirche feierlich vereidet worden waren, an, die ersten 200 Füseliere auf Kähnen überzusetzen. Sie unterzogen sich dieser Arbeit, wobei sie

möglicher Weise ihr Leben einsetzten, mit derselben patriotischen Freudigkeit, wie alle, welche in diesen heiligen Tagen berufen waren, an dem Werke der Befreiung mitzuwirken. Sie stießen um halb 3 Uhr vom Ufer ab und durchschnitten den Strom so leise, daß der gegenüberliegende Wachtposten, auf den sie zufuhren, nichts merkte, sondern sich in angenehmer Sicherheit wiegte.

Man hatte den Füselieren allerdings verboten, sich bemerklich zu machen, aber sobald die Kähne an das Ufer stießen und die Soldaten den Sand des linken, noch unter französischer Herrschaft stehenden Rheinufers betraten, da schlug die Begeisterung durch. Mit einem lauten weithinschallenden Hurrah stürmten sie vorwärts.

Erst diese frohe Kundgebung weckte die Wache aus ihrer Sicherheit; sie kam bestürzt aus dem Douanenhäuschen hervor und floh, ohne Widerstand zu versuchen, nach Bacharach.

Während des Restes der Nacht sammelten sich die Franzosen, welche in und um Bacharach lagen, und zogen um 8 Uhr den Füselieren entgegen; aber es waren die Kähne unausgesetzt thätig gewesen und bereits eine so große Anzahl Soldaten herüber, daß die Franzosen sich in eiliger Flucht zurückziehen und Bacharach Preis geben mußten.

Als der Morgen graute, sah man die Blücher'schen Bataillone bereits an den Felspfaden hinaufklettern, um die rückwärts liegenden Dörfer zu nehmen, aus denen die Franzosen mit leichter Mühe vertrieben wurden.

Die Arbeit an der Brücke ging indeß unaufhörlich weiter, die Kähne, ohne die Vollendung derselben abzuwarten, blieben in unausgesetzter Thätigkeit. In Oberwesel und überall, wo die Befreier jetzt erschienen, jubelte man ihnen mit offenen Armen entgegen. Der Enthusiasmus für die deutsche Sache, den bis jetzt nur die französischen Bajonette niedergehalten hatten, brach sich stürmisch Bahn. Man schlug sich ordentlich um die Ehre, die braven Truppen bei sich aufzunehmen und mit Speise und Trank zu erquicken.

Am 2. Januar, Morgens 9 Uhr, war die Brücke vollendet und nun erfolgte auch der Uebergang der Reiterei, so wie des Geschützes. Blücher war viel daran gelegen, rasch vorwärts zu kommen, unterwegs die flüchtigen Franzosen noch zu erreichen und abzuschneiden. Der Erfolg aber war nicht groß, denn die Franzosen hatten es noch eiliger, als der Marschall Vorwärts. In Bingen wurden 300 Gefangene gemacht. In Coblenz, in dessen Nähe Sct. Priest in derselben Nacht über den Rhein gegangen war, machte man 500 Gesunde und 1100 Kranke zu Gefangenen und erbeutete 7 Kanonen. Blücher eilte unaufhaltsam vor; in Eilmärschen ging es über den rauhen waldigen Hundsrücken auf Trier zu, und von da weiter auf Metz und die zahlreichen französischen Festungen. Er machte mit all den Hindernissen, welche er auf seinem Wege traf, nicht halb so viel Federlesens, wie es manch anderer Heerführer an seiner Stelle gethan haben würde.

Am 17. Januar befand sich sein Hauptquartier

in Nancy. In der Nähe standen ihm die Marschälle Ney, Victor und Marmont mit 40,000 Mann entgegen.

Hier, in derselben Stadt, wo noch vor gar nicht langer Zeit Napoleon nach der Schlacht bei Jena die preußischen Offiziere einsperrte, wurde er nun von der Municipalität ehrfurchtsvoll begrüßt.

Nachdem er ihnen in kurzer Rede vorgehalten, was Napoleon alles zur Unterdrückung seines eigenen Landes, wie der Fremde gethan habe, setzte er ihnen auseinander, wie die Verbündeten durchaus nicht gegen die Franzosen, sondern nur gegen ihren ehrgeizigen Kaiser kämpfen wollten, daß sie im Gegentheil gekommen seien, sie von ihrem Tyrannen und den schwer drückenden Lasten zu befreien.

Dann zog er wieder vorwärts und befand sich bereits am 27. Januar, allen Verbündeten voraus, in Brienne.

XIII.

1. Schlacht bei Brienne am 29. Januar.

„Herr Feldmarschall! nun sehet,
Zur linken Hand, da stehet
Ein Schulhaus, wohlgezieret,
Da drinnen hat Napoleon studieret.“
— „Was er da drin studieret,“
Sprach Blücher, „mag er halten!
Haußen
Zeig' er, was er vom alten
Präceptor profitiret!
Druff!“

Als das böhmische Heer auf dem Plateau von Langres angekommen war, wurden im Hauptquartier viele Stimmen laut, welche der Ansicht waren, man sei nun weit genug vorgerückt; es sei an der Zeit, die Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser Napoleon wieder aufzunehmen; besonders waren es die Oesterreicher, welche also sprachen. Hätte sich nicht der Kaiser Alexander gegen den Frieden erhoben, so würde es wohl schließlich dazu gekommen sein und die deutschen Provinzen bis an den Rhein wären noch heute in den Händen der Franzosen.

Der König von Preußen stimmte mit Alexander überein, und so wurde denn die Fortsetzung des Krieges beschlossen; aber es war durch die Friedensgelüste doch wieder einmal eine kostbare Zeit vergangen, die man besser dazu angewandt hätte, nach dem Wunsche Blücher's direkt auf Paris loszumarschieren.

Napoleon, der sich bis jetzt in seiner Hauptstadt aufgehalten, um eine ansehnliche Streitmacht zusammenzubringen, sah ein, daß er nicht länger zögern dürfe,

sich dem Feind entgegenzuwerfen. Zwei Tage vor seiner Abreise ließ er die sämmtlichen Chefs der Pariser Nationalgarde in die Tuilerien kommen und redete sie in Gegenwart seines kleinen Sohnes, des Königs von Rom, und seiner Gemahlin mit tief ergreifenden Worten an. Die Kaiserin setzte er zur Regentin während seiner Abwesenheit ein und gab ihr seinen Bruder Joseph zur Seite. Sohn und Gemahlin stellte er unter den Schutz von Paris, dann reiste er in der Nacht vom 25. Januar zur Armee ab.

Ob der gewaltige Herrscher wohl eine Ahnung davon hatte, daß er in dieser feierlichen Stunde Kind und Gemahlin verließ, um sie niemals wiederzusehen?

Der Kaiser hatte seine wegwerfende und verächtliche Ansicht über den alten Blücher längst fahren lassen; er hielt ihn jetzt für seinen tüchtigsten Gegner und deßhalb beschloß er, ihm zuerst auf den Leib zu rücken.

Blücher hatte sein Hauptquartier im Schlosse zu Brienne aufgeschlagen. Das war das nämliche Schloß und die Kriegsschule, wo Napoleon als Knabe seine Studien gemacht, wo er mit ehrgeizigen Gedanken erfüllt, von Saal zu Saal wanderte, wo er in hohen Träumen von künftiger Macht und Größe seine Schneefestungen baute. Von hier war der Jüngling ausgegangen, der später die Welt mit seinem Ruhme erfüllen sollte, welcher auszog, um das Glück von Millionen von Familien zu zertreten, die Welt von einem Pole zum andern bis in ihre Grundfesten zu erschüttern.

Es mochte ihn nicht wenig ärgern, daß sein Todfeind sich in der Wiege seines Ruhmes sich nieder-

gelassen hatte, um von hier aus seinen Plan gegen Paris zu verfolgen. Vielleicht trug auch das dazu bei, zuerst über den Blücher herzufallen.

Die kleine Stadt Brienne bestand hauptsächlich nur aus einer einzigen Häuserreihe, aber nach allen Richtungen führten Straßen in das Land, so daß schon um dieser Ursache willen, der Ort nicht unbedeutend für einen Feldherrn war. Nahe bei der Stadt erhob sich auf einem Hügel das Schloß, hinter diesem bergan ein Park und an letztern schloß sich dann ein Gehölz, das den Uebergang zu einem großen Walde machte.

Durch diesen Wald kam Napoleon mit seinen Streitkräften heran. Blücher erfuhr es erst spät, aber er zog sogleich seine Truppen zusammen, ließ die Stadt besetzen und schickte dem Feinde eine Reiterabtheilung entgegen, die ihn einstweilen beschäftigen und wo möglich aufhalten sollte.

Blücher war viel zu schwach, um Napoleon's Streitkräften, der dazu noch in Person bei denselben war, die Spitze zu bieten; er hätte sich also auf das böhmische Heer zurückziehen müssen; aber er war erstens ein ganz entschiedener Feind von jeglicher Rückwärtsbewegung und zweitens, wollte er durch einen solchen Rückzug dem Obergeneral Schwarzenberg keinen Grund zu neuen Befürchtungen und Friedensvorschlägen geben.

Schon um 1 Uhr Nachmittags kamen größere Abtheilungen der französischen Reiterei durch den Wald und griffen sogleich den Grafen Pahlen an, welcher die Aufgabe hatte, sein Vordringen möglichst zu verzögern, denn noch hatte Blücher seine Truppen nicht zusammen.

Pahlen hielt tapfer Stand, griff den Feind muthig an und fügte ihm sogar erhebliche Verluste zu, aber die Uebermacht wurde so stark, daß er sich allmählig auf Brienne zurückziehen mußte.

Um halb drei Uhr hatten sich die Franzosen der Stadt so weit genähert, daß ihre Kugeln die Häuser erreichten. Sie fuhren nun eine Menge Geschütz auf und steckten die Stadt durch Granaten in Brand.

Um diese Zeit marschierten die Russen noch immer durch die Stadt, um sich an den ihnen angewiesenen Posten aufzustellen. Es konnte also nicht fehlen, daß die Kugeln beträchtlichen Schaden anrichteten, aber sie kamen keinen Augenblick in Verwirrung, sondern zogen mit heldenhaftem Muthe vorwärts bis ihre Aufstellung vollendet war.

Um 3 Uhr drang auch das französische Fußvolk vor und warf sich, von einem mörderischen Geschützfeuer unterstützt auf die Stadt. Der Andrang war so ungestümm und das Feuer so verheerend, daß die Russen zurückweichen und dem Feinde einen Theil der Stadt überlassen mußten. Aber es dauerte nur eine kurze Zeit, so warfen sie sich mit Zorn und Wuthgebrüll auf den triumphirenden Feind, hieben wie rasend auf denselben ein und warfen ihn aus der Stadt hinaus in das freie Feld.

Um 4 Uhr kamen neue feindliche Massen an und der Kaiser gab den Befehl, die Stadt von drei Seiten, auch im Rücken des Feindes anzugreifen.

Das hätte zur Vernichtung der Truppen Blüchers führen können, aber der tapfere General wankte keinen

Augenblick; klug überlegend und rasch entschlossen ließ er einen Angriff von 6000 Reitern machen. Dieser Stoß war so gewaltig, daß ihm die Franzosen nicht widerstehen konnten; obschon sie ihre ganze Tapferkeit daran setzten, sich aufrecht zu erhalten, so wurden sie doch überritten, zersprengt und geworfen; sie mußten sich in eiliger Flucht zurückziehen und Blücher die Stadt überlassen.

Es war beinahe dunkel; der Feldmarschall mußte mit Recht annehmen, daß der Kampf für heute beendigt sei. Er ritt deßhalb mit seinem Gefolge zurück, gab im Schloßhofe sein Pferd ab und stieg mit Gneisenau die Treppen des Schlosses hinauf, um aus dem obern Stockwerke vor dem völligen Einbruche der Nacht noch einen Ueberblick über die Truppen des Kaisers zu gewinnen.

Sie hatten nur wenige Schritte aufwärts gemacht, als sie im Innern des Schlosses auf den Höfen und in den Gängen schießen hörten. Sogleich kehrten sie zurück und jetzt zeigte es sich, daß der verrätherische Castellan während des Kampfes Franzosen im Schlosse versteckt hatte. Aus den Kellern, aus den Stuben des Erdgeschoßes, aus den Gärten, überall traten sie hervor, um der geringen Besatzung den Garaus zu machen. Wahrscheinlich war es auf nichts Geringeres, als auf die Gefangennehmung des gefürchteten Feldherrn abgesehen. Aber der Blücher verlor sobald den Kopf nicht. Er und Gneisenau warfen sich auf die Pferde, drängten die Angreifer bei Seite und sprengten in die Stadt

hinab, um zu sehen, in welchem Zusammenhange der heimliche Ueberfall mit den Absichten Napoleons stand.

Es war Zeit, daß er kam, denn bereits war eine Abtheilung französischer Cavallerie in die Stadt gedrungen und hatte Verwirrung angerichtet.

Blücher, vom Zorne gereizt, wollte eigenhändig einhauen und war nur mit Mühe davon zurückzubringen, daß er sich nicht der größten Gefahr aussetzte.

Nun darf der Kerl (Napoleon war damit gemeint) nicht in Brienne schlafen! schrie er, und gab sogleich seine Ordres, den Kampf zu erneuern, Stadt und Schloß noch einmal zu nehmen.

Von allen Seiten rückten die Franzosen wieder vor; von den Flammen der brennenden Häuser beleuchtet erneuerte sich der Kampf sowohl in der Stadt als beim Schlosse. Hier, wie dort ging es blutig her. Nicht allein auf dem Schloßhügel, im Park, in den Gärten und in den Höfen, sondern auch im Schlosse selbst, in den Gemächern, auf den Gängen und Treppen schlug man sich; überall ging es Mann an Mann in höchster Erbitterung bis um Mitternacht, wo auf beiden Seiten ungefähr 3000 Mann gefallen waren, ohne daß weder für den einen, noch für den andern Theil sich der Kampf günstig entschieden hatte.

Blücher sah aber wohl ein, daß er gegen die Uebermacht auf die Dauer sich nicht halten konnte, deßhalb verließ er das brennende Brienne und zog sich noch während der Nacht 1½ Meile weit bis nach Trannes zurück, um näher beim böhmischen Heere zu sein. Die

Franzosen hüteten sich wohl, ihn auf diesem kurzen Rückzuge zu beunruhigen.

Dies war insofern ein merkwürdiger Tag, als sowohl Blücher als auch Napoleon in Gefahr gewesen waren, von den Feinden gefangen oder niedergestoßen zu werden; Napoleon sogar zweimal; er hatte sich zum zweitenmale nur dadurch von den Kosacken befreit, daß er persönlich den Degen zog und einhieb.

Der Kaiser hatte in der That im Schlosse von Brienne nicht übernachten können; Blüchers Ausspruch war in Erfüllung gegangen. Erst am folgenden Tage verlegte er das Hauptquartier dahin. Wie mag es ihm um's Herz gewesen sein, als er nun die Räume durchwanderte, wo er als Knabe geweilt hatte, und die jetzt vom Blute des vorhergehenden Abends genetzt und noch feucht waren.

2. Schlacht bei La Rothière am 1. Februar.

Es wogt die Flucht, es mäht der Tod
Die Garben Schritt vor Schritt;
Denn Preußens Schwert, es funkelt roth,
Und Preußens Roß zertritt.

Fr. A. von Stägemann.

Den Tag nach der Schlacht von Brienne war Blücher in seiner Stellung geblieben; es fiel zwar keine Schlacht vor, aber man ließ gegenseitig fast ohne Unterbrechung die Kanonen spielen, eine Musik, die jetzt in Frankreich alle Tage gehört wurde.

Am 1. Februar aber, wo auch die Monarchen in sein Lager kamen, rückte er wieder vor und zwar mit der festen Absicht, dem Feinde gehörig am Zeuge zu

flicken und für den Ueberfall im Schlosse zu Brienne eklatante Rache zu nehmen.

Am Mittag setzte er sich mit dem Heere in Bewegung; der Schnee fiel so dicht, daß man selbst in der nächsten Nähe nichts zu unterscheiden im Stande war; der halb und halb gefrorene Boden brach unter den Füßen der Truppen ein und es war von besonderer Schwierigkeit, die Geschütze fortzubringen. Weder Blücher, noch seine Soldaten ließen sich von diesen Hindernissen abschrecken, frohen Muthes ging es vorwärts, muntere Lieder erschollen in der Winterluft. Sobald man auf den Feind stieß, begann während des dichtesten Schneegestöbers eine furchtbare Kanonade, welche in den Reihen der Franzosen große Verwüstung anrichtete. Ehe man noch das Dorf La Rothière erreichte, wurden ihnen 28 Geschütze abgenommen. Beim Dorfe angekommen, wo der Feind einen ernsten Widerstand entgegensetzen wollte, fand es sich, daß die Gewehre den Dienst versagten, weil der unaufhörlich fallende Schnee das Pulver durchfeuchtete; aber das Fußvolk, welches während des Krieges bei strömendem Regen schon öfters in dieser Lage gewesen war, machte sich nicht viel aus diesem Mißgeschick. Mit lautem Hurrahgeschrei schickte es sich zum Sturme an und stürzte sich mit solcher Gewalt auf die Franzosen, daß sie dem furchtbaren Stoße nicht lange widerstehen konnten. In wenigen Minuten waren sie aus dem Dorfe hinausgeworfen, wobei sie 8 Geschütze und mehrere hundert Gefangene verloren.

Zu gleicher Zeit wurde noch an zwei andern Punkten gekämpft; aber die Entscheidung lag doch bei La

Rothière, deßhalb machten auch hier sowohl Blücher als Napoleon die größten Anstrengungen, um Herren des Dorfes zu bleiben.

Marschall Oudinot erhielt den Befehl, es wieder zu nehmen, möge es auch noch so viel Menschenleben kosten. Er führte seine Reiterei gegen dasselbe und ließ sie mit einem solchen Ungestüme angreifen, daß ein langer Widerstand fast zu den unmöglichen Dingen gehörte. Sie gelangten auch wirklich bis in die Mitte desselben und hätten dort fast den General Sacken gefangen genommen, der noch Anordnungen zur Vertheidigung traf.

Blücher, die Nothwendigkeit des Sieges erkennend, begab sich trotz des Kugelregens in das brennende Dorf und feuerte die Russen mit seinem allbekannten und stets ermuthigenden „Vorwärts“ an, mit gefälltem Bajonnette auf die Franzosen loszugehen. Sie thaten's unter lautem Hurrahgeschrei und trieben den Feind bis zum Ausgange des Dorfes. Oudinot ging nun mit frischen Truppen vor, drang wieder in das Dorf und hielt sich hier in wüthendem Kampfe mit den Russen bis zum Einbruche der Nacht. Auch dann wurde der Kampf noch nicht abgebrochen; die brennenden Häuser von La Rothière leuchteten als Fackeln dazu.

Die Franzosen wurden abermals aus dem Dorfe geworfen und diesmal mit einer solchen Heftigkeit, daß sie weithin zersprengt wurden.

Auch bei zwei andern Dörfern waren die Franzosen vollständig geworfen worden, und jetzt eilten sie im größten Durcheinander rückwärts, um Brienne zu erreichen.

Napoleon hatte im dortigen Schlosse sein Nachtlager genommen, aber es dauerte lange, ehe er sich schlafen legte, denn die Furcht peinigte ihn, Blücher werde noch während der Nacht heranrücken und ihn vernichten. Unaufhörlich spähte er zu den Fenstern des Schlosses hinaus, und erst, als er mit Sicherheit erfuhr, daß Blücher ganz gegen seine Gewohnheit den Sieg nicht weiter verfolgte, ging er zu Bette. Schon um 4 Uhr Morgens verließ er den Schauplatz seiner Jugendzeit, um sich zurückzuziehen, denn es war doch sicher anzunehmen, daß Blücher an diesem Tage im Schlosse von Brienne sein Mittagsmahl einnehmen wolle.

Blücher hatte in der Schlacht von La Rothière 4000 Gefangene gemacht und nicht weniger als 73 Kanonen erbeutet. Dieser glänzende Erfolg war um so höher anzuschlagen, weil Napoleon, der erfahrene Kriegsmann, seine Truppen in Person kommandirt und gewiß nichts unterlassen hatte, dem verhaßten Feinde allen möglichen Schaden zuzufügen.

XIV.

1. Blücher trennt sich von der Friedenspartei.

„Viel eher Blut, als Tinte, wo's
Die Ehre Gottes gilt
Und deutsche Freiheit!" sprach er groß,
Des Brennen ächtes Bild.

Fr. A. von Stägemann.

Am folgenden Tage befanden sich die Monarchen und die Feldherrn im Schlosse von Brienne, welches Napoleon schon in der Frühe verlassen hatte. Sie

wollten hier miteinander berathen, was nun weiter zu thun sei. Das Einfachste wäre gewesen, den geschlagenen Napoleon mit aller Macht zu verfolgen. Dazu rieth auch Blücher, aber er drang wieder einmal nicht durch. Man sprach abermals vom Frieden und meinte, jetzt, nach einer so glänzend gewonnenen Schlacht werde sich der Kaiser gerne herbeilassen, in harte Bedingungen einzuwilligen.

Der Obergeneral Schwarzenberg kannte ja kaum ein anderes Wort, als: Frieden, und der Kaiser von Oesterreich, der Schwiegervater Napoleons, war weit entfernt, seinen Schwiegersohn vollständig zu vernichten. Er wäre wohl damit zufrieden gewesen, jetzt mit seinen Schaaren heimzuziehen, mochte immerhin der französische Kaiser den Rhein behalten.

Das wurmte den Blücher gewaltig; er verstand es ganz und gar nicht, wie man einem Manne Rücksichten angedeihen ließ, der selbst solche niemals gekannt hatte. Nach seiner Meinung mußte der Mann, welcher so lange und unheilvoll die Geschicke Europa's geleitet hatte, vom Throne gestoßen und Frankreich so ohnmächtig gemacht werden, daß ihm für einen langen Zeitraum die Gelüste nach fremden Thronen und Ländern vergingen.

Nach Paris! Nach Paris! Das war sein ewiger und einziger Wahlspruch. Hätte man in seine Hand den Krieg gelegt und ihn nach Belieben schalten und walten lassen, so würde er wahrscheinlich dem zusammenbrechenden Kaiserreiche in wenigen Wochen ein Ende gemacht haben. Da man aber dem Löwen nicht wehe

thun wollte, so suchte er aus einer Stellung herauszukommen, die ihn überall band und hinderte.

Er setzte es denn schließlich durch, daß man ihm die Freiheit gab, auf eigene Faust nach Paris zu marschieren.

Damit war der Alte höchlich zufrieden, obschon seine ganze Macht, wenn er sie auf einem Punkte vereinigte, nur ein unbedeutendes Häuflein gegen das gewaltige Heer der Verbündeten war.

Sogleich setzte er sich in Marsch gegen die Festungen Vitry und Chalons.

Als er daselbst ankam, hatte der General York die beiden Festungen nach blutigen und heldenmüthigen Kämpfen bereits genommen; da dem Feldmarschall jetzt kein Hinderniß mehr entgegenstand, sich mit den verschiedenen, ihm untergebenen Corps zu vereinigen, so beschloß er, sogleich die Straße nach Paris einzuschlagen. Da er sich aber darauf verließ, daß der Fürst Schwarzenberg ihn durch eine Vorwärtsbewegung unterstützen werde, so zerstreute er in eiligen Märschen sein Heer allzusehr.

York war hinter dem Feinde her, erreichte denselben am 7. Februar bei Epernay und drängte ihm durch seinen Vortrab bis Chateau-Thierry nach. Der französische Marschall Macdonald aber hatte einen zu großen Vorsprung und suchte noch in der Nacht vom 7. auf den 8. nach La Ferté sous Jouarre zu entkommen, um dort die von Paris anmarschierenden Verstärkungen an sich zu ziehen. So kam es, daß Blücher's Heer in einer Ausdehnung von 9 Meilen auf der langen Straße vertheilt war.

Diesen Umstand hatte sich Napoleon zu Nutzen gemacht, wie wir bald sehen werden. Als er sich von Brienne entfernte, geschah dieses in der größten Niedergeschlagenheit, denn er mußte annehmen, daß Schwarzenberg über ihn herfallen und sein arg mitgenommenes Heer vernichten werde. Seine völlig muthlosen Truppen zogen schweigend die Straße nach Troyes. Viele von ihnen, welche die Sache des Kaisers für verloren hielten, flüchteten, um sich am heimischen Herde von den Mühseligkeiten des Krieges auszuruhen.

In Troyes angekommen fand er die ganze Bürgerschaft in muthloser Stimmung; kein Vive l'empereur erscholl ihm entgegen; alle Gesichter sahen mißmuthig aus und sehnten sich nach dem Frieden. Alle, die etwas zu verlieren hatten und es noch in Sicherheit bringen konnten, flohen. Das schlug ihn nieder, um so mehr, als er hier auch den Abfall seines Schwagers Murat erfuhr.

Nun dachte er seinerseits an Frieden und gab Coulincourt, welcher sich zur Eröffnung eines Friedenscongresses nach Chatillon begeben hatte, den Auftrag, mit den Verbündeten zu unterhandeln. An die Rheingrenze dachte er nicht mehr; er war nun zufrieden, wenn Frankreich in der Größe erhalten blieb, wie es vor dem Ausbruche der Revolution gewesen.

Kaum aber hatte er Nachricht von der ungünstigen Stellung Blücher's erhalten, als seine Friedensgedanken schnell verschwanden. Er wollte über diesen herstürzen, ihn in ein oder zwei Schlachten schlagen und dann am

Friedenscongresse wieder jene hohe Sprache führen, deren er gewohnt war.

Am 7. Februar traf er in Nogent ein; Schwarzenberg's unbegreifliche Unthätigkeit hatte ihm Zeit gelassen, nicht allein sein zerstreutes Heer wieder zu sammeln, sondern es auch durch neue Zuzüge bedeutend zu verstärken. Wenn er jetzt über Blücher herfiel und ihn schlug, so gewann er abermals Zeit und neue Streitkräfte, und was noch mehr galt, der Muth seiner Truppen lebte neu auf, die Franzosen fingen wieder an, ihren siegreichen Kaiser zu bewundern.

Er brach rasch von Nogent auf, um die einzelnen Abtheilungen des Blücher'schen Heeres zu schlagen und wo möglich zu vernichten. Um seine Geschütze durch den erweichten Boden fortzubringen, bot er die ganze Umgegend auf. Wo nur ein Pferd, eine helfende Hand zu haben war, da mußte sie herbei und schieben und ziehen helfen.

So gelang es ihm, sich mitten zwischen die feindlichen Heere zu werfen, die er nun mit großem Erfolge einzeln angreifen konnte.

2. Gefecht bei Champaubert am 10. Februar. Treffen bei Montmirail am 11. Februar.

So dachte Blücher, so, und ließ
Nicht ab, sein scharf Gesicht
Nur hingewendet nach Paris,
Nach Chatillon doch nicht.

Fr. A. von Stägemann.

Bei Champaubert, wo Napoleon in Person mit 40,000 Mann vorbrach, stand nur ein russisches In-

fanteriecorps mit etwa 5000 Mann. Dieses mußte gegen die Ueberzahl das Gefecht aufnehmen. Mit der größten Tapferkeit hielt es sich von 9 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags, da wurde es von allen Seiten umringt und niedergemacht. Nur etwa 1600 Mann retteten sich zu Blücher, welcher, von seinen übrigen Truppen abgeschnitten, in dem Dorfe Vertus sich befand.

Kaum war der leichte Sieg erkämpft, so sendete Napoleon Boten nach Paris, welche sein Waffenglück verkündigen und die Gemüther wieder aufrichten mußten. Seine Truppen erhoben ebenfalls den Kopf wieder stolz und schaarten sich zu fernern Siegen um den Kaiser.

Zeit gewonnen, alles gewonnen, das war ein Wahlspruch Napoleon's, der ihm niemals Schaden gebracht hat. Auch jetzt brachte er denselben in Anwendung; sogleich stürmte er mit seiner siegreichen Schaar vorwärts auf der Straße von Montmirail, wo er nun ebenso plötzlich über Sacken und dann über York herzufallen gedachte. So führte er es auch aus. Die beiden Generäle fochten zwar mit einer beispiellosen Tapferkeit und hielten die Schlacht bis zur einbrechenden Nacht, aber sie ging für sie verloren.

Sie mußten sich mit großem Verluste bei Chateau-Thierry über die Marne zurückziehen.

Das war eine Schlappe, die Niemand wegleugnen konnte; sie machte die Franzosen ganz übermüthig, beugte aber darum doch den Muth der Preußen und Russen nicht, und am allerwenigsten den des Marschalls Blücher. Vor der Hand konnte er nichts Bedeutendes unternehmen, sondern mußte auf seine Sicherheit bedacht sein,

aber er wartete der Zeit, wo ihm der Feind wieder vor den Säbel kommen würde. Geschah das, so wollte er die Scharte schon auswetzen.

Napoleon wurde wieder kühn; auf dem Congresse machte er erhöhte Forderungen, das Volk rief er in Masse zum Kriege auf und that alles Mögliche, um obenauf zu bleiben.

Sein Aufruf blieb nicht ohne Wirkung, Bauern und Bürger versagten den verbündeten Truppen die Nahrung und das Landvolk bewaffnete sich, um sein Eigenthum zu schützen. Wo es nur ein sicheres Versteck gab, da feuerten sie auf Blücher's Truppen und fügten ihm auf diese Weise aus dem Hinterhalte großen Schaden zu.

Vier Tage lang gab es auf Blücher's Rückzuge unaufhörlich Gefechte, wobei die Russen und Preußen eine Tapferkeit bewiesen, welche an die unvergleichlichen Thaten des Alterthumes erinnerten oder sie auch noch wohl übertrafen. Aber alle Tapferkeit half nicht.

Napoleon schickte Siegesberichte über Siegesberichte nach Paris und er scheute sich nicht zu schreiben: Eine schlesische Armee giebt es nicht mehr! Das war nun freilich eine arge Lüge, wie der Kaiser zu seinem eigenen Schaden noch erfahren sollte, aber sie that nichts desto weniger bei der Bevölkerung ihre Wirkung.

Fragen wir nun, wie es kam, daß der allzeit siegreiche Feldherr hier so hart mitgenommen wurde, so müssen wir leider Schwarzenberg die Schuld geben. Er that nichts zur Unterstützung Blücher's; sein Kaiser wollte den Schwiegersohn nicht ganz vernichten; darum

blieb er Gewehr beim Fuß stehen, sah ruhig zu, wie sich Napoleon auf den Marschall warf, und unterhandelte während der Zeit über den Frieden. Wir wissen aber schon, daß der Franzosenkaiser jetzt unter dem Frieden etwas anders verstand, als zur Zeit, wo er mit schwerbetrübtem Herzen nach der Schlacht von La Rothière aus Brienne hinausritt.

XV.

1. Gefechte bei Nangis und Montereau am 17. und 18. Februar.

Wie? Boneparte! Dieser Stahl
Mit Frankreichs Blut gefärbt,
Es ist derselbe, den dein Strahl
Bei Jena stumpf gekerbt?

Fr. A. von Stägemann.

Als Napoleon glaubte, Blücher so sehr geschwächt zu haben, daß er für alle Zukunft vor dem schlesischen Heere sicher sei, warf er sich auf den ihm so freundlich gesinnten Schwarzenberg. Mit einer erstaunlichen Schnelligkeit ging er mit seinen Truppen auf den Feind los, der seine Kräfte leider weit auseinander gezogen hatte und nur kleine Heeresabtheilungen entgegenstellen konnte. So wurde denn Graf Pahlen III. bei Nangis geschlagen und mußte sich zurückziehen.

Am folgenden Tage warfen sich die Franzosen auf den Kronprinzen von Würtemberg, welcher bei Montereau stand. Um 9 Uhr Morgens begann der Kampf. Die Würtemberger, welche so lange mit den Franzosen gegangen waren, sollten jetzt gegen sie kämpfen. Sie

fochten tapfer und hielten sich bis gegen 1 Uhr Mittags. Jetzt donnerten 40 Geschütze in ihre Reihen hinein, aber immer noch wichen sie nicht von der Stelle, bis zwischen 2 und 3 Uhr der Kaiser selbst ankam und die Würtemberger mit dreifacher Ueberlegenheit angriff. Da mußten sie sich zurückziehen. Es gab ein furchtbares Durcheinander, in welchem Freund und Feind über- und untereinander rollten. Die Bürger feuerten aus ihren Häusern auf den Feind und der Kronprinz wäre beinahe gefangen genommen worden. Der Kampf war so erbittert, daß Napoleon selbst mit eigener Hand einige Geschütze richten half.

In der Nacht zog sich der Kronprinz auf Bray zurück; er hatte den dritten Theil seines Corps eingebüßt.

Während dieser Vorgänge hatte Blücher sein Heer rasch wieder gesammelt und dachte daran, von Neuem vorzugehen, als ihm von dem Oberfeldherrn Schwarzenberg der Befehl wurde, sich mit seiner ganzen Macht nach Troyes zu begeben, wo sie gemeinsam dem Feinde eine große entscheidende Schlacht liefern wollten. Blücher jubelte auf. Wie unerwartet ihm auch dieser energische Entschluß kam, so segnete er ihn doch und zog sogleich ab, um zur rechten Zeit zur Stelle zu sein. Als er ankam und sich den Schlachtplan erbat, war Schwarzenberg's Kriegsfeuer schon wieder verraucht; mit der Schlacht war es nichts; er hatte nun beschlossen, mit seinem ganzen, gewaltigen Heere zurückzugehen — und dieses Alles nur, damit dem österreichischen Schwiegersohne nicht zu wehe geschehe. Die Soldaten hörten mit

Zähneknirschen, daß die Schlacht aufgegeben sei, Blücher fluchte und wetterte, daß es seinem Generalstabe angst und bange wurde. Auch die Monarchen von Rußland und Preußen waren mit dieser ewigen Zögerung und Rückwärtsbewegung höchst unzufrieden.

Um endlich einmal den Krieg mit Ernst in die Hand zu nehmen, entschlossen sie sich, Schwarzenberg in Gottes Namen den Rückzug antreten zu lassen und die Unternehmung auf Paris in Blücher's kühne Hand zu legen.

Somit ruhte denn endlich das Geschick von Europa auf kräftigen Schultern und man hoffte davon das Beste.

2. Die Schlachten bei Craonne am 7. März.

„Wie? Frankreichs Thürme stehn gebückt,
Und seine Thore knieen?
Und Bayard's Muttererd' erschrickt
Vor Knaben aus Berlin?"

Fr. A. von Stägemann.

Ohne der nothwendig werdenden Märsche zu erwähnen, führen wir den Leser sogleich nach Craonne, unweit der Aisne, wo Napoleon den Feldmarschall überrumpeln und vernichten wollte. Blücher war auf seiner Hut. Wenn auch seine Stellung nicht günstig war und Napoleon, der größte Feldherr des Jahrhunderts, ihm in eigener Person gegenüberstand, so war er doch durchaus nicht gewillt, ihm auch nur einen Zollbreit zu weichen, sondern die Schlacht anzunehmen, wo sie ihm geboten würde.

Das war am 7. März der Fall. Früh Morgens schon drang Napoleon mit großen Massen vor. Blücher

hatte die Russen auf einem Höhenzuge aufgestellt, den er mit Geschütz spicken ließ. Gegen diesen richtete Napoleon den ersten Angriff. Die Truppen des Marschall Ney schickten sich an, diese Höhe zu stürmen; unerschrocken schritten sie vorwärts und begannen schon, die Ränder des Plateau zu erklettern, aber mit fürchterlicher Verheerung wurden sie von den Eisenbällen des groben Geschützes und den Gewehrkugeln der Russen zerschmettert. Vorwärts und rückwärts schwankend wurden sie bald geworfen, bald drangen sie vor. Hunderte, Tausende fielen, aber immer von Neuem griffen sie an, und es gelang ihnen zuletzt, die Höhe zu ersteigen und 12 Kanonen auf derselben aufzupflanzen.

Gleichzeitig wurde blutig um das Dorf Ailles gestritten, welches die Franzosen um jeden Preis besetzen wollten; aber so oft sie auch vorwärts stürmten, immer wurden sie blutig zurückgewiesen.

Napoleon wüthete ob des großen Verlustes seiner Truppen und befahl von Neuem den Angriff mit seiner ganzen Reiterei; da aber sowohl von der Höhe als vom Dorfe her ein ununterbrochenes Feuer sie überschüttete, so gelangten sie nicht einmal bis Ailles.

Bis 3 Uhr schon wüthete die Schlacht, da kam den Franzosen starke Hülfe und diejenigen Truppen, welche Blücher erwartete, blieben aus. Von drei Seiten angegriffen und auf das heftigste beschossen, mußten die Russen sich zurückziehen. Napoleon hatte dieses kaum bemerkt, als er nicht weniger als 80 Kanonen in sie hineindonnern ließ. Aber trotz einer Verfolgung, die fast beispiellos war, gingen die Russen in Ordnung zurück.

Die Tapferkeit war in dieser blutigen Schlacht auf beiden Seiten außerordentlich gewesen. Vielleicht ist in dem ganzen Kriege keine mehr geschlagen worden, die sich an Blutigkeit mit ihr messen konnte. Daß Jeder seine Schuldigkeit gethan, geht schon daraus hervor, daß von keiner Seite Gefangene gemacht, keine Kanonen genommen worden waren.

Die Franzosen verloren 8000 Mann an Todten und Verwundeten, besonders war die junge Garde hart mitgenommen worden, aber auch die Russen hatten einen Verlust von 4785 Mann zu beklagen.

3. Schlacht bei Laon 9. und 10. März.

Zween Tage raſ't und ſchäumt die Schlacht,
Doch Boneparte mehr.
Zween Tag' hält Preußens Engel Wacht,
Und Blücher glänzt, sein Speer,
Und Gneisenau, sein Augenpaar,
Und, Fackeln seiner Hand,
Sie setzen, York und Kleist, das Haar
Der alten Nacht in Brand.

Fr. A. von Stägemann.

Blücher hatte noch in der Nacht sein Heer nach Laon dirigirt; am nächsten Morgen folgte ihm Napoleon, denn er wollte ihn um jeden Preis gänzlich aufreiben. Er sah wohl ein, daß Blücher das Herz des ganzen Krieges war, und er meinte, wenn er dieses Herz durchstoßen habe, so werde der ganze, große übrige Körper von selbst zusammenstürzen. Darin hatte er allerdings nicht Unrecht, aber Blücher war nicht der Mann darnach, sich so ohne Weiteres abschlachten zu lassen.

Laon, 18 deutsche Meilen von Paris entfernt, ist eine Stadt von etwa 7000 Einwohnern; es liegt auf einem ziemlich steilen Felsen, der sich 350 Fuß über die Ebene erhebt. Die Vorstädte liegen am Fuße des Berges und die südlichen Abhänge sind ganz mit Weinbergen bedeckt, vielfach von Mauern und Hecken durchschnitten.

Hier erwartete Blücher den Kaiser, fest entschlossen, alte und neue Scharten auszuwetzen und sich den Weg nach Paris zu öffnen, um diese erste Stadt der Welt zu nehmen und in ihr den Herd des Krieges auszulöschen.

Wenn dieser Entschluß an und für sich schon ein großer war, so wurde er durch die Umstände noch erhöht. Von den unaufhörlichen Anstrengungen, von den schlaflosen Nächten, dem Mangel und der Entbehrung, welche er seit Wochen unausgesetzt getragen, war seine Gesundheit erschüttert. Der Mann war 72 Jahre alt; was schon die Jugend nicht ohne Nachtheil ertrug, das mußte für den Greis doppelt verderblich werden. Er litt furchtbare Schmerzen, mußte auf das Pferd gehoben werden und konnte sich nur mit äußerster Anstrengung im Sattel halten. Dazu kam noch ein sehr schlimmes Augenübel, welches ihn verhinderte, überall selbst zu schauen und zu leiten.

Dennoch blieb der Geist des Feldmarschalls stark und jugendlich; so lange er noch nicht völlig todt war, wollte er seinem Gegner die Spitze bieten und ihm zeigen, daß auch ein kranker Leib sich nicht der Hoffnung begab, die alte Schmach zu rächen.

Napoleon hatte, wie erwähnt, die Absicht, den Marschall zu überrumpeln, deßhalb marschierte er früh in der Nacht auf Laon zu. Die Witterung begünstigte ihn, denn es trat ein dichter Nebel ein, der seine Annäherung verhüllte.

Unter dem Schutze dieses Nebels rückte er vor und stand am Morgen plötzlich zwischen den beiden Dörfern Etouville und Chivy in Schlachtordnung.

Ney drang an der Südseite gegen den Berg vor und in die Vorstadt Semilly; von dort aus erstiegen seine Truppen den Berg und glaubten schon Herren der Stadt Laon zu sein; aber das war eine falsche Rechnung; hatte auch der Nebel die Annäherung verborgen und deckte er auch jetzt die Gegend noch, so half er ihnen doch nicht kämpfen. Bülow's Truppen, welche oben lagen, hatten den Feind kaum bemerkt, als sie kampfesmuthig und mit lautem Hurrahgeschrei hervorbrachen und die Franzosen wieder den Berg hinabwarfen; ihnen nach blitzten durch den Nebel die Kanonen, der Donner des Geschützes brüllte in den Morgen hinein, die Kugeln mähten die Glieder der Schwärmer nieder.

Napoleon bekam also gleich zu Anfang eine nachdrückliche Lehre; deßhalb hielt er es für gerathener, einstweilen die Schlacht einzustellen und zu warten, bis sich der Nebel verzogen habe.

Das geschah um 11 Uhr. Jetzt erst konnten Freund und Feind sich ordentlich sehen. Blücher wartete nun den Angriff des Kaisers nicht ab, sondern ging selbst dazu über. Von allen Seiten donnerten die

Geschütze, der Kampf wogte hin und her; bald nahten sich die Franzosen dem Hügel, auf welchem Laon erbaut war, bald wurden sie wieder zurückgeworfen.

In den Weinbergen standen auf den übereinanderliegenden Terrassen eine solche Menge von Kanonen, daß der Hügel ordentlich davon strotzte. Außerdem waren überall Haufen von Schützen vertheilt, welche die Anstürmenden mit dichten Gewehrsalven empfingen.

Im Hin- und Herwogen des Kampfes nahm Napoleon das schwach besetzte Dorf Clacy, wogegen Bülow das verloren gegangene Dorf wiedernahm und den französischen rechten Flügel bis gegen Leully zurückdrängte.

Um 6 Uhr hörte überall der Kampf auf. Kurz vorher war der Marschall Marmont mit seinen Truppen dem Kaiser zu Hülfe gekommen, aber da die Dunkelheit eintrat, kam er nicht mehr recht zum Kampfe. York und Kleist aber entschlossen sich, den Marschall während der Nacht anzugreifen.

Um 7 Uhr, als schon die Sterne am Himmel leuchteten, ließ York, der den Oberbefehl führte, vorwärts marschieren; es geschah in so lautloser Stille, daß sie sich dem Feinde auf 500 Schritte näherten, ohne im Geringsten bemerkt worden zu sein. Jetzt gab York ein Zeichen und plötzlich begannen die Trommeln zu wirbeln, die Hörner zu blasen — in den Lärm mischte sich das Hurrahgeschrei der Regimenter, daß es weithin durch die stille Nacht scholl.

Die Franzosen, welche bereits der Ruhe pflegten und eines Ueberfalles nicht gewärtig waren; sprangen auf und ergriffen die Waffen, aber der Schrecken hatte sich

ihrer so bemächtigt, daß sie nicht Stand hielten, sondern mit Zurücklassung ihres Geschützes eiligst entflohen.

Die Preußen folgten, General Zieten fiel ihnen in die rechte Seite, und nun gab es unter dem Feinde eine Scene grenzenloser Verwirrung. Sie schlachteten sich sogar unter einander, indem sie ihre Kameraden für Preußen hielten. Erst in Corbeny, nahe bei Laon kamen sie wieder so viel zum Stehen, daß sie sich sammeln konnten.

York hatte bei diesem Ueberfalle 2500 Gefangene gemacht, 45 Kanonen und 131 Munitionswagen erobert. Er selbst beklagte nur 550 Todte und Verwundete.

Das war zur Beendigung des Tages noch ein Hauptschlag, der dem tapfern York zur Ehre gereichte. Blücher lag krank im Bette, als er die Meldung erhielt; aber die Nachricht erfrischte ihn so, daß er für den Augenblick seine Schmerzen vergaß.

Am Morgen des folgenden Tages sah man von Laon herab das französische Heer schon wieder in Schlachtordnung stehen. Sogleich begann von Seiten der Preußen der Angriff, im Handumdrehen war die Schlacht abermals in vollem Gange. Die Franzosen wollten durchaus den Hügel von Laon erklettern, sie wiederholten ihre Versuche bis 2 Uhr Nachmittags, aber obschon der Kaiser überall selbst zugegen war, die Schlacht leitete und seine Truppen anfeuerte, so mußten sie den Plan doch aufgeben, da er gar zu viele Menschenleben kostete.

Napoleon, welcher mit all seiner Anstrengung nichts ausrichtete, verzweifelte fast; um 4 Uhr gab er den

Kampf auf. Er hatte an den beiden Schlachttagen 9000 Mann verloren, wogegen den Verbündeten nur 2000 Mann getödtet oder verwundet worden waren. Wäre Blücher nicht so sehr zur Unzeit erkrankt, so wäre der Kaiser an dem Felsen von Laon vernichtet worden. Napoleon zog sich in der Nacht nach Soissons zurück, gewiß nicht ohne sehr niederschlagende Gefühle, denn er hatte in den letzten Tagen 17,000 Streiter verloren, was sehr in's Gewicht fallen mußte.

4. Gefecht bei Rheims am 13. März.

Und die Brüder, so gefallen,
Treibt es irr aus ihren Grüften,
Bis sie Siegsruf hören schallen
Von Paris in Grabesklüften.
K. Immermann.

Während Napoleon in Soissons weilte, um seine Truppen zu reorganisiren und die neuen Ankömmlinge einzureihen, erhielt er von allen Seiten niederschmetternde Nachrichten. Nicht allein, daß der Feind überall vordrang, auch die Legitimisten erhoben keck ihre Häupter und machten Vorkehrungen, um die Bourbonen auf den Thron zu heben, sobald der große Tyrann gefallen sei. Wüthend über sein sinkendes Glück beschloß er um jeden Preis eine That zu verrichten, die ihm die Herzen und die Sympathie von Paris wieder zuwenden mußte.

In der alten Krönungsstadt Rheims befanden sich unter dem Commando des Generals St. Priest 9000 Russen und 5000 Preußen, welche dem schlesischen Heere als Verstärkung zueilen wollten. Der commandirende

General hatte keine Ahnung von der Gefährlichkeit seiner Lage, sondern er ergab sich einer sorglosen Ruhe. Ihn hatte sich der Kaiser ausersehen. Am 13. März stürzte er auf den unvorbereiteten General, zersprengte im Laufe des Tages das ganze Corps und zog als Sieger in die alte Krönungsstadt ein.

Von hier aus erließ er eine hochtrabende Proclamation an Frankreich, nannte sich den Sieger von Laon und Rheims, verkündete, daß er den Feind über den Rhein zurückwerfen werde und befahl, daß überall die National-Garden versammelt würden, um die Trümmer des zersprengten Feindes aufzureiben.

Wie viel Wahrheit an alledem war, brauchen wir kaum auseinanderzusetzen; der Leser weiß es nach dem Vorhergehenden schon von selbst.

Inzwischen hatte sich das böhmische Heer in langsamen Märschen wieder Paris genähert und von dort aus erscholl dem Kaiser der Verzweiflungsruf um Hülfe entgegen, so, daß er sich entschließen mußte, Rheims zu verlassen, um sich auf den furchtsamen Schwarzenberg zu werfen.

5. Noth der Franzosen.

Du selber schuldest all das Grausen
Und schuldest alle Pein und Noth.
Noch schlimmer that der Franzmann hausen,
Als er im deutschen Reich gebot.

W. Herchenbach.

Zur Zeit, als die Franzosen Herren und Meister in Deutschland waren, sogen sie das Land auf eine erschreckliche Weise aus und häuften Bedrückungen auf

Bedrückungen. Jetzt sollte es ihnen heimkommen. Auf dem kahlen Kreideboden der Champagne fand sich nur wenig zu leben, und dieses Wenige wurde den Truppen Blücher's nicht einmal gegeben, obschon er nur das Nothwendige forderte, und jede Gewaltthat, so weit dies im Kriege möglich ist, verhinderte. Nun war es aber im März noch bitter kalt, dazu fehlte es meistens an Speisen und Getränken, die Kleidung und das Schuhwerk hatten außerordentlich gelitten. Die Truppen mußten Nachts unter freiem Himmel schlafen und fanden nirgends Holz, um die unentbehrlichen Feuer anzuzünden.

Da machten sie aus der Noth eine Tugend und brachen die Häuser in den Dörfern bis auf das Mauerwerk ab. Es kam vor, daß heute noch ein Dorf irgendwo stand und morgen war nichts mehr davon übrig, als die Grundmauern. Fenster, Thüren, Gebälk und Dächer hatten den Soldaten dazu gedient, eine kärgliche Abendmahlzeit zu kochen. Sogar die Kirchen verschwanden unter ihren Händen.

Daß es auch mit der Behandlung der Einwohner nicht sonderlich stand, läßt sich um so mehr annehmen, da diese aus heimlichen Verstecken einen Krieg auf eigene Faust gegen die Truppen unterhielten.

Wir wollen einem solchen Beginnen nicht das Wort reden. Die Generäle thaten es auch nicht, aber es war eben die furchtbare Gestalt des Krieges und dann — auch die Wiedervergeltung, die sich der Soldat nicht so leicht nehmen läßt.

Die Franzosen machten es noch um ein gutes

Theil schlimmer als sie während der Revolution in Deutschland einfielen. Sie kamen ohne Schuh und Strümpfe und litten Entbehrung am Nothwendigsten, aber sie halfen dem Mangel schnell und gründlich ab. Sobald sie ein Dorf oder eine Stadt erreichten, schrieben sie sogleich eine Contribution aus; da mußten die Deutschen so und so viel tausend Paar Schuhe, so viel Tuch und dergleichen liefern. Jeder General schrieb eine Summe an baarem Gelde aus und diese erreichte oft eine so furchtbare Höhe, daß aller Baarbestand nicht hinreichte, dieselbe aufzubringen. Sie ließen es übrigens nicht einmal dabei, sondern die Tafeln der Generäle und Offiziere mußten auch noch mit den kostbarsten Leckerbissen versorgt werden.

Jetzt aber, wo sich der Spieß einmal umgedreht hatte, verweigerten sie den Preußen und Russen das unumgänglich Nothwendige; da konnten solche beklagenswerthe Scenen natürlich nicht ausbleiben.

Die Noth unter den Truppen war in der That groß, denn es kam mitunter vor, daß sie selbst den commandirenden Generälen das Dach über dem Kopfe abbrechen mußten, um nur Holz zum Kochen ihrer Mahlzeit aufzutreiben.

XVI.

1. Schlacht bei Arcis sur Aube am 20. und 21. März.

Die Kugeln brechen Lücken ein,
Die Reiter mähen hinterdrein.
Christian Niemeyer.

Napoleon hatte in den letzten Tagen eine Thatkraft offenbart, die wirklich an das Erstaunliche grenzte, welche ihn in seiner ganzen furchtbaren Größe erscheinen ließ; aber es handelte sich freilich auch um die Krone eines Kaiserreiches, welche wohl der höchsten Anstrengungen werth war.

Blücher, der verachtete Husar, war ihm zu einem ebenbürtigen Gegner geworden, von dessen Kühnheit, so zu sagen, der ganze Krieg abhing. Deßhalb war der Kaiser überall, wo der Blücher seine gefürchtete Gegenwart kund that.

Bei Laon hatte er seinen Arm gefühlt; er getraute sich nicht, sich zum drittenmale auf ihn zu werfen, weil das seine vollständige Vernichtung herbeiführen konnte. Dagegen hatte er Schwarzenberg als einen zaghaften, von seinem Schwiegervater vollständig abhängigen General kennen gelernt, der nirgendwo recht Stand hielt, sondern sich stets beeilte, dem Kaiser den Rücken zu zeigen. Gegen ihn wandte er sich jetzt mit dem größten Theile seines Heeres.

Aber diesmal hatte sich der Kaiser doch verrechnet; Schwarzenberg mochte sich wohl schämen, daß er Blücher immer allein agiren ließ; er hatte deßhalb den festen

Entschluß gefaßt, nicht zurückzuweichen, sondern die Schlacht muthvoll anzunehmen.

Bei Arcis sur Aube kam es zum Angriffe. Gleich im Beginne wurde die Reiterei des Marschalls Sebastiani über den Haufen geworfen und kam total in Unordnung; sie floh in wilder Flucht und wäre vollständig aufgelöst worden, wenn sich nicht der Kaiser ihnen entgegengeworfen hätte. Mit gezogenem Degen stellte er sich auf die Brücke, über welche sie entfliehen wollten, und schrie sie an, während seine Augen Zornesblitze auf die Flüchtigen sprühten.

Die Reiter wurden von seiner gewaltigen Persönlichkeit noch mehr erschreckt, als von dem nachdrückenden Feinde, und da nun auch die alte Garde zum Schutze herbeieilte, so stellte sie die Flucht ein und ging unter dem Schirm des französischen Kanonenfeuers wieder in die Schlacht zurück.

Den ganzen Tag über wurde hart und blutig gekämpft; Napoleon war überall, wo die Gefahr am größten war, oft im dichtesten Kugelregen. Einmal fiel eine Granate vor ihm nieder, platzte und umhüllte seine ganze Person mit Rauch, so daß man nichts mehr von ihm sah; Jedermann glaubte, er sei getödtet. Er war in diesem verhängnißvollen Augenblicke allerdings mit dem Pferde gestürzt, aber wie durch ein Wunder nicht verletzt worden. Sogleich sprang er wieder auf, warf sich auf ein anderes Pferd und setzte, als wenn nichts vorgefallen, seine Befehle und Anordnungen fort.

Die Schlacht dauerte den ganzen Tag bis spät

14*

in die Nacht, brachte aber für keinen Theil eine Entscheidung.

Kaiser Napoleon ging am folgenden Tage um 10 Uhr wieder zum Angriff über, aber er überzeugte sich bald, daß er den aufgestellten Massen nicht Meister werden könne, und befahl sogleich den Rückzug, bei welchem viel Reiterei von Schwarzenberg niedergemacht wurde. An diesen beiden Tagen hatte Napoleon ebenfalls 4000 Mann verloren.

2. Blücher geht über die Marne.

Marschall Vorwärts!
Guten Vorwärtsschritt erhob er
Ueber Fluß und Berg und Thal.
Fr. Rückert.

Der Kaiser faßte bei seinem Abzuge von Arcis sur Aube einen Entschluß, der dem Kriege eine ganz andere Wendung geben konnte, wenn die Verbündeten darauf eingingen, sich von ihm täuschen zu lassen. Er verließ nämlich den jetzigen Schauplatz des Krieges und zog im Rücken der Verbündeten rückwärts von Paris, wobei er die Hoffnung hegte, daß ihm der Feind folgen würde. Da er aber alle Friedensbedingungen verworfen hatte, der Congreß von Chatillon aufgelöst war, so mußte sich Oesterreich endlich der Sache der Verbündeten mehr zuwenden, da sonst Preußen und Rußland den Kampf allein ausgefochten und zuletzt Oesterreich noch Bedingungen vorgeschrieben hätten. Jetzt wurde denn endlich ein gemeinsames Handeln beliebt; statt dem Kaiser nachzueilen, gingen sie auf Paris los, wie wir in der Folge hören werden.

Kehren wir aber vorerst zu Blücher zurück.

Gleich, nachdem der Kaiser Rheims verlassen hatte, brach Blücher von Laon auf und ließ auf Rheims zumarschieren; dabei war er noch so krank, daß er sich nicht auf dem Pferde halten konnte, sondern im Wagen fahren mußte. Beim weitern Vorrücken traf er allenthalben auf die französischen Marschälle, welche er muthvoll angriff, aber sie setzten ihm nirgends einen ernsten Widerstand entgegen.

Noch wußte er nicht, daß Napoleon eine Niederlage erlitten, aber es wurde ein Courier aufgegriffen, welcher einen Brief Napoleon's an die Kaiserin nach Paris bringen sollte. Aus dieser Depesche ersah er, daß Napoleon sich über St. Dizier im Rücken des böhmischen Heeres zurückzog, um den Krieg auf einen andern Schauplatz zu verlegen, und im Falle des Gelingens die Verbündeten vom Rheine abzuschneiden.

Nachdem er den Brief gelesen und eine Nachschrift hinzugefügt hatte, worin er der Kaiserin seine Ehrfurcht meldete, ließ er den Courier unbeschädigt weiter ziehen, welcher nun die gelesene Depesche im kaiserlichen Palaste zu Paris abgab.

Es wird daselbst nicht wenig Staunen über den unberufenen Briefsteller gewesen sein, der dazu noch eine so fehlerhafte Orthographie schrieb, wie man sie jetzt bei einem 8jährigen Schulknaben nicht mehr findet.

Am 24. März fand die Vereinigung des schlesischen und böhmischen Heeres statt und es wurde nun beschlossen, den Kaiser nicht aufzuhalten, sondern geraden Weges auf Paris loszugehen.

3. Kämpfe bei Fère Champenoise am 25. März.

> Nun, Franzmann, strecke dein Gewehr!
> Franzos ist keck, will noch davon
> Nach seinem Babylon.
> Da thun sich Feuerrachen auf
> Und enden manchen Lebenslauf.
>
> Ch. Niemeyer.

Dem energischen Gedanken, zu dem sich Fürst Schwarzenberg endlich aufgeschwungen, nämlich nach Paris zu gehen, diese Hauptstadt zu erobern und damit dem ganzen Kriege auf einmal ein Ende zu machen, wurde schon am 25. März ein Anfang gegeben. Das böhmische und das schlesische Heer gingen nun vereint, im Ganzen 170,000 Mann, auf Paris los. Um Napoleon diesen Zug einstweilen zu verhehlen, schickte man einzelne Abtheilungen in seinen Rücken, welche sich den Anschein geben mußten, als seien sie die Vortrabe des großen Heeres. Dabei bediente man sich einer wohlersonnenen List; überall wurde Quartier für die Monarchen belegt und dadurch gesorgt, daß französische Spione dem Kaiser solches hinterbrachten. Dies trug wesentlich dazu bei, Napoleon in dem Irrthum, das Heer der Verbündeten rücke hinter ihm her, zu bestärken. Er gedachte nun, sich aus den Vogesen- und Moselfestungen zu verstärken, nach und nach alle zerstreuten Corps an sich zu ziehen, dann über die Verbündeten herzufallen und ihnen den Rückzug nach dem Rheine abzuschneiden. Er hatte damit nichts Geringeres im Sinne, als den Verbündeten ein ähnliches Loos zu bereiten, wie es seine Armee in Rußland getroffen.

Wie kühn dieser Gedanke auch war, so beruhte er doch auf einem Irrthume und dieser Irrthum rächte sich furchtbar; er kostete ihm Krone und Reich.

Die vereinigten Heere drangen zwischen Seine und Marne vorwärts, indem sie sich den Marschällen Marmont und Mortier näherten, welche im Begriffe standen, sich mit dem rückwärts ziehenden Kaiser zu vereinigen. Da sie an Zahl wesentlich geringer waren, als die Verbündeten, so war ihr Untergang trotz aller Tapferkeit vorauszusehen. Er würde schon jetzt herbeigeführt worden sein, wenn man nicht vor dem rückwärts agirenden Kaiser noch immer in zu großer Besorgniß gewesen wäre.

Bei Fère Champenoise kam es zum ersten Zusammenstoß. Nach heftigen Kämpfen, wobei sich nur ein geringer Theil der Verbündeten betheiligte, wurden 4 Regimenter der jungen Garde niedergemacht und gefangen genommen, 32 Kanonen und 60 Munitionswagen erbeutet. Das ganze Corps von Marmont war dadurch gründlich zerzaust. Der Kronprinz von Würtemberg hatte bei diesem Kampfe ewige Lorbeeren um seine Stirn gewunden.

Um 3 Uhr Nachmittags war die Reiterei der Verbündeten auf 12,000 Pferde angewachsen und der Prinz von Würtemberg schickte sich eben an, den Feind zu verfolgen und gänzlich zu vernichten, als er im Rücken eine heftige Kanonade hörte. Er blieb nun stehen, gab aber dem Grafen von Pahlen eine russische Kürassier-Division und befahl ihm, sich dem neu angekommenen, noch unbekannten Feinde entgegenzuwerfen.

Es waren die Generäle Pacthod und Amey, welche mit zwei neugebildeten Divisionen auf dem Marsche waren, um sich mit Napoleon zu vereinigen. Als der Prinz von Würtemberg den Kanonendonner hörte, waren sie bereits mit einem Theile des schlesischen Heeres im Kampfe. Obwohl Pacthod sein ganzes Heergeräth aufgab, um schneller vorwärts zu kommen, so wurde er doch seit zwei Stunden unaufhaltsam verfolgt und litt furchtbare Verluste.

Nicht weit von Banne verlor er sein sämmtliches Geschütz, er konnte die Ordnung nicht mehr aufrecht erhalten, seine Truppen flohen in einem wilden unförmlichen Knäuel, unaufhörlich von Kartätschen- und Kanonenkugeln zerrissen. General Pacthod selbst war am Arm verwundet; endlich mußte er sich mit dem ganzen Reste seiner Division ergeben; sie hatte also aufgehört, zu existiren.

Die Franzosen verloren bei Fère Champenoise im Ganzen 5000 Mann an Todten und Verwundeten, 10,000 Gefangene, 80 Geschütze, 250 Pulverwagen und eine Menge Fuhrwerk, wogegen die Verbündeten nur 1000 Mann an Todten und Verwundeten zu beklagen hatten.

Die geschlagenen Marschälle Marmont und Mortier wurden am 27. und 28. noch verfolgt und verloren bis auf 7 Kanonen ihr sämmtliches Geschütz; aber sie entgingen doch der vollständigen Vernichtung und kamen mit den Trümmern ihres Heeres unter den Mauern von Paris an.

Die verbündeten Heere hatten also jetzt keinen

nennenswerthen Feind mehr vor sich, nur den gefürchteten Napoleon im Rücken.

Die Corps von York und Kleist, zur schlesischen Armee gehörig, gingen am 27. März bei Trilport über die Marne und näherten sich so auf eine sehr bedrohliche Weise der Hauptstadt. Es kamen ihnen allerdings Haufen von der Nationalgarde entgegen, welche sie zurückhalten wollten, aber sie wurden bald zusammengehauen und der Marsch ging unaufhaltsam weiter.

Im Walde von Claye, nur noch eine Meile von Paris, fanden sie am folgenden Tage noch einmal einen herzhaften Widerstand, der aber ebenfalls nicht stark genug war, sie aufzuhalten, denn das ganze schlesische Heer stand jetzt bei Trilport, nur noch einen einzigen Tagesmarsch von Paris.

Jetzt aber mußte sich das schlesische Heer auf der Straße nach Soissons aufstellen, um das böhmische vorüber zu lassen.

XVII.

1. Die Schlacht von Paris am 30. März.

Schlachtdrommete, blase, blase!
Sei der letzte Kampf entschieden.
Todesengel, rase, rase!
Bald schlaft, Brüder, ihr in Frieden.

K. Immermann.

Wir wissen, daß sich Napoleon absichtlich von Paris entfernt hatte, um im Rücken der Verbündeten dem Kriege eine andere Wendung zu geben. Obschon seine Generäle von dieser Maßregel als einer höchst

verderblichen abriethen und ihn dringend baten, alle seine Streitkräfte vor Paris zu sammeln und den Verbündeten so einen herzhaften Widerstand entgegenzusetzen, so wollte er sich doch nicht belehren lassen. Er glaubte nicht daran, daß die Verbündeten auf Paris zu marschirten, sondern war der festen Meinung, er zöge sie hinter sich her.

Erst, als ihm von allen Seiten Meldungen zukamen, welche das Gegentheil berichteten, als er von den Verlusten der Marschälle Marmont und Mortier hörte, als er die sichere Nachricht von dem Untergange der beiden Divisionen Pacthod und Amey erhielt und von den Einwohnern von Paris angefleht wurde, augenblicklich zu ihrem Schutze herbeizueilen — da erst erkannte er die ganze Größe der Gefahr.

Sogleich sandte er seinen Adjutanten nach Paris und ließ den Einwohnern sagen, sie sollten nicht verzagen, denn er rücke ungesäumt heran und werde die Hauptstadt bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen. Er befahl den beiden Marschällen, die Stadt um jeden Preis zu halten, auf allen Straßen und Plätzen zu kämpfen, bis er angekommen sei, wo dann bald eine Wendung zu Gunsten der Franzosen eintreten werde.

Zugleich schickte er auch einen Courier an seinen Schwiegervater, den Kaiser von Oesterreich und unterwarf sich den demüthigendsten Friedensbedingungen, welche die Verbündeten aufgestellt hatten.

Hätte sich Napoleon nur wenige Tage früher zu diesem Schritte entschließen können, so würde er seine Krone gerettet haben, jetzt aber war es zu spät, der

Finger Gottes, der so lange drohend ausgestreckt war, senkte sich jetzt zum Strafgerichte nieder. Das Wort, welches er so oft andern Fürsten zugerufen hatte, kehrte sich jetzt gegen ihn; Europa rief: Das Haus Napoleon habe aufgehört, zu regieren! Doch greifen wir dem Gange der Begebenheiten nicht vor.

Er wendete sich nun nach Paris um; das Heer mußte Tag und Nacht marschieren, um noch bei Zeiten anzukommen; er selbst warf sich zu Pferde, eilte voraus und beschleunigte seinen Ritt so sehr, daß nur wenige seiner Begleiter mit ihm aushalten konnten; aber alle seine Eile war umsonst, denn er befand sich noch, an Seele und Leib erschöpft, in Troyes, als die Schlacht vor Paris bereits begonnen hatte.

Die Verbündeten hatten alle Ursache, mit dieser Schlacht zu eilen, denn sie wußten jetzt, daß der Kaiser im Anzuge war. Da sie von Anfang an verkündigt hatten, sie führten nicht mit dem französischen Volke, sondern mit Napoleon Krieg, so mußten sie die Hauptstadt schonen und vor dem Angriffe jedenfalls einen Versuch machen, dieselbe friedlich in ihre Hand zu bekommen.

Man versprach sich viel von einer Aufforderung, sich zu ergeben, denn das plötzliche Erscheinen der verbündeten Heere vor Paris hatte allgemein einen panischen Schrecken hervorgerufen; die Pariser, welche sich wohl bewußt waren, wie furchtbar ihre Landsleute in den Hauptstädten Europa's gewüthet hatten, sahen mit Schrecken der Vergeltung entgegen. Es konnte nichts anders kommen; in 24 Stunden, so fürchteten sie,

brannte Paris an allen Enden, Raub und Mord wurden in allen Häusern verübt, die Tage des Schreckens, meinten sie, würden noch die blutigen Tage der Revolution in ihrer furchtbarsten Periode überbieten.

Was konnte sie vor dem allgemeinen Untergange retten, wenn der Kaiser nicht da war? Sein Bruder Joseph war kein Soldat, er hatte weder Energie noch Kenntniß und Vertrauen; die beiden Marschälle waren zu schwach, die Nationalgarde zu unbedeutend.

Hierzu kam noch, daß es in Paris eine Parthei gab, welche dem Sturze Napoleons mit Freuden entgegensah, um die Bourbonen wieder auf den Thron zu bringen. An der Spitze der Unzufriedenen stand der listige und ränkevolle Talleyrand.

König Joseph verlor bald den Muth; schon am 29. hielt er die Kaiserin und den König von Rom nicht mehr sicher in Paris; er ließ sie deßhalb unter Bedeckung nach Tours abreisen. Die Staatskassen und der Reichsschatz wurden eiligst geflüchtet, und ihnen folgten die Großwürdenträger des Reiches.

Andrerseits waren die Thore vollgestopft von Landleuten, welche eiligst nach der Hauptstadt kamen, um ihr Geld, ihr Vieh und ihre Kostbarkeiten zu retten. Sie lagerten auf allen Straßen und erzählten unter Zeichen der größten Angst und Niedergeschlagenheit, welche endlosen Massen von feindlichen Reitern und Fußsoldaten sich unaufhaltsam der Hauptstadt zuwälzten.

In einigen Quartieren von Paris läutete man die Glocken und vergnügte sich mit Freudenschüssen, denn

kurz vorher waren die Nachrichten von glänzenden Siegen über die Verbündeten eingelaufen.

Der Siegesjubel mußte natürlich bald verstummen und den Schrecken nur vergrößern, denn man fing jetzt natürlich an, die sämmtlichen Siegesberichte der letzten Tage als leere Spiegelfechtereien zu betrachten.

In all diese Verwirrung hinein ertönte die Proclamation der Verbündeten, die nach allen Seiten hin durch die Bourbonisch Gesinnten verbreitet wurde. In dieser Proclamation wurde hervorgehoben, daß die Pariser an einen ernsten Widerstand nicht denken könnten und daß sie wohl thäten, sich ohne Kampf zu ergeben. Geschähe das, so sollten sie nicht belästigt werden und mit den Gräueln des Krieges verschont bleiben.

Durch diese Ansprache waren die Gemüther der Pariser vorbereitet auf ein mildes Walten, der Schrecken legte sich, aber an Uebergabe dachte man für jetzt doch noch nicht.

Das schlesische Heer rückte an der Nordseite der Stadt vor, es sollte den Montmartre und Paris von dieser Seite nehmen. Blücher befand sich aber noch ziemlich weit zurück und konnte vor Mittag nicht auf dem Schlachtfelde sein. Die Nähe von Paris wirkte so vortheilhaft auf seine Gesundheit ein, daß er die Schlacht wieder selbst leiten wollte — freilich nur aus dem Wagen heraus — denn ein Pferd konnte er wegen zu großer Schwäche noch nicht besteigen.

Den linken Flügel bildete das Corps des Prinzen von Würtemberg, das Centrum gegen das Dorf Pantin die Corps der russischen Generäle Rajewsky und Barclay.

Das Terrain, auf welchem die Verbündeten vorgingen, war für sie sehr schwierig, eine viel geringere Anzahl muthiger Streiter konnte sie zurückschlagen, denn überall gab es treffliche Höhen zur Aufstellung von verderblich-wirkendem Geschütz.

Schon um 6 Uhr Morgens rückte das Centrum gegen das Dorf Pantin vor, welches nach geringem Widerstande genommen wurde, so daß man vorwärts dringen und sich auf dem Plateau von Romainville in Schlachtordnung aufstellen konnte.

Marschall Marmont, welcher am vorhergehenden Abende in Paris angekommen war und sich aus den Arsenalen rasch mit Geschütz versehen hatte, stand dem anrückenden Centrum als Gegner gegenüber. Da er nur einen geringen Theil des Feindes sah, so hatte er die zuversichtliche Hoffnung, sich bis zur Ankunft des Kaisers zu halten. Dieselbe Ansicht theilte jetzt auch König Joseph, welcher mit seinen Truppen auf dem Montmartre stand.

Marmont setzte dem Corps von Rajewsky einen beharrlichen Widerstand entgegen und erschwerte dessen Näherkommen besonders durch den ausgedehnten Gebrauch seines trefflich aufgestellten Geschützes. Nach langem, sehr blutigem Kampfe aber überwältigten die Russen das Dorf Romainville. Sie dehnten sich dann bis zu dem Dorfe Montreuil aus; es wurde überdies auch noch bei Pantin gekämpft. Die Kanonen des Marschalls spielten von allen Höhen und aus den Weinbergen so mörderisch in die Truppen der Verbündeten hinein, daß es all ihrer Kaltblütigkeit und ihres

heroischen Muthes bedurfte, um die Stellungen zu halten.

Gegen 11 Uhr brüllten die Kanonen auf allen Seiten, die Schlacht befand sich im heftigsten Gewühl; aber die Franzosen entwickelten eine solche Tapferkeit, daß sich die Monarchen entschlossen, mehr Truppen und selbst die preußischen Garden, die bisher nur als Geleite des Königs gedient und am Kampfe fast gar keinen Antheil genommen hatten, vorrücken zu lassen. Es war das eine Nothwendigkeit, denn wenn am heutigen Tage Paris nicht genommen wurde, so war morgen der Kaiser da, dessen Person allein eine halbe Armee aufwog.

Sie machten gut, was sie lange versäumt hatten; obschon sie von drei Seiten mit Kanonen beschossen wurden, so wankten sie doch keinen Augenblick, sondern drangen unaufhaltsam vorwärts, während die sämmtlichen Trommler der Brigade den Sturmmarsch schlugen, sie selbst mit donnerndem Hurrahgeschrei das Brüllen der Kanonen übertönten, deren Kugeln unzählig zwischen ihnen niederfielen und sie zerschmetterten.

Dieser herzhafte, über alles Lob erhabene Sturm war von einer solchen Macht, daß der Feind mit all seinen Kanonen nicht Stand halten konnte. Ueberall geworfen und aufgelöst, floh er zurück und überließ den braven Garden 14 Geschütze.

Dadurch wurde der Marschall bis in die Gärten von Paris zurückgeworfen, wo er die vielen Landhäuser zu kleinen Festungen machte und der tapfern Garde stark zusetzte, die aber trotz ihrer schwierigen Lage den Boden, wo sie stand, behauptete.

Das schlesische Heer hatte sich unterdessen den Weg zum Montmartre gebahnt, wo König Joseph mit Schrecken inne wurde, daß er eine bedeutende Macht gegen sich habe. Sogleich verlor er den Muth, übertrug den gesammten Oberbefehl an die Marschälle Marmont und Berthier und ergriff die Flucht.

Als gegen 3 Uhr auch der Kronprinz von Würtemberg auf dem Schlachtfelde ankam und die Vorstädte angriff, wurde im Centrum mit größerer Macht angegriffen; die russischen Geschütze wühlten verheerend in die zusammengeschmolzenen Haufen der Franzosen hinein und die preußische Garde nahm dem Marschall durch ein kühnes Vorwärtsdrängen noch 10 Geschütze.

Bei Villette eroberte der kühne Stössel 14 Kanonen; dadurch wurde diese Vorstadt erobert und die brandenburgischen Husaren drangen bis an die Barriere La Villette vor. Um 4 Uhr Nachmittags standen die Verbündeten auf beiden Seiten des Ourco-Kanals an den Barrieren von Paris.

Gegen 4 Uhr hatte das schlesische Heer den Montmartre erstürmt; es konnte nun seine Kanonen unmittelbar auf Paris richten. Um 5 Uhr waren alle Höhen der Umgebung von Paris in den Händen der Verbündeten. Die Hauptstadt der Welt lag zu ihren Füßen. Wenn sie ebensowenig menschliches Gefühl hatten, wie Napoleon, wenn sie die Franzosen mit derselben Münze bezahlen wollten, die bei ihrem Kaiser gang und gäbe gewesen, so hinderte sie nichts, diese gewaltige Stadt mit all ihren Kirchen und Palästen, mit ihren Theatern und stolzen Straßen in einen Trümmerhaufen zu verwandeln.

Zu entschuldigen wäre ein gerechter Ausbruch des Zornes gewesen, denn seit mehr als 20 Jahren gingen aus diesem Babel die Befehle aus, welche Europa knechteten, welche die Völker wie eine Heerde willenloser Schafe in den Krieg und in den Tod trieben. Wenn sie jetzt den Herd all dieses Unglücks zertraten, so konnte man eine solche That nur einen Akt der Wiedervergeltung nennen.

Daß sie es nicht thaten, daß sie Mitleid übten, wo sie Strenge konnten walten lassen, wird den Monarchen für alle Zeit zum Ruhme und Europa zur Ehre gereichen.

Die Verbündeten hatten am heutigen Tage 126 Geschütze, dazu eine große Anzahl von Pulverwagen, mehrere Fahnen und vieles Heergeräth erobert und jetzt standen sie als Sieger und Machthaber an den Thoren der gewaltigen, jetzt in Furcht erbebenden Stadt.

XVIII.

Unterhandlungen, Zustand von Paris. Einzug der Verbündeten.

Bei meinem Bart, ich hätt' es nicht gelitten:
Die Seelen uns wie Sohlen zuzuwägen,
Mit meinem Schwert würd' ich darunter fegen,
Wär' ich mit hin zur Kaiserstadt geritten.

Fr. Förster.

Nachdem die Schlacht unzweifelhaft gewonnen, Napoleon noch nicht angekommen und jeder fernere Widerstand ein Wahnsinn war, kam es den beiden

Marschällen Marmont und Mortier nur noch darauf an, mit Ehren die Hauptstadt zu verlassen. Die deßfallsigen Unterhandlungen wurden in der Vorstadt La Chapelle geführt. Sie endigten gegen Mitternacht mit der Uebereinkunft, daß die Marschälle am folgenden Morgen um 7 Uhr mit ihren Corps die Stadt geräumt haben mußten. Die Stadt Paris wurde der Großmuth der verbündeten Mächte anheimgegeben.

Während diese Unterhandlungen gepflogen wurden und der größte Theil der Einwohner von Paris sich nach dem schreckensvollen Tage dem Schlafe überließ, begann ein anderes eigenthümliches Leben. An allen Orten wurden von den verschiedenen politischen Partheien Versammlungen gehalten.

Die kaiserlich Gesinnten suchten nach Mitteln, in der Hauptstadt einen Straßenkampf in's Werk zu setzen, um den Verbündeten die Besitznahme zu erschweren, oder den Kampf doch so lange hinzuhalten, bis der Kaiser ankäme.

Andere dachten an eine Regentschaft der Kaiserin und wieder andere erstrebten die Rückkehr der Bourbonen. Schon am Tage vorher, als rings um Paris die furchtbare Kanonade donnerte, hatte sich die Bevölkerung der Vorstädte, diese verworfenen Kreaturen, welche immer nur dann erscheinen, wenn Beute und Blut ihnen ruft, sich in die Straßen von Paris begeben, der Dinge harrend, die da kommen sollten.

Die Freunde des Kaisers hielten das für ein günstiges Zeichen; sie verbreiteten allerlei Gerüchte, der Kaiser greife die Verbündeten im Rücken an, der

König von Preußen sei mit 10,000 Mann gefangen. Hieran knüpfte sich die Aufforderung, die Waffen zu ergreifen.

Als dieses nicht half, streuten sie aus, die Verbündeten seien bereits in die Vorstädte eingedrungen und metzelten die Einwohner nieder, sie schonten weder Alter noch Geschlecht; darum mußten die Bürger ihre Läden schließen und sich zur Vertheidigung ihres Eigenthums bewaffnen. Auch diese Lügen wollten nicht zünden; die Pariser sahen schweigend ihrem Schicksale entgegen.

Am nächsten Morgen regten sich schon früh die Freunde der Bourbonen; auf Straßen und Plätzen, selbst in den Gärten der Tuilerien erhoben sie den Ruf: Vive le Roi! (Es lebe der König!), vertheilten sie die Proclamation der Verbündeten, weiße Cocarden, Lilien und andere Zeichen des Königthums.

Anfangs betheiligten sich nur Wenige an diesen Kundgebungen, nach und nach aber mehrte sich überall der Ruf: Vive le Roi! Aber auch Ausrufungen entgegengesetzter Art wurden laut; in allen Straßen stritt man mit Worten um den Weg, der jetzt einzuschlagen sei. Vielleicht wäre es noch jetzt zu einem Straßenkampfe gekommen, wenn nicht die Aufmerksamkeit durch ein anderes Ereigniß abgelenkt worden wäre. Die Verbündeten hielten ihren Einzug in Paris, darauf waren jetzt aller Augen gerichtet.

Die Behörden der Stadt hatten sich frühe nach dem Dorfe Pantin begeben, um die Monarchen um

Schonung und eine milde Behandlung der Stadt zu bitten. Kaiser Alexander hatte ihnen geantwortet, daß er nur mit Napoleon Krieg führe, daß er die Hauptstadt schonen und sogar so wenig als möglich mit Einquartierung belästigen werde.

Diese huldvollen Gesinnungen waren sehr bald bekannt geworden und man sah nun dem imposanten Heere mit Vertrauen entgegen. Getreu dem gegebenen Worte zogen nur 35,000 Mann in die Stadt.

Welch ein merkwürdiger Umschwung in den Gemüthern der wandelbaren Franzosen über Nacht vor sich gegangen war, das läßt sich hier recht erkennen. Gestern wollten Tausende noch auf Tod und Leben kämpfen, heute, als Kaiser Alexander und der König von Preußen inmitten ihrer Heerschaaren durch die Barrieren ritten, wurden sie mit weithinhallendem Freudengeschrei empfangen: Vive l'empereur Alexandre! Vive le Roi de Prusse!

Die Masse des Volkes wurde so groß, daß die Monarchen nur langsam vorwärts kamen. Ehe sie die Boulevards erreichten, trat eine förmliche Stockung ein und nur mit Mühe konnten die Hemmnisse beseitigt werden. Endlich bekamen sie wieder Luft und nun zogen die Truppen in breiten Colonnen und im blanken Schmucke der Waffen auf den Boulevards weiter. Die Pariser Bevölkerung, immer bereit, einem neuen Schauspiele zuzujauchzen, erfreute sich an der Großartigkeit des Zuges und der musterhaften Ordnung, mit welcher er in Paris einrückte.

Nachdem der Augenweide der jauchzenden Pariser

Genüge geleistet worden war, zogen die Truppen in ihre Quartiere ab, die Gardekosaken aber schlugen ihren Bivouak auf den elysäischen Feldern auf.

XIX.

1. Napoleon kommt zu spät.

Zu spät, die Würfel sind gefallen!
Die Rettung ist vorbei!
Des Weltgerichts Posaunen schallen,
Die Völker wurden frei.

W. Herchenbach.

Wir haben Napoleon in Troyes verlassen; hier glaubte er noch immer, er werde zeitig genug vor Paris ankommen, um die Hauptstadt zu entsetzen und die Armee der Verbündeten zu schlagen.

Am 30. März, also am Tage der Schlacht, verließ er Troyes in einem Wagen und flog in der rasendsten Eile der Hauptstadt zu. Abends in Fontainebleau angekommen setzte er seine Reise mit Berthier und Caulincourt in einem andern Wagen fort. Er war nur noch wenige Meilen von Paris entfernt, als ihm General Belliard mit seiner Reiterei begegnete, welcher eben aus der verlornen Schlacht kam. Sobald Napoleon ihn sah, sprang er vom Wagen und rief: Was soll das? Warum hier mit Ihrer Kavallerie, Belliard? Wo sind die Feinde?

„Vor den Thoren von Paris!“

„Und die Armee?“

„Sie folgt mir.“

„Wo ist mein Weib und mein Sohn? Wo Marmont? Wo Mortier?"

Jetzt erhielt der Kaiser die niederschlagende Neuigkeit, daß seine Gemahlin, sein Sohn und sein Bruder geflohen seien, daß die Verbündeten die Schlacht gewonnen, morgen in Paris einrücken würden, und daß seine beiden Marschälle eben im Begriffe ständen, die Hauptstadt zu räumen.

Er wollte dennoch nach Paris und forderte den General auf, ihm zu folgen. Belliard erwiderte ihm, daß sämmtliche Höhen von den Verbündeten besetzt seien, daß er Gefahr laufe, von denselben gefangen genommen oder erschossen zu werden, daß er (der General) selber eben in Folge der abgeschlossenen Convention nach Fontainebleau marschiere und nicht wieder umkehren dürfe.

Napoleon bestand auf seinem Vorhaben, obschon Berthier und Caulincourt ihm ernstlich davon abriethen. Er machte An- und Abwesenden heftige Vorwürfe und schritt indeß immer weiter, unaufhörlich nach seinem Wagen rufend, der ihm nur langsam nachgefahren war.

Unterdessen kamen ihm auch der Commandant von Paris, General Hulin und der Divisionsgeneral der alten Garde, Curial entgegen, welche ebenfalls ihre Truppen nach Fontainebleau führen wollten.

Er beschwor sie mit ihm umzukehren und Paris in Aufstand zu bringen. Sie gaben eine abschlägige Antwort, da ihnen die abgeschlossene Convention nicht erlaube, eidbrüchig zu werden; auch meinten

sie, von der Pariser Bürgerschaft sei für die Sache des Kaisers nicht viel zu erwarten.

Nun brach der Muth des großen Imperators zusammen; er fühlte, daß seine Tage gezählt seien, wenn nicht etwas Außerordentliches geschehe. Um zu retten, was aus dem eintretenden Schiffbruche noch zu retten sei, schickte er Caulincourt nach Paris, um mit dem Kaiser Alexander zu unterhandeln. Er wollte sich allen Bedingungen unterwerfen, wenn er nur das Oberhaupt von Frankreich blieb.

Caulincourt reiste augenblicklich ab, aber zum Unterhandeln kam es nicht.

Napoleon kehrte noch in derselben Nacht nach Fontainebleau zurück; doch nahm er keines der stets für ihn bereit gehaltenen Staatszimmer in Gebrauch, sondern wählte ein stilles, abgeschiedenes Gemach zu seinem Aufenthalte.

2. Absetzung Napoleons.

Der Senat konnt ihn nicht mehr leiden,
Er mußte Frankreichs Krone meiden,
Sie versprachen ihm zu seinem Gehalt
Die Insel Elba in seine Gewalt.

Fr. Leonard von Soltau.

Als die Monarchen in die Hauptstadt eingezogen waren, nahm der Kaiser von Rußland Wohnung bei Talleyrand, der seinen bourbonistisch gesinnten Anhang bei sich versammelte. Hier kam man überein, daß Napoleon und seine Familie der Herrschaft Frankreichs entsetzt, die Bourbonen aber wieder eingesetzt werden sollten. Als man hierüber einig war, wurde eine Erklärung

an die Straßenecken von Paris aufgeklebt, in welcher die Alliirten verkündeten, daß sie weder mit Napoleon, noch mit einem Gliede seiner Familie, sondern mit dem französischen Volke unterhandeln wollten.

Talleyrand rief den Erhaltungssenat zusammen und dieser ernannte eine provisorische Regierung, welche den gesetzgebenden Senat zusammenberief. Es war dieser Senat derselbe, den Napoleon nach der Schlacht von Leipzig so hart und tyrannisch angelassen, als er Freiheit und Frieden verlangt hatte.

Jetzt zählte er alle Sünden des Kaisers auf und erließ ein Dekret, dahin lautend: 1. daß Napoleon Bonaparte des Thrones und der Erbfolge für seine Familie entsetzt sei, 2. daß das Volk und die Armee von Frankreich des Eides der Treue, den sie Napoleon und seiner Constitution geschworen, ledig und entbunden seien. Diesem Absetzungsdekrete folgten von allen Seiten Zustimmungen.

Napoleon erhielt bald die Nachricht von seiner Absetzung; aber er war weit entfernt, sich in dieselbe zu fügen, vielmehr sammelte er sein Heer und that demselben am 3. April die Absicht kund, gegen die Hauptstadt zu ziehen und dieselbe zurückzuerobern.

Die Soldaten jauchzten diesem Beschlusse entgegen; aber die Marschälle erkannten, daß es Wahnsinn sei, sich noch länger gegen die Uebermacht zu stemmen; sie sahen im Verfolg des Krieges nur ein grenzenloses Blutbad, in welchem der Kaiser zuletzt doch ertrinken mußte.

Sie folgten ihm deßhalb in das Schloß Fontaine-

bleau und Berthier, Ney, Macdonald, Caulincourt, Oudinot, Bertrand und Andere erklärten ihm, daß für Frankreich nur dann Heil sei, wenn er freiwillig die Krone niederlege und sich somit dem Willen des französischen Volkes füge.

Wie schmerzlich ihm in diesem Augenblicke, wo er sich an den letzten Strohhalm klammerte, der Abfall seiner Marschälle war, brauchen wir wohl nicht erst zu schildern. Es stieß ihm fast das Herz ab, daß alle die, welche er groß und reich gemacht hatte, in der Stunde der Gefahr von ihm wichen.

Jetzt war er wirklich verloren; doch blieb er auch noch im letzten Augenblicke groß, denn ohne sich in unnütze Klagen zu ergießen, ergriff er eine Feder und schrieb seine Abdankung nieder, die Krone an seinen Sohn, Napoleon II., unter der Regentschaft seiner Gemahlin abtretend.

Ney, Macdonald und Caulincourt wurden beauftragt, seine Thronentsagung den Monarchen zu überbringen und die Unterhandlung weiter fortzuführen. Marmont war zu seinem vierten Bevollmächtigten ernannt. Als die Marschälle ihn aber trafen, mußten sie die bittere Erfahrung machen, daß er mit seinen 10,000 Mann bereits zu den Verbündeten übergegangen war. Das war für Napoleon der schmerzlichste Verrath, den er jemals erfahren.

Die Bevollmächtigten versuchten Alles, um dem Kaiser Napoleon die Herrschaft zu erhalten, sei es die mittelbare durch ihn selbst oder die unmittelbare durch seine Gemahlin, aber sie konnten nichts erreichen; es

stand einmal fest, daß der Gewalthaber vom Throne steigen sollte, um Ludwig XVIII., dem Bruder des während der Revolution hingerichteten Königs Platz zu machen.

Alles, wozu sich die verbündeten Monarchen verstanden, war Folgendes: Napoleon sollte den Titel Kaiser behalten, jährlich eine reiche Summe für seinen Haushalt und die Insel Elba als Kaiserreich erhalten, in dem er unbeschränkter Gebieter sei. Weiteres war durchaus nicht zu erlangen.

Als sie zurückkamen und ihm noch einmal die Nothwendigkeit darlegten, auf den Thron von Frankreich für sich und seine Erben gänzlich zu verzichten, schrieb er folgende Erklärung nieder:

„Da die verbündeten Mächte proclamirt haben, daß der Kaiser Napoleon das einzige Hinderniß an der Wiederherstellung des Friedens in Europa sei, so erklärt er, daß er für sich und seine Erben auf den Thron von Frankreich und Italien verzichtet, weil er jedes persönliche Opfer, selbst das seines Lebens den Interessen von Frankreich zu bringen bereit ist.“

Ernst war es ihm mit dieser feierlichen Erklärung aber durchaus nicht; im Gegentheile versuchte er alle möglichen Mittel, um seine Marschälle zu bestimmen, treu zu ihm zu halten und das Kriegsglück noch einmal zu versuchen. Sie verweigerten es und erinnerten ihn daran, daß er abgedankt habe, daß seine Macht vorüber sei.

Die Truppen der Verbündeten hatten sich allmählig um Fontainebleau ausgebreitet, der Kaiser saß mitten

im Centrum wie ein Gefangener, ein ferneres hartnäckiges Weigern mußte zuletzt seine Haft zur Folge haben.

Da verließen ihn nach und nach seine treuesten Freunde, Marschälle, Generäle, Offiziere und Soldaten, selbst sein intimster Freund, Berthier und Rustan, welcher sonst gewohnt war, auf der Schwelle seines Zimmers zu schlafen, um ihn vor einem persönlichen Ueberfalle während seines Schlummers zu beschützen.

Als all dieses Unglück auf ihn hereinbrach, verzweifelte er ganz und machte den Versuch sich zu tödten. Er hatte schon lange Gift mit sich geführt, wie man sagt, seit seiner Flucht aus Rußland, um den Feinden nicht lebendig in die Hände zu fallen. In der Nacht vom 12. auf den 13. stand er auf, goß etwas in ein Glas Wasser, trank es aus und legte sich wieder zu Bette.

Bald nachher hörte ihn sein Kammerdiener ächzen und stöhnen, er machte Lärm und rief die Personen des Schlosses zusammen, welche sich um sein Lager versammelten. Von allen Seiten bestürmt, nahm er die verordneten Gegengifte, wodurch ein heftiger Schweiß und eine lang anhaltende Betäubung eintraten. Er war gerettet und glaubte nun, die Vorsehung habe ihn noch zu etwas Großen aufbewahrt.

Während er so rechnete, hatten sich aber schon alle Mitglieder seiner Familie in Sicherheit zu bringen gesucht. Seine Mutter eilte nach Rom, seine Brüder nach der Schweiz, seine Gemahlin und sein Sohn traten unter den Schutz des Kaisers von Oesterreich.

Da hatte denn auch endlich für ihn die letzte Stunde geschlagen; unter Thränen der Rührung nahm er von seiner Garde Abschied und küßte die Adler, welche ihn so oft zu Schlachten und Siegen getragen hatten.

Am 20. reiste er nach seiner Insel ab und damit schien für immer die Herrlichkeit abgethan, welche Paris so oft entzückt hatte.

Wie er später noch einmal die Welt mit der Macht seines Namens erschütterte, das wollen wir nachher erzählen.

XX.

Rückblick.

> Wir geben euch die echte rothe Dinte,
> Wir geben euch die wohlgespitzte Feder,
> Und ganze Länder, um darauf zu schreiben.
>
> A. Brecht.

Werfen wir nun einen Blick über die zahllosen Schlachtfelder, die Opfer, welche auf denselben verbluteten, die Völker, welche an der Niederwerfung des Gewalthabers Theil nahmen, so kann man ohne Uebertreibung sagen, daß die Weltgeschichte wohl kaum eine Periode aufzuweisen hat, in welcher Europa von einem Ende bis zum andern so tief erschüttert wurde, wie in den drei Jahren 1812, 1813 und 1814. Von dem Tage an, wo Napoleon nach Moskau zog, bis zu seiner Abreise nach Fontainebleau hatten eine Million Soldaten, welche seinen Adlern folgten, auf den Schlachtfeldern und in den Hospitälern ihr Leben verloren.

Eine Million Menschen, das ist ein furchtbarer Begriff; nicht Mancher ist im Stande, sich eine richtige Vorstellung von solchen Massen zu machen; aber diese Million ist nur die Hälfte von dem, was die letzten Jahre verschlungen, denn auch die Mächte, welche gegen ihn im Felde standen, verloren eine Million Streiter.

Rechnet man hierzu die Pferde, die gesammte Ausrüstung an Montirungsstücken, Waffen, Heergeräthen, die unerschwinglichen Steuern, die Unterbrechung des Handels und Wandels, des Ackerbaues, der Künste und Wissenschaften, so kann man sich keinen Begriff von den ungeheuern Verlusten machen, welche dieser eine Mann verschuldete.

Es drängen sich nun zwei Fragen in den Vordergrund. 1. Wer trug am meisten dazu bei, daß Napoleon von seiner Höhe gestürzt wurde und die Welt den Frieden zurückerhielt? 2. Was war der Preis aller dieser Anstrengungen?

Gehen wir zur Beantwortung der ersten Frage über, so sehen wir zur Bekämpfung des Imperators die Russen, die Preußen, die Oesterreicher und die Schweden im Felde, aber nicht alle thaten gleichviel.

Rußland hatte allerdings im Jahre 1812 den ersten Stoß ausgehalten und dem größten Heere, welches die Welt gesehen, den Untergang gebracht, aber die Elemente thaten dabei mehr als die Personen. In den Feldzügen des Jahres 1813 leistete es Deutschland gewiß anerkennenswerthe Dienste, aber das kleine fast verschwundene Preußen stellte in seiner Begeisterung eine größere Anzahl Truppen, die überall dabei waren,

wo es galt, dem Cäsar ein Blatt aus dem Lorbeer seines Kriegsruhmes zu reißen.

Die Heeresmassen der Oesterreicher waren allerdings bedeutend, aber sie kamen viel weniger in den Kampf, handelten nur selten selbstständig und noch seltener glücklich.

Schweden war eher zum Schaden als zum Nutzen; man kann es fast einen verkappten Alliirten der Franzosen nennen.

Was die Feldherrn angeht, so ließ der Kronprinz von Schweden seinen Ruhm schlafen, um Napoleon nicht zu schaden; er that gar nichts, sondern verhinderte nur überall die Entscheidung.

Schwarzenberg, der Obergeneral des ganzen Heeres, zeigte weder eine große Fähigkeit, noch eine große Neigung, Schlachten zu gewinnen.

Die russischen Generäle waren zwar vom besten Geiste beseelt und es gab tüchtige Feldherren unter ihnen; aber das eigentliche belebende Element war nicht bei ihnen, sondern bei den preußischen Führern. Der Heldengreis Blücher war eigentlich die Seele des ganzen gewaltigen Heeres, wenn auch die Streitkräfte, die er zu commandiren hatte, denen der beiden andern Heere weit nachstanden.

Ohne ihn hätten die Verbündeten den großen Kriegscometen Napoleon niemals bezwungen. Nicht umsonst hatten ihm die Russen den ehrenden Titel „Marschall Vorwärts" gegeben. Wenn alle zagten und zauderten, wenn Schwarzenberg stille stand und von Frieden sprach, dann war sein ewiges Feldgeschrei:

Vorwärts! Und vorwärts, vorwärts trieb er die Langsamen und Widerstrebenden, bis sie in die stolze Hauptstadt von Frankreich einrückten. Konnte er auch selbst den Einritt nicht mitmachen, weil er noch immer krank und leidend war, so war doch dieser Einzug sein eigenstes Werk.

Gneisenau, obschon er selbst nicht commandirte, war wegen seiner klugen Rathschläge, die er Blücher ertheilte, nicht weniger groß als dieser.

Diesem Doppelgestirn schlossen sich die ruhmbedeckten Generäle Scharnhorst, York, Bülow, Kleist, Tauentzien, Borstel und andere würdig an.

Wir werden demnach kein Unrecht begehen, wenn wir Preußen den größten Antheil an dem errungenen Siege zuerkennen.

Traurig bleibt es immer, daß Deutschland der Russen bedurfte, um sich des Feindes zu erwehren. Wäre es einig gewesen und hätten sich die deutschen Fürsten überall auf ihre Völker gestützt, so bedurfte es der Russen nicht. Deutschland war stark genug, seine Unabhängigkeit allein zu erkämpfen.

Fragen wir nun, welchen Preis Frankreich an Europa bezahlte, so ist die Antwort eine niederschlagende. Die Monarchen faßten die Franzosen mit Handschuhen an, als ob sie fürchteten, ihnen in irgend einer Weise wehe zu thun.

Weit entfernt, dem Beispiele Napoleons zu folgen und Kriegscontributionen auszuschreiben, forderte man nicht einmal einen Thaler Entschädigung für die vielen Millionen, welche der Krieg verschlungen. Paris wurde mit Einquartierungen verschont; alle Kriegsschätze, welche

der Kaiser geraubt, ließ man in ihren Händen und begnügte sich damit, ihnen das abzunehmen, was Napoleon erobert hatte. Das war aber gewiß keine Entschädigung, denn wenn ich dem Räuber wieder abnehme, was er mir entrissen, ohne eine Bestrafung zu verlangen, so mache ich nicht den vollen Gebrauch meiner natürlichen Rechte.

Niemanden mundete ein solch milder Vertrag weniger, als dem alten Blücher, der doch so viel zu dem glücklichen Ausgange beigetragen. Er hätte nicht allein das Elsaß zurückgefordert, sammt Allem, was die Franzosen im Laufe der Zeit widerrechtlich an sich gerissen, sondern auch eine Kriegssteuer ausgeschrieben, an welcher sie Jahre lang zu bezahlen gehabt hätten. Aber er hatte im Rathe der Fürsten nicht mitzusprechen und mußte sich mit dem Säbel in der Scheide geduldig ihrem Ausspruche fügen.

Am schlechtesten wurde dem deutschen Volke für seine Treue gelohnt; es hatte sein Blut und sein Vermögen hingegeben, in der Hoffnung, der Kampf werde es zu einem einigen großen Volke machen, ein Kaiser werde über die gesammten Lande herrschen, die Freiheit der Kinder werde aus dem Blute der Väter aufkeimen.

Das Volk hatte sich getäuscht, es ging mit leeren Händen aus, sein Land blieb vor wie nach unter einer ganzen Reihe von Fürsten zersplittert.

So ist es noch heute, aber zuversichtlich wird einst ein Tag kommen, der die deutschen Brüder aller Gauen unter einem einzigen Banner, einem einzigen Scepter vereinigt.

Viertes Buch.

Und sei das ganze deutsche Land
Ein großer Brandaltar,
Drauf deutsche Eintracht sich erneut
Im Berg- und Siegesfeuer heut,
Und heut und immerdar.

F. G. Wetzel.

XXI.

Abreise und Ankunft Napoleons auf der Insel Elba.

Und alles Wasser im Weltmeer kann
Nicht diese Flamme löschen.

F. G. Wetzel.

Als Napoleons Unterhändler von den Monarchen zurückkamen und ihm die Nachricht brachten, daß er nicht länger auf dem Throne bleiben könne, fragte er, was sie für seine eigene Person erwirkt hätten. Sie antworteten ihm, daß er die Insel Elba erhalten und dort als Kaiser residiren werde.

Sogleich ließ er sich eine Karte von Elba reichen und begann diese genau zu studiren. Jeder der Anwesenden, welcher irgend eine Auskunft über sein neues Kaiserreich geben konnte, wurde befragt und er hörte aufmerksam zu.

Wie klein und unbedeutend auch sein neues Reich gegen das Gebiet war, dessen Krone er so eben hatte niederlegen müssen, mit wie großer Traurigkeit er auch das Scepter niedergelegt hatte, so schmeichelte es doch seinem Stolze, daß er ein unabhängiger Fürst mit einem großen Titel bleiben würde.

Am 20. April war der Tag der Abreise; Bertrand und Drouet, diese beiden braven Generäle, die

ihm auch im Unglücke die Treue bewahrt hatten, erboten sich freiwillig, die Leiden der Verbannung mit ihm zu theilen. Die verbündeten Mächte bezeichneten vier Abgeordnete, welche ihn ebenfalls begleiten oder vielmehr überwachen sollten. Rußland bestimmte zu dieser Expedition den General Schouwaloff, Oesterreich den General Kohler, England den Obristen Sir Niel Campbell und Preußen den General Baron Truchseß Waldburg.

Die Anwesenheit des letztern machte ihm empfindlichen Verdruß, denn das kleine Preußen war so lange der Gegenstand seines Hasses und seiner Verachtung gewesen und nun mußte er sich durch einen Abgesandten dieses Landes escortiren lassen.

Um 11 Uhr Morgens reiste er zu Wagen von Fontainebleau ab, wobei es ihm nicht wenig schmeichelte, daß sein Gefolge aus 14 Wagen bestand. Auf der Reise geberdete er sich, als ob er noch immer Kaiser von Frankreich sei, denn fast in jeder Stadt bot er die Maires und Unterpräfekten zu sich, die ihm einen Bericht über den Zustand der Städte geben mußten. Manchmal mußte er die bittere Wahrheit hören, der Krieg und die unaufhörlichen Conscriptionen seien Schuld an allgemeinem Verfall und schrecklicher Verarmung. Diejenigen, welche also sprachen, wurden mit seiner Ungnade bestraft, wogegen Alle, die ihm Schmeicheleien sagten, mit freundlichen Worten und gnädigem Lächeln belohnt wurden.

An einigen Orten trug das Volk die weiße Cocarde und schrie ihm den Ruf: Vive le roi! entgegen, wodurch er in hellen Zorn gerieth.

Bei Valence traf er am 24. April mit General Augereau, seinem alten Kriegskameraden zusammen. Dieser hatte sich immer offenherzig gegen seine Gewaltmaßregeln ausgesprochen. Napoleon warf dem General Mangel an Muth und sogar Verrath vor. Augereau gerieth in Zorn und erwiderte ihm mit derselben Heftigkeit, so daß sie in großer Erbitterung von einander schieden.

Auf der Weiterreise im Süden zeigte es sich, wie sehr die dortige Bevölkerung gegen ihn aufgebracht war. In der Provence ward er mit Flüchen und Verwünschungen empfangen. „Verderben über den Tyrannen! Nieder mit dem Mörder unserer Kinder!" schrieen sie ihm entgegen. In Avignon entging er nur mit Mühe den Händen des aufgeregten Pöbels. Er sah sich deßhalb genöthigt, sich als Postillon oder Bedienter zu verkleiden, um den Insulten zu entgehen. Zu Orgon brachte das Volk sogar sein in Blut getauchtes Bild an den Wagen, um den rechten Mann herauszufinden. Hätten die Commissarien der Verbündeten ihn nicht geschützt, so wäre er von dem wüthenden Pöbel in Stücke zerrissen worden.

Auf dem Schlosse Bouillidou hatte er noch eine Zusammenkunft mit seiner Schwester Pauline. Endlich kam er zu Frejus, demselben Hafen an, in welchem er an's Land stieg, als er von Aegypten kam, um sich bald nachher die Krone auf's Haupt zu setzen. So sah dieser Hafen den Anfang und das Ende seiner glänzenden Laufbahn.

Am 28. April, Nachts um 11 Uhr ging er an

Bord eines englischen Schiffes, das ihn seiner Bestimmung entgegentragen sollte. Eine Salve von 21 Kanonenschüssen erzeigte ihm die letzte Ehre bei seinem Abschiede von Frankreich. Die Commissarien von Oesterreich und England gingen mit ihm zu Schiffe, die beiden andern kehrten um.

Auf dem Schiffe erging er sich in gemüthlichen Unterhaltungen mit dem Capitain und der Mannschaft; auch wurde er nicht müde, auseinanderzusetzen, was er Alles gethan haben würde, wenn ihm das Glück treu geblieben wäre. Als er auf seinen letzten Feldzug zu sprechen kam, belustigte er sich über die Leichtigkeit, womit er die Alliirten überlistet und geschlagen habe. Nur die schlesische Armee nahm er aus und bekannte offen, daß sie ihm am meisten zu schaffen gemacht habe. „Der alte Teufel Blücher war kaum besiegt, so wollte er gleich wieder in's Treffen!"

Am 4. Mai kam Porto Ferrayo, die Hauptstadt von Elba in Sicht. Am Morgen früh ging er verkleidet und von einer Bedeckung Seesoldaten begleitet an's Land, um die Stimmung zu sondiren. Zum Frühstück kehrte er wieder zurück und stieg dann um 2 Uhr mit allem Pomp, den er aufbringen konnte, als Kaiser an's Land. Am Ufer wurde er von den höchsten Beamten empfangen und mit Ehrenbezeugungen zum Stadthause geführt, wobei das Volk ein lautes Freudengeschrei erhob.

XXII.

Napoleons Lebensweise und Beschäftigung auf Elba. Seine Flucht.

Ein Aar auf stillem Eiland lag,
Gekettet an den niedern Strand,
Mit lahmem Flügel Tag um Tag
Verfluchte er den dürren Sand.

W. Herchenbach.

Die kleine Insel Elba war reizend genug, um ein genügsames Herz mit ihrem Besitze auszusöhnen; auch Napoleon schien mit seinem kleinen Kaiserreiche ganz zufrieden zu sein, doch es schien auch nur so. Wenn er auch dem englischen Commissarius Sir Niel Campbell, mit dem er täglich an den Ufern umherritt, die Versicherung gab, daß er sich wie einen todten Mann betrachte, der niemals auf die Bühne der Geschichte zurücktreten werde, so gab es doch auch Augenblicke, wo er im Gespräche seine wahre Stimmung verrieth.

Einmal hatte er einen Berg erstiegen, von dessen Höhe herab er ringsumher die Grenzen der Insel und das Meer erblicken konnte. Da brach er lächelnd in die Worte aus: „Ich muß gestehen, meine Insel ist doch gar zu klein!“

Sein ruheloser Geist, der in seinem winzigen Kaiserreiche keine Beschäftigung fand, trug sich unaufhörlich mit Plänen aller Art; er wollte Alles nach einem großen Maßstabe einrichten; nur fehlten allerdings die Mittel zur Ausführung.

Mit jener Hast, die ihm immer eigen gewesen war,

machte er eine Rundreise durch die Insel, beschaute die Dörfer, die Wälder, die Bergwerke, die Salzteiche, mit einem Worte Alles, was der Besichtigung werth war. Wohin er kam, da ordnete er Verbesserungen an, nichts genügte ihm in der bescheidenen Gestalt, wie er es vorfand.

In der Nähe von Elba lag die unbewohnte Insel Rianosa, an welcher häufig Seeräuber landeten. Sogleich beschloß er sein Kaiserreich mit derselben zu vergrößern. Fünfzig Mann mußten sogleich dahin gehen, um sie in Besitz zu nehmen. „Europa wird sagen," bemerkte er bei dieser Gelegenheit selbstzufrieden, „ich hätte schon eine Eroberung gemacht!"

Vier neue Straßen wurden angelegt, Pläne zu Wasserleitungen entworfen, Ställe, Lazarethe, Thunfischerei-Gebäude und vier Residenzen erbaut. Sein Thätigkeitstrieb ließ ihm keinen Tag Ruhe; hatte er keine Beschäftigung, so war er mürrisch und in sich gekehrt.

In seinem kleinen Reiche richtete er Alles auf großem Fuße ein; obschon sein Haushaltungspersonal nur aus 45 Personen bestand, so trugen sie doch alle die prunkenden Titel eines großen französischen Kaiserreichs. Seine Leibgarde, aus 700 Mann Infanterie und 30 Kavalleristen bestehend, beschäftigte ihn unaufhörlich und er behandelte sie mit derselben Wichtigkeit, wie seine frühere ungeheure Armee. Sie mußten beständig exerciren, schießen und Bomben werfen. Auch suchte er sie durch Anwerbungen zu vergrößern oder den Abgang zu ersetzen.

Die Insel Elba wurde bald zu einem Wallfahrtsorte für alle Diejenigen, welche den großen Kriegshelden bewunderten. Tag um Tag kamen Fremdlinge, die ihn sehen und sprechen wollten. Ganze Schaaren von Rekruten schifften von Italien herüber, um in seiner Garde Dienste zu nehmen. Der Kaiser war gegen Alle freundlich und zuvorkommend und häufig freigebiger, als es ihm seine Kasse erlaubte.

Mitte Sommers besuchten ihn seine Mutter Lätitia und seine Schwester Pauline. Er hatte erwartet, daß auch seine Gemahlin kommen würde und da dieses nicht geschah, so beklagte er sich bitter, daß sein Schwiegervater ihm die Gattin vorenthalte.

Der österreichische Commissarius war schon im Mai abgereist und hatte Sir Niel Campbell allein bei ihm zurückgelassen. Dieser war eigentlich sein Hüter; seine Anwesenheit mußte deßhalb Napoleon höchst unangenehm sein, aber er gab sich stets den Anschein, als merke er das nicht, als sei ihm die Gesellschaft des Engländers sehr angenehm.

Indessen konnte Sir Niel Campbell wohl merken, daß Napoleon anders dachte, als er sprach; auch fing der Kaiser ihn in den letzten Monaten des Jahres 1814 zu meiden an und erschwerte ihm den Zutritt zu seiner Person, so viel er konnte. Kam er doch einmal zu einer Audienz, so fielen Worte, die auf gefährliche Projekte schließen ließen. Er sagte gerade heraus, der neue König der Franzosen besitze die Liebe des Volkes nicht und Frankreich werde sich nie zufrieden geben, bis es die Rheingrenze erlangt habe. Er meinte, es würden

in Bälde in Frankreich Zustände eintreten, welche seine Anwesenheit nothwendig machten.

Mit dem Eintritte des Winters wurde er tiefsinnig und niedergeschlagen. Die verschiedenen Umgestaltungen und Verbesserungen, die er auf der Insel begonnen, hatten wenig Interesse mehr für ihn; er schien sich mit andern, wichtigen Dingen zu beschäftigen. Von Sir Niel Campbell schloß er sich immer mehr ab und es fiel demselben außerordentlich schwer eine Audienz zu erhalten.

Die vielen Unternehmungen, welche er begonnen, stürzten ihn in schwere Geldverlegenheiten, so daß er genöthigt war, die Steuern vorauszufordern, die Gehälter der Beamten und die Arbeitslöhne herabzusetzen. Die Verlegenheiten wurden noch um Bedeutendes erhöht, weil die französische Regierung ihm nicht die festgesetzte Jahresrente von $2^{1}/_{2}$ Millionen Francs ausbezahlte, was man allerdings mit dem häßlichen Namen „Wortbrüchigkeit“ bezeichnen muß.

Vielleicht trug auch dieser Umstand dazu bei, ihn immer mehr zu erbittern und seine Pläne schneller zur Reife zu bringen.

Nach und nach erschienen allerlei Personen auf der Insel, über deren Geschäfte nichts verlautete, welche aber wie geheime Agenten aussahen. Sir Niel Campbell wurde dadurch beunruhigt, aber die Audienzen waren schwer zu erlangen, und selbst bei Napoleons Schwester und Mutter wurde jeder Besuch möglichst hintertrieben.

Dagegen verkehrte Napoleon selbst viel mit den

beiden Frauen und diese waren stets traurig und niedergeschlagen nach seinem Weggange.

Plötzlich wurden 2—300 Mann seiner alten Garde verabschiedet, was sehr verdächtig erschien. Zu spät stellte sich heraus, daß sie abgesandt worden waren, um die Garnisonen in Frankreich aufzuwiegeln und zu Napoleons Gunsten zu stimmen.

Die Anzeichen irgend eines Anschlages wurden immer merkbarer, aber das Complott ließ sich noch gar nicht durchschauen, es schwebte ein undurchdringliches Geheimniß über demselben.

Es sollte sich nur allzubald enthüllen; Sir Niel Campbell befand sich gegen Ende Februar 1814 in Leghorn, als ihm die Nachricht wurde, Napoleon sei im Begriffe, Elba zu verlassen und sich nach dem Festlande zu begeben. Am 25. Februar kehrte er auf seinem Schiffe eiligst nach Elba zurück; als er dort ankam, war der Kaiser mit seinen Garden schon fort. Niemand wußte wohin; auch seine Mutter und seine Schwester, die er anscheinend in großer Betrübniß fand, gaben vor, nichts zu wissen, als daß er gegen die Küsten der Barbarei gesteuert sei. Uebrigens schienen sie doch in Alles eingeweiht zu sein, denn sie gaben sich alle erdenkliche Mühe, ihn am Lande zurückzuhalten.

Sir Niel aber ging sogleich wieder zu Schiffe und eilte dem Kaiser mit vollen Segeln nach. Er kam zu spät, nur von Weitem sah er Napoleons Flotille, konnte sie aber nicht mehr einholen.

XXIII.

Unzufriedenheit der Franzosen. Geheime Verschwörungen. Napoleon landet bei Cannes und rückt durch Frankreich vor. Ankunft in Paris.

„Ihre Durchlaucht halten zu Gnaden,
Weile brächte großen Schaden,
Spielt der Teufel Treff und Draus!
Bonepart ist wieder kommen,
Hat Paris schon eingenommen,
Und Louis toute suite Reißaus!"

F. Kohlheim.

Nach der Vertreibung Napoleons aus Frankreich hatte Ludwig XVIII., Bruder des hingerichteten Königs Ludwigs XVI. durch die Hülfe der Bajonnette der Verbündeten den französischen Thron eingenommen. Das Volk war mit dem Wechsel zufrieden, aber die Garden, die Schooßkinder Napoleons, machten mißmuthige Gesichter.

Leider kam bald eine Wendung hinein. Mit wie aufrichtigem Gemüthe sich auch der König der Aufgabe unterzog, sein Volk glücklich zu machen, so wurde ihm mit der Zeit doch jede Maßregel, die zum Besten des allgemeinen Wohles getroffen war, bekritelt und getadelt. Er konnte nichts recht machen.

Am unzufriedensten war die Parthei der Jacobiner, an deren Spitze Carnot und Fouché standen; schon der Name und die Erinnerung an das alte Königsgeschlecht war ihnen auf das Bitterste verhaßt.

Dem Kaiser kam auf Elba Alles zu Ohren, was in Frankreich vorging; er unterließ es nicht, das Feuer

durch seine im Stillen abgesandten Agenten unaufhörlich zu schüren und den Haß gegen die Bourbonen zu nähren. Die alten Republikaner und die Bonepartisten setzten ihre Streitigkeiten bei Seite und vereinigten sich zum Sturze des neuen Königs. In geheimen Versammlungen wurden Verschwörungen angezettelt; man pries mit lauter Stimme den Verbannten von Elba, setzte sich mit den unzufriedenen Soldaten in Verbindung und verursachte öffentliche Aufläufe vor dem Palaste des Königs. Selbst Frauen und besonders Hortensia Beauharnais, die Gemahlin Ludwig Boneparte's waren in diese Verschwörung sehr stark verwickelt.

Während in Frankreich der Boden zu einer neuen Veränderung unabläßig unterwühlt wurde, saßen die Bevollmächtigten der Hauptmächte Europa's auf dem Congresse zu Wien, um den furchtbaren Wirrwarr zu lösen, der aus einem 25jährigen Kriege entstanden. Mitten in ihre Arbeiten hinein ertönte der Ruf: Napoleon ist von Elba entflohen und in Frankreich gelandet.

Kehren wir zu ihm zurück. Am Sonntag den 22. Februar 1815, während Sir Niel Campbell von seinem Ausfluge nach Leghorn noch nicht zurückgekehrt war, hatte sich Napoleon mit seiner Garde an Bord seiner kleinen Flotille begeben, welche aus der Brigg Inconstant und 6 kleinen Fahrzeugen bestand. Seine ganze Kriegsmacht, mit welcher er Frankreich, vielleicht Europa erobern wollte, bestand aus nur 1000 Mann.

Seine Schwester Pauline, welche sich dem englischen Commissarius gegenüber, so unschuldig stellte, hatte in der vergangenen Nacht einen Ball gegeben, um das

Unternehmen geheim zu halten; als der Ball endigte, erhielten die Offiziere den Befehl, sich sofort zu Schiffe zu begeben. Er überraschte sie, aber sie fügten sich gehorsam dem Willen ihres Kaisers.

Sir Niel Campbell eilte ihm sogleich nach, in der Absicht, ihn zurückzubringen oder sein Schiff in den Grund zu bohren, aber er sah ihn erst am 1. März in weiter Ferne, als er eben landete. Fast wäre Napoleon von einem französischen Kriegsschiffe entdeckt worden, welches dem seinigen begegnete. Die Soldaten mußten sich schleunigst unter Deck begeben, und so gelang es, daß er unangehalten davon kam.

Am 1. März stieg er zu Cannes, nicht weit von dem früher genannten Frejus an's Land und hieß seine Leute die dreifarbige Cocarde aufstecken. Der erste Schritt auf seinem Abenteuerer-Zuge war nicht besonders günstig. Einige der Garden, welche sich vor Antibes sehen ließen, wurden von dem Gouverneur sofort gefangen genommen.

Sein kühner Muth brachte dieses Unglück nicht in Anschlag; unerschrocken marschirte er mit seiner kleinen Armee in das Reich hinein, aus welchem er mit Flüchen und Wünschen vertrieben worden war. Die Leute, welche ihn heranziehen sahen, waren ob seiner Verwegenheit im höchsten Grade erstaunt. Einige Landleute riefen: Vive l'empereur! aber den ganzen Tag über wurden doch wenig Kundgebungen gemacht, welche seine Wiederkehr mit Freuden begrüßten. Die reichen Grundbesitzer und die Begüterten überhaupt nahmen keine Notiz von ihm.

Am 2. März erreichte er Cérénon; in der Dauphiné vermehrten sich die Willkommenrufe, die Sympathie wuchs, aber es zeigte sich noch kein einziger Beamter. Am 7. März kam der Obrist La Bedoyère mit dem 7. Linienregimente in Grenoble an, um Napoleon entgegenzutreten. Er hatte dem Könige unverbrüchliche Treue gelobt, aber gerade er gehörte zu den Hauptverschworenen. Als sich nun der Kaiser Grenoble näherte und La Bedoyère's Vorposten ihm entgegen kamen, aber keine Miene machten, ihn anzugreifen, da hielt Napoleon mit seinem kleinen Häuflein stille, trat allein vor, bot seine Brust dar und rief den Soldaten entgegen: Wer seinen Kaiser tödten will, mag es nach Belieben thun! Er hatte diese Worte mit jenem unwiderstehlichen Zauber ausgesprochen, der diese Soldaten so oft mit Enthusiasmus in den Kampf getrieben. Sie verfehlten auch jetzt ihre Wirkung nicht. Die Waffen senkend, riefen sie: Vive l'empereur! und umringten ihn mit Freudenjauchzen. Jetzt kam auch La Bedoyère selbst an der Spitze von zwei Bataillonen aus der Stadt. Sogleich begrüßte er den Kaiser, brachte einen Adler zum Vorschein und vertheilte dreifarbige Cocarden an seine Soldaten.

Während dieses vor sich ging, kam der Marschall Des Villiers herbei, und als er sah, was vorgefallen, wies er sowohl La Bedoyère als auch die Soldaten zurecht und forderte sie auf, zu ihrer Pflicht zurückzukehren. Vergebens! Niemand hörte auf ihn; er mußte sich entfernen, um nicht mißhandelt zu werden.

Der Commandant von Grenoble, General Mar-

chand, forderte von den in der Stadt zurückgebliebenen Truppen Gehorsam gegen den König; sie antworteten ihm damit, daß sie ihn gefangen nahmen und Grenoble an Napoleon übergaben. Somit war Napoleon ohne Schwertstreich plötzlich Herr einer Festung und seine Armee hatte sich auf 3000 Mann vermehrt.

Die Neuigkeit, daß der Usurpator wieder da sei und, ohne Widerstand zu finden, das Land durchziehe, kam bald nach Paris, und erregte dort das höchste Erstaunen; aber Niemand dachte noch, daß ihm sein kühnes Wagstück gelingen würde.

Der Bruder des Königs und der Herzog von Orleans begaben sich nach Lyon, um Napoleon entgegenzutreten. Alle Gemäßigten erklärten, dem Könige Ludwig XVIII. treu zu bleiben; aber sie mußten leider die Erfahrung machen, daß das Militär durchweg für Napoleon war, welches zu erklären es sich selbst vor den Ohren des Bruders des Königes sich nicht scheute. Napoleon hatte noch große Sympathien bei den Soldaten; sie erinnerten sich noch mit Behagen all der Siege, zu denen er sie geführt. Der Kaiser verstärkte diese Anhänglichkeit noch, indem er bilderreiche Proclamationen an sie erließ. „Der Adler, mit den Farben der französischen Nation geziert," schrieb er ihnen, „wird von Kirchthurm zu Kirchthurm fliegen, bis er sich auf den Thürmen von Notre Dame niederläßt."

In Lyon machte er Halt; auch dort fiel ihm Alles zu, jauchzte ihm jede Kehle entgegen. Hier befaßte er sich damit, Minister zu ernennen. Cambacère wurde zum Minister der Justiz, Fouché zum Minister der

Polizei, Davoust zum Kriegsminister ernannt. Es folgten eine Menge von Decreten, die er in seinen Mußestunden auf der Insel Elba ausgearbeitet hatte, und die alle darauf berechnet waren, das Volk für sich zu gewinnen.

Am 13. brach er wieder auf und durchzog Maçon, Chalon, Dijon und kam am 17. März in Auxerre an. Ueberall erklärten sich die Garnisonen für ihn, auch viele Bürger fielen ihm der versprochenen Vortheile wegen zu.

König Ludwig wandte sich in seiner Noth und Verlassenheit an den Marschall Ney, der dem Exkaiser mit einer Armee entgegenziehen und ihn schlagen sollte. Ney erklärte sich bereit und that den feierlichen Ausspruch, er wolle Napoleon wie ein wildes Thier in einem eisernen Käfige nach Paris bringen. Sogleich sammelte er alle Truppen aus den benachbarten Garnisonen und zog Napoleon entgegen, und es scheint, daß er wirklich die Absicht hatte, sein Versprechen auszuführen, wenigstens geht das aus manchen Aeußerungen, die er that, hervor.

In der Nacht vom 13. auf den 14. März erhielt er zu Loup Lesaulnier einen Brief von Napoleon, worin dieser ihn mit dem gern gehörten Namen: „Der Tapferste der Tapfern!" benannte und ihn aufforderte, unter seine Fahne zu treten.

Dieser Brief verfehlte seine Wirkung nicht, Ney beschloß, zu Napoleon überzugehen und machte seine Truppen mit diesem Entschlusse bekannt. Die meisten jauchzten ihm zu, nur einige Offiziere protestirten und

verließen ihn, weil eine solche Treulosigkeit sich nicht mit ihrer Ehre vertrug. Napoleon empfing den alten Kriegskameraden mit offenen Armen; seine Macht wuchs dadurch bedeutend und Ney's Beispiel mußte eine ungeheure Wirkung hervorbringen.

Der Marschall Macdonald war dem Könige treu geblieben; er wandte sich mit seiner Armee gegen Fontainebleau, woher der Kaiser mit seinen Truppen sich nähern sollte. Man wartete lange auf seine Ankunft; gegen Mittag kam ein offener Wagen herangefahren. Napoleon sprang aus demselben und stürzte sich zwischen die Truppen. Im Nu war die alte Begeisterung wieder da. Weithin schallte der Freudenruf: Vive l'empereur! Wie durch einen Zauber waren ihm auch die letzten Soldaten des Königs zugefallen, und nun hielt ihn nichts mehr auf, nach Paris zu marschiren.

Am Morgen desselben Tages hatte König Ludwig, den Abfall seiner letzten Truppen voraussehend, die Tuilerien und Paris verlassen. Er mußte fliehen, denn überall zeigte sich ein finsterer Geist; zu Gent in Belgien nahm er seinen Wohnsitz, um der Dinge zu harren, die sich entwickeln würden. Der treue Macdonald gab ihm das Geleite bis an die Grenzen Frankreichs.

Kaum hatte der König die Hauptstadt verlassen, so wendete sich das leichtbewegte und wenig nachdenkende Volk der Vorstädte sogleich der Sache Napoleons zu und viele Beamte, welche sich während seiner Abwesenheit versteckt gehalten hatten, kamen jetzt zum Vorscheine, um das Panier des Kaisers zu ergreifen.

Am Abend kam Napoleon in Paris an; die Soldaten, die Beamten, seine früheren Anhänger jubelten ihm entgegen, aber die eigentliche Bürgerschaft schwieg; sie sah dem Einzuge stumm zu. Für den fehlenden Jubelruf dieser Leute entschädigte ihn der Zudrang seiner Kreaturen, der so groß war, daß ihm seine Adjutanten mit Hülfe der Waffen einen Weg über die große Treppe und in das Portal der Tuilerien bahnen mußten.

XXVIII.

Die Verbündeten machen sich auf's Neue zum Kriege bereit. Murat beginnt Feindseligkeiten und wird geschlagen. Die Zustände in Frankreich. Die Verbündeten beginnen den Krieg.

Als erobert die Ehrenbraut,
Legt er murrend sich auf die Bärenhaut;
Doch als der Korse wieder
Reckt die eisernen Riesenglieder,
Auf springt vom Lager der alte Held,
Und stürmt hinaus in's Schlachtenfeld.

A. Bercht.

Alle Anstrengungen, welche die einzelnen Mitglieder der Familie Bourbon machten, das Volk zu bewaffnen, waren vergebens; es traf sie Unglück über Unglück; in 20 Tagen saß Napoleon wieder als Herrscher auf dem Throne von Frankreich und die Macht seiner beispiellos schnell gesammelten Armee schlug jede Aeußerung der Unzufriedenheit im Entstehen nieder.

Sogleich sandte er an die Monarchen, welche ihn bekriegt und endlich geschlagen hatten, Briefe ab, in

denen er sich erbot, mit ihnen auf derselben Basis den Frieden zu unterhandeln, wie es mit den Bourbons geschehen, wenn sie ihn als Kaiser von Frankreich anerkennen wollten. Die Monarchen würdigten ihn keiner Antwort; sie hatten ja feierlich erklärt, daß sie weder mit ihm, noch mit einem Mitgliede seiner Familie unterhandeln wollten.

Der Congreß, welcher all die Wirrnisse eines langen Krieges schlichten sollte, war noch in Wien versammelt, als ihm Talleyrand am 11. März die Flucht von Elba mittheilte. Alle waren erstaunt und überrascht, und Jeder sah ein, daß neue Verwicklungen und Kriege im Anzuge waren; aber die Gesandten faßten sich sehr bald. Schon am 13. März erklärten sie Napoleon für einen Eidbrüchigen, der sich des Schutzes der Gesetze verlustig gemacht habe, und den man um jeden Preis unschädlich machen müsse.

Preußen, Oesterreich, Rußland und Großbritannien verbanden sich, um von Neuem die Kriegsfahne gegen den unruhigen Imperator zu erheben; über eine Million Soldaten verpflichteten sie sich, ihm gegenüberzustellen.

Ehe noch der Kampf begann, trat ein Ereigniß ein, welches für den Kaiser von einer übeln Vorbedeutung war. Sein Schwager Joachim Murat, der einst so schmählich von ihm abgefallen, hatte um dieselbe Zeit in Italien sein Schwert gegen Oesterreich gezogen, um für Napoleon, den er wieder versöhnen wollte, zu wirken. Vielleicht hatte der ehrsüchtige Soldat auch nur die Absicht, das schöne Land für sich zu

gewinnen, um seine Macht und seinen Einfluß auszudehnen. Er sollte erfahren, daß er den Feind zu gering angeschlagen und seinen Plan zu sehr übereilt hatte, denn trotz seiner allbekannten Tapferkeit wurde er geschlagen, seine ganze Armee aufgerieben und zersprengt. Was er sich in seinem Dünkel als einen raschen Siegeslauf vorgestellt hatte, das wandelte sich schon nach wenigen Tagen in eine schmähliche Flucht. Er selbst mußte eiligst das Weite suchen, um nicht mit der Krone noch zugleich das Leben zu verlieren. Sein Weg ging nach Frankreich; beim Kaiser wollte er Trost und Hülfe holen. Dieser aber wies ihn mit unfreundlichen Worten ab; ja, er erlaubte ihm nicht einmal nach Paris und noch weniger in den kaiserlichen Palast zu kommen. Als er später eine wahnsinnige Expedition unternahm, um sein Königreich zurückzuerobern, wurde er von Landleuten gefangen genommen und zuletzt auf Befehl der Regierung erschossen. So endete der Mann, der all sein Leben lang etwas Abentheuerliches an sich hatte, und selbst in seiner Kleidung eine aparte Erscheinung machen wollte.

Kehren wir zu Napoleon zurück; obschon dieser überall von der Armee mit lautem Enthusiasmus empfangen worden war, so konnte er doch sehr bald die Bemerkung machen, daß sich seit seiner kurzen Abwesenheit in Frankreich gar Vieles geändert hatte. Ein ganz anderer Geist war im Kaiserreiche eingezogen, die Gier nach Ruhm, die aus dem Blute der Revolution sich entwickelt hatte, war geschwunden. Nur die Armee, die berufsmäßigen Soldaten, verlangten nach Krieg und

Siegen, der Kern der Bürgerschaft aber lechzte nach Frieden, um in Ruhe den Geschäften und dem Broderwerbe nachgehen zu können. Deßhalb fand er auch unter den Bürgern keinen Anklang, und dieses um so weniger, da er während seiner Regierung stets die Freiheit unterdrückt und den Tyrannen gespielt hatte. Sie fürchteten natürlich, daß er fortfahren werde, wie er begonnen, daß die Nation unter beständigen Kriegen ganz verarmen und verwildern werde.

Aus diesen und noch manchen andern Gründen fand er unter der besitzenden Klasse keinen Anhang, dagegen hielt der rohe, ungebildete und unsittliche Pöbel der Vorstädte zu ihm; sie hatten während der blutigen Revolution ihre Rechnung gefunden. Der Mann, welcher dieselbe verewigte, mußte ihnen genehm sein. Für Napoleon aber war dies eine äußerst demüthigende Freundschaft; das Gesindel umlagerte fast allabendlich unter Absingung revolutionärer zweideutiger Lieder seinen Palast, und nannte ihn mit widerlich vertraulichen Namen. Der stolze Mann, welcher diesen Pöbel von ganzem Herzen verachtete, mußte sich dennoch herbeilassen, ihm zu schmeicheln, sich öffentlich vor ihm zu zeigen und Reden an denselben zu halten. Also die Armee und der Pöbel, das waren seine Alliirte. Von dem einen dieser Verbündeten wie von dem andern ließ sich für die Sache der Freiheit wahrlich nichts Gutes erwarten.

Um sich wenigstens den Schein zu geben, als meine er es ernstlich mit der Freiheit des Volkes, gab er eine Verfassung und berief am 4. Juni die gesetzgebende Versammlung, in welcher er trotz all

seiner Spiegelfechtereien sehr bittere Wahrheiten anhören mußte.

Während so die innern Zustände von Frankreich ziemlich verworren waren, während der Kaiser sich wieder mit seinen Brüdern und Verwandten umgab, um die Laufbahn seines Ruhmes und Glanzes von Neuem zu beginnen, wurde der Congreß von Wien nach Frankfurt verlegt; die Kaiser von Rußland und Oesterreich, so wie der König von Preußen stellten sich abermals an die Spitzen ihrer Armeen, die zusammen über eine Million Streiter betrugen und schickten sich an, in Frankreich einzubrechen.

Der alte Blücher hatte doch Recht gehabt, als er nach der Einnahme von Paris den Kaiser und die Franzosen ganz anders behandelt haben wollte, als es geschah. Er sah voraus, daß man noch einmal blutige Schlachten schlagen müßte, wenn man den Löwen nicht total unschädlich machte und dem Volke ein wenig die Adern unterband. Jetzt hieß es wieder zu Pferde; er war froh darum, denn er dachte, nun würden doch die Monarchen klug geworden sein und dem Exkaiser gehörig am Zeuge flicken, also daß er in seinem Leben an keine Krone mehr dächte. Er wurde an die Spitze von 150,000 Preußen gestellt und rückte in Flandern ein, woselbst auch der englische Herzog Wellington mit 30,000 Mann zu ihm stieß. Die alten preußischen Haudegen, die einsichtsvollen Generäle und Führer, welche aus dem ersten Kriege noch am Leben waren, fanden sich nun alle unter seiner kräftigen Leitung wieder zusammen.

Napoleon hatte ebenfalls rasch ein Heer von 200,000 Mann gesammelt, zu dem noch etwa 112,000 Mann National-Garden kommen sollten. 150,000 von diesen ansehnlichen Schaaren waren ganz auserlesene Truppen, mit denen er Wunderdinge verrichten konnte, und er hatte sie so vortrefflich ausgerüstet, daß ihnen in der That nichts mehr zu wünschen übrig blieb. Paris wurde mit einer doppelten Festungslinie umgeben; auch an den Grenzen und an allen wichtigen Plätzen wurden schnell Befestigungen angebracht und die Städte so fest gemacht, als es in der Eile möglich war.

Als er endlich mit allen Vorbereitungen fertig war, versammelte er seine Generäle um sich und vertheilte die Commando's unter sie. Soult, Ney, Davoust, Vandamme, Gerard, Grouchy, Eccelmans, Kellermann und andere, waren bereit, den Loorbeer des Sieges noch einmal mit ihm zu theilen.

XXIX.

1. Blücher in Lüttich. Revolte der sächsischen Truppen. Napoleon überfällt die Preußen. Wellington auf einem Balle zu Brüssel.

Wellington, des Herzogs Gnaden,
War just zum Ball geladen,
Konnte nicht im Felde sein.
Ferdinand Kohlheim.

Die preußische Armee hatte sich mit einer unglaublichen Schnelligkeit auf ihren höchsten Kriegs-

stand ergänzt; Landwehr und Freiwillige waren auf den Ruf des Königs herbeigeeilt, den Erbfeind Deutschlands noch einmal zu bezwingen. Die Preußen zogen, trotz der furchtbaren Opfer, welche sie gebracht, mit einer Begeisterung in den Kampf, welche Jedermann in Erstaunen setzte.

Blücher, der Fürst von Wahlstatt, marschirte mit der preußischen Armee nach Lüttich. Unter seinem Oberbefehle standen die erprobten Generäle Ziethen, Periz, Bülow von Dennewitz, Thielemann, Kleist-Nollendorf, Tauenzien und die königlichen Prinzen August und Wilhelm.

Wellington war um die Mitte April in Brüssel angekommen; dort ordnete er Alles zum Kriege an und ließ täglich 20,000 Menschen an den benachbarten Festungen arbeiten, welche Napoleon ein starkes Hinderniß bereiten sollten.

Der Vormarsch hätte nun sogleich beginnen können, aber die sächsischen Truppen, welche in Lüttich einquartirt waren, fingen eine Revolte an, als sie vernahmen, daß der Wiener Congreß ihrem Könige für seine Untreue einen Theil seines Königreiches genommen hatte. Der Scandal wurde so groß, daß Blücher, den sie unvernünftiger Weise persönlich für diese Maßregel verantwortlich machten, sich ihren Händen entziehen mußte. Die Widerspenstigen wurden zwar bewältigt und in die Heimath zurückgeschickt, aber der Ausfall mußte durch preußische Truppen, die noch am Rheine standen, ersetzt werden, und dadurch entstand ein unangenehmer Aufenthalt, der Napoleon zu Gute kam.

Am 15. Juni Morgens als der Tag anbrach, rückten die kampfesdurstigen Franzosen über die belgische Grenze und überfielen die unvorbereiteten Preußen, gegen welche sie Napoleon durch eine seiner berühmten und glänzenden Reden besonders aufgestachelt hatte. Der Kaiser that selten etwas ohne einen practischen Grund. Diesmal leitete ihn die kluge Absicht, mit den Preußen fertig zu werden, ehe ihn die Engländer angreifen konnten, deßhalb gab er seiner Rede ein solches Feuer. Einzeln getraute er sich die Feinde zu schlagen, während er den Verbundenen nicht die Spitze zu bieten im Stande war.

Die Preußen rafften sich zwar schnell auf und setzten den fanatisirten Franzosen einen mannhaften Widerstand entgegen, aber sie konnten es mit all ihrer Tapferkeit doch nicht verhindern, daß der Imperator bis Charleroy vordrang, wo er sein Hauptquartier nahm.

Wellington erlustigte sich mit seinen englischen Offizieren um diese Zeit auf einem Balle zu Brüssel, den die Herzogin Richmond gab. Weder er, noch sein Generalstab hatte eine Ahnung davon, daß der Feind so nahe war und die unvorbereiteten Waffengefährten zum Rückzuge zwang. Erst um 6 Uhr erhielt er die Nachricht von dem, was sich an der Sambre begeben; er traf nun Anstalten, seine Truppen aus den weit entfernten Cantonirungen zusammenzuziehen, aber sie lagen so zerstreut, daß dieses mit großen Schwierigkeiten verbunden war. Auch glaubte er erst noch nähere Nachrichten einziehen zu müssen, da ihm die erhaltenen Meldungen gar zu unwahrscheinlich vorkamen. Da

indessen noch mehrere Depeschen folgten, welche die erste Angabe bestättigten, so ließ er um Mitternacht abmarschiren, aber die Wege waren so schlecht, die Nacht so finster, daß sich die einzelnen Corps nur langsam vorwärts bewegen konnten, einzelne sogar sich gänzlich verirrten.

2. Die Schlacht bei Quatre-bras am 16. Juni. Heldentod des Herzogs von Braunschweig-Oels.

Auf Braunschweig's alten Wällen
Trompeten riefen klar:
Hinaus, ihr Kampfgesellen!
Der Herzog führt die Schaar!

Es brüllt der alte Leue
Vom Markt um Mitternacht,
Da haben sie auf's Neue
Zum Kampf sich aufgemacht.

Nun liegen sie erschlagen
Im Feld von Quatre=bras,
Vom todten Herzog sagen
Die Völker fern und nah.

F. A. Muth.

Quatre=bras bestand nur aus drei Häusern; seinen Namen führte es von zwei Hauptstraßen, welche sich dort kreuzten; es sind die Straßen von Brüssel nach Charleroy und von Nivelles nach Namur. Hier sollte der Marschall Ney den Engländern eine Schlacht liefern, während Napoleon selbst mit einer großen Uebermacht sich dem Heere Blüchers näherte, um dasselbe bei Ligny anzugreifen.

Der Herzog von Braunschweig ließ bei Gemappes seine Truppen, die noch nicht alle beisammen waren, rasten, denn sie waren von dem angestrengten Marsche sehr ermüdet. Er selbst legte sich an eine Rasenböschung

hin und schlief eine kurze Zeit. Wellington aber ritt zu Blücher, welcher sich auf einer Windmühle zwischen Ligny und Bry befand, um sich mit dem Fürsten zu berathen.

Der muthige Herzog von Braunschweig vermuthete bei seinem Niederlegen wohl nicht, daß die Kugel schon im Laufe war, die seinem Leben ein Ende machen sollte. Er schlummerte ruhig mitten unter seinen Getreuen, während Ney sich auf den Höhen zum Kampfe bereit machte.

Als Wellington zurück kam, rückten die Franzosen massenhaft vor, um sich zwischen die Preußen und die Engländer zu werfen. Das durfte nicht zugelassen werden. Der Kampf begann. Die belgische Reiterei wurde gleich im Anfange geworfen; die braunschweigischen Husaren aber jagten die Franzosen wieder zurück. Vier braunschweigische und einige andere Bataillone drangen nun auf der Straße von Charleroy vor, um die Dörfer und den Pachthof Geminoucourt, die bereits in den Händen der Franzosen waren, wieder zu nehmen.

Als Ney dieses Vorgehen bemerkte, ließ er ein mörderisches Feuer auf sie eröffnen. Unter dem Schutze dieses Feuers rückte das französische Fußvolk vor, Reitermassen sprengten heran, das Schießen verdoppelte sich, die englischen Kanonen wurden demontirt, Bespannung und Mannschaft niedergeschossen.

Die Granaten fielen in Menge mitten unter den Braunschweigern nieder und tödteten die Husaren in furchtbarer Anzahl. Der Herzog stand unerschrocken mitten im heftigsten Kugelregen und feuerte seine Sol-

daten gegen die furchtbare Uebermacht an. Jetzt stellte er sich an die Spitze seiner Uhlanen und warf sich der französischen Infanterie todesmuthig entgegen. Sie wurden durch ein mörderisches Musketenfeuer zurückgetrieben und von den feindlichen Kürassierregimentern verfolgt. Die weichenden Bataillone rissen Alles mit fort, und der Herzog, welcher Alles aufbot, um sie zum Stehen zu bringen und von Neuem zu ordnen, sank, von einer Kugel getroffen vom Pferde.

Der Major von Wachholz, der einzige Offizier, welcher sich in seiner Nähe befand, gab Befehl, den gefallenen Helden über die Straße hinter die Linie zu tragen. Dort legten ihn die Soldaten, welche ihn auf ihren Waffen hierhergebracht hatten, nieder. Hier wollte man seine Wunden untersuchen und einen Verband anlegen, aber es war kein Chirurgus zu finden. Matt schlug er die Augen auf und forderte zu trinken; aber es war keine Zeit, ihm den Labetrunk zu reichen, weil der Feind unaufhaltsam heran drängte. Noch einmal hob man ihn auf und trug den Sterbenden bis zu einem der Häuser von Labaraque.

Hier war der Stabsarzt Pockels anwesend, aber seine Hülfe kam zu spät; der Herzog war bereits verschieden. Die Kugel hatte sich einen Weg durch das rechte Handgelenk und den Unterleib gebahnt. Der deutsche Held starb mitten auf dem Schlachtfelde einen schönen Tod für das Vaterland. Die Leiche wurde nach Brüssel geschafft.

Während der Held den letzten Athemzug aushauchte, wüthete die Schlacht am blutigsten, denn Ney griff mit

allen Waffengattungen das brittische Heer an. Die Braunschweiger, ihres Führers beraubt, stürmten zornmuthig im entscheidenden Momente mit zwei Batterien heran, denen sich mehrere englische anschlossen, und eröffneten ein so verderbenbringendes Feuer auf die französischen Geschütze, daß diese bald verstummten und das Fußvolk sich zurückziehen mußte.

Wellington benutzte den günstigen Augenblick und wie Blücher, rief er: Vorwärts, vorwärts! Da erreichte der Kampf seinen Höhepunkt. Ney wurde geworfen, schon flohen seine Schaaren, als er mit Mühe das Gefecht wieder zum Stehen brachte. Aber jetzt brach die Nacht ein; sie machte dem blutigen Kampfe ein Ende. Auf beiden Seiten waren etwa 5000 Streiter gefallen, aber weder Ney noch Wellington konnte sich rühmen, die Schlacht gewonnen zu haben.

Die Engländer, müde und hungrig, legten sich auf dem Schlachtfelde zum Schlummer nieder, um Morgen den Kampf von Neuem aufzunehmen.

3. Die Schlacht von Ligny am 16. Juni.

Freimann, nimm das Roß geschwinde,
Laß es bald zu Ende sein!
Unter einer grünen Linde
Senke es in's Grab hinein!

F. A. Muth.

An dem nämlichen Tage, wo sich Wellington mit Ney schlug, maß sich Blücher mit Napoleon bei Ligny. Der Kaiser hatte sich nicht ohne Absicht den verhaßten und gefürchteten Husaren ausgesucht, denn er wußte wohl, daß er nicht siegen würde, so lange der alte

Fürst, der Feldmarschall Vorwärts, noch nicht völlig auf's Haupt geschlagen sei. Um 3 Uhr Nachmittags griff Napoleon bei dem Dorfe St. Arnaud an. Das 3. Corps stürzte mit gefälltem Bajonett in das Dorf und nahm die Hälfte desselben im ersten Anlauf; aber die Preußen jagten mit donnernden Hurrah vorwärts und schlugen sie wieder hinaus. Der Feind kehrte abermals zurück und setzte sich bei der Kirche und auf dem Kirchhofe fest, aber die Preußen wehrten sich so wacker, daß Napoleon nach zweistündigem Kampfe das Dorf preis gab und sich auf Ligny, Blüchers Centrum, warf.

Hier wurde der Kampf so wüthend, daß man sich fünf Stunden lang im Dorfe schlug, ohne sich gegenseitig einen Vortheil abzugewinnen. Immer neue Massen rückten von Freund und Feind vor, zweihundert Geschütze donnerten von den Höhen in das unglückliche Dorf hinein, so daß es an mehreren Stellen in Brand gerieth. Während hier das Blut in Strömen floß, wüthete der Kampf auch auf der ganzen Schlachtlinie bis 7 Uhr Abends.

Blüchers viertes Armeecorps war noch nicht zur Hand und doch bedurfte er jetzt durchaus frischer Truppen. Er sandte zu Wellington um Unterstützung, aber dieser ließ ihm sagen, er sei selbst heftig angegriffen und könne keine Hülfe bringen.

In diesem verhängnißvollen Augenblicke fielen 16 französische Escadronen der preußischen Infanterie in den Rücken und sprengten auf den Höhen die preußische Kavalerie auseinander. Eine Straße von Ligny wurde erobert.

Da galt's zu siegen oder zu sterben. Blücher sammelte schnell 6 Escadronen und fuhr wie ein Ungewitter auf den gewaltigen Feind; aber er war zu schwach, seine Schwadronen wurden geworfen. In dem furchtbaren Reitertumulte wurde sein Roß von einer Kugel getroffen und es stürzte mit dem Heldenreiter zu Boden. Blücher war beim Sturze unter dasselbe gerathen, es lag mit seiner ganzen Schwere auf ihm. „Nostiz, ich bin verloren!“ rief er seinem Adjutanten zu. Nostiz war bereits von seinem Pferde gesprungen, um ihm beizustehen und ihn bis auf den letzten Athemzug zu vertheidigen, oder, wenn es sein müßte, mit ihm zu sterben.

Es war ein furchtbarer Augenblick, denn die feindlichen Reiter streiften so fest an dem betäubten Feldherrn vorüber, daß sie das Pferd des Adjutanten berührten. Wenn ihn die Franzosen erkannten und zum Gefangenen machten, so war der Feldzug entschieden, denn dem preußischen Heere war seine Seele genommen. Nostiz stand mit gespannter Pistole als Wächter und Schützer neben ihm. Er war fest entschlossen, Jeden, der es wagen möchte, seinen Feldherrn anzutasten, niederzuschießen. Aber die Vorsehung wollte nicht, daß der greise Held Tod oder Gefangenschaft hier finden sollte. Die Schaaren brausten vorüber, Niemand streckte seine Hand nach ihm aus.

Aber noch war die Gefahr nicht vorüber, denn die preußischen Panzerreiter hatten kaum die Abwesenheit ihres Feldherrn bemerkt, als sie sich mit Ungestüm auf die vorrückenden Franzosen warfen und sie zurück-

trieben. Noch einmal rasten Freund und Feind an ihm vorüber; er wurde auch diesmal von dem letztern nicht bemerkt. Erst als die letzten Panzerreiter verschwanden und mit lautem Hurrah hinter den Franzosen drein jagten, konnte Nostiz an die Rettung des Helden denken.

Ein Reiter sprengte heran; es war der Unteroffizier Schneider vom lützow'schen Uhlanenregimente. Nostiz rief ihm Halt zu. Sogleich sprang er von seinem Roß und schickte sich an, den Feldherrn unter seinem todten Pferde hervorziehen zu helfen. Es war schwer zu bewerkstelligen und gelang nur durch die Anstrengung von 6 weitern Helfern.

Man hob ihn auf das Pferd des Unteroffiziers Schneider; kaum hatte er den Fuß im Bügel, so setzte er sich wieder an die Spitze der Schaar, welche sich um ihn gesammelt hatte. Das war um keinen Augenblick zu frühe geschehen, denn jetzt wurden die Preußen wieder zurückgedrängt und an der Stelle, wo er vor zehn Minuten gestürzt war, kam das Gefecht noch einmal zum Stehen.

Inmittelst war es Nacht geworden, von Wellington kam keine Hülfe, die Preußen allein waren zu schwach, Blücher beschloß deßhalb, sich nach Wavre zurückzuziehen, was auch noch in derselben Nacht ausgeführt wurde.

Dieser Rückzug war ein wahres Meisterwerk; er geschah in solcher Ordnung, daß keine Verfolgung stattfand; was aber ein größeres Gewicht hatte, Wellington und Blücher kamen dadurch zu einer Vereinigung und

wurden in Stand gesetzt, zwei Tage später die Entscheidungsschlacht zu schlagen.

Was wäre aber wohl geschehen, wenn der brave Nostiz seinen Feldherrn nicht gerettet hätte? Wie würden die Franzosen triumphirt haben, wenn sie den greisen Helden, mit Ketten beladen in ihre Hauptstadt hätten führen können! Gott bewahrte ihn vor der Schande, wie ein gefangener Löwe zur Schau ausgestellt zu werden.

Als Blücher in Wavre angekommen war, sandte er dem Unteroffizier Schneider sein Pferd zurück und ließ ihm gleichzeitig ein Geschenk von 20 Friedrichsd'or überreichen. All sein Leben lang blieb er dem Reiter und dem Rosse dankbar. Als das Pferd nach beendigtem Kriege ausrangirt werden sollte, kaufte er es an sich und gab ihm bis an's Ende das Gnadenbrod.

Die Schlacht von Ligny war eine sehr blutige gewesen; die Preußen hatten an 10,000 Mann verloren, die Franzosen nicht weniger; aber Napoleon ließ doch einen pomphaften Siegesbericht aufsetzen, und meinte, die Preußen seien so total zerschmettert, daß von ihnen nichts mehr zu fürchten sei, und daß man es jetzt nur noch mit Wellington zu thun habe.

Am folgenden Tage zogen sich die Engländer unter dem Nachdrängen der Franzosen nach Waterloo zurück; dort lagerten sie.

XXX.

1. Die Schlacht von Belle-Alliance am 18. Juni.

Einsam in dem stillen Felde
Muß ich stehen auf der Wacht;
Meiner Lieben in der Ferne
Hab' ich heißer heut' gedacht.

Wind, du brichst die grünen Blätter
Und die Feuer leuchten still;
Morgen mag der Tod mich brechen,
Geh' es doch, wie Gott es will.

F. A. Muth.

Als Blücher spät in der Nacht in einer Bauernhütte vom Pferde stieg, fühlte er sich von dem stattgehabten Sturze am ganzen Leibe zerschlagen und er konnte vor Schmerzen die ganze Nacht nicht schlafen; aber sein Geist war frisch und kräftig. „Gneisenau, wir haben Schläge bekommen," sprach er, „wir müssen die Scharte wieder auswetzen!"

Ein Wundarzt kam, seine gequetschte Seite mit Spirituosen einzureiben. „Ach was," rief er abwehrend, „auswendig hilft das nicht viel. Bringt Champagner!" Dann trank er dem Courier zu, welcher seinen Bericht an den König überbringen sollte und sprach: „Sagen Sie Sr. Majestät, ich hätte kalt nachgetrunken, es werde darauf besser gehen!"

Als ihn Wellington fragen ließ, ob er ihn am folgenden Tage mit zwei Corps unterstützen könnte, gab er zur Antwort: „Ich werde mit dem ganzen Heere kommen. Ich brauche nur so viel Zeit, um meine Truppen mit Lebensmitteln und Patronen zu versehen."

Bis zum Abende des 17. mußte der Feldherr im Bette verweilen, er konnte es vor Schmerzen kaum aushalten. Aber am 18. erhob er sich mit dem ersten Morgengrauen und verlangte nach seinem Pferde. Als nun der Wundarzt herzutrat, um ihn einzureiben, rief er: „Ach was, noch erst schmieren! Laßt nur sein! Ob ich heute balsamirt oder unbalsamirt in die andere Welt eingehe, das wird wohl auf eins herauskommen!"

Der Regen war während der Nacht in Strömen gefallen, auch heute dauerte das Unwetter noch fort. „Das sind unsere Alliirten von der Katzbach!" rief er fröhlich aus. „Da sparen wir dem Könige wieder viel Pulver!"

Durch den Regen waren indessen die schlimmen Wege so aufgeweicht worden, die Bäche so angeschwollen und Alles rings umher so mit Wasser gefüllt, daß die Truppen in dem schwarzen, klebrigen Boden kaum vorwärts konnten. Nur mit unsäglicher Anstrengung war man im Stande, die Geschütze fort zu bringen. Die Pferde sanken ein, das Fuhrwerk blieb stecken, jeden Augenblick mußte Halt gemacht werden. Von Wellington kamen Couriere über Couriere, welche ihn von dem Stande der längst begonnenen Schlacht benachrichtigten und dringend zur Beschleunigung seines Marsches aufforderten.

Blücher, der jetzt seine Schmerzen nicht fühlte, hatte nur die einzige Sorge, sein Wort nicht einlösen zu können; er trieb rastlos zur Eile an, unaufhörlich rief er: „Vorwärts, vorwärts, ich habs ja mei-

nem Bruder Wellington versprochen. Ich darf doch nicht wortbrüchig werden."

Die ermatteten Soldaten griffen immer wieder in die mit Schlamm bedeckten Speichen der Räder, und obschon sie vor Erschöpfung fast zusammenbrachen, so leisteten sie doch das Unmögliche für ihren Vater Blücher. Was sonst keinem Menschen möglich gewesen wäre, sie brachtens fertig, endlich — endlich hatten sie die Höhen erreicht, von welchen sie auf das Schlachtfeld hinabsehen konnten.

Doch kehren wir nun zu Wellington zurück.

Um 10 Uhr kamen die französischen Schaaren auf dem Schlachtfelde an; sie brachten 300 Kanonen mit. Napoleon begab sich auf den Hügel Caillon, wo er alle Bewegungen überschauen konnte. Stürmisch betrieb er die Aufstellung, während sein Generalstab schweigend hinter ihm stand.

Um 11 Uhr traten Wellington's Schaaren an, um 12 fielen die ersten Kanonenschüsse, das Gefecht war eröffnet.

Wellington hatte seine Streitmacht auf einer Anhöhe vor dem 4 Stunden langen Walde von Soignes aufgestellt. Sein Hauptquartier befand sich eine halbe Stunde rückwärts in Waterloo. Die Straße nach Brüssel lief durch die Aufstellung des Heeres. An dieser Straße liegen Mont St. Jean, La Haye Sainte und La belle Alliance. Rechts von derselben findet man Merbe, Braine und Braine la Leud und weiter vor das Gehöfte Hougomont. Rückwärts auf derselben Seite lagen Coucon, wo sich Napoleons Hauptquartier

befand, Marache, Ohein und Ter Haye, vorwärts, fast mit Belle Alliance in einer Linie Planchenoit.

Beim Beginne der Schlacht rückte das 2. französische Corps von der Höhe bei Belle Alliance durch den Grund, welcher sich gegen das Gehöfte hinzieht, um diesen Posten im Sturmlauf zu nehmen. Sie wurden von den Engländern und Nassauern mit Kanonenkugeln empfangen. Bis 2 Uhr wogte der Kampf hin und her, ohne daß von einem Theil ein merklicher Vortheil errungen wurde.

Jetzt bemerkte man auf den Höhen von Belle Alliance starke Bewegungen und plötzlich stürzten 4 große Infanteriemassen von dort herab auf La Haye Sainte zu. Das waren Franzosen. Zugleich wälzten sich 20 Schwadronen schwere Reiter, in dichten Pulverdampf gehüllt, heran und jagten die Britten vor sich her. Aber sie wurden bald geworfen und von den Engländern hinter die Höhen gejagt, wo diese indessen von einem furchtbaren Kartätschen-Feuer empfangen wurden, welches eine große Menge von Deutschen und Britten niederstreckte.

An einer andern Stelle, hinter einer Hecke, über welche sie mit Flinten und Kanonen feuerten, empfingen die Engländer die dichtgedrängten Massen der Franzosen. Hunderte stürzten gleich bei der ersten Salve, so daß sie schnell umkehrten und verfolgt wurden, wobei die Engländer 1000 Gefangene machten. Aber sie wurden bald selbst geworfen und mußten mit großem Verluste zurückweichen. In dem furchtbaren Getümmel konnte man vor Pulverdampf keine zehn Schritte weit sehen,

vor dem heftigen Schalle der Geschütze kaum etwas hören. Eine Stunde dauerte der Kampf mit der größten Erbitterung.

Um 3 Uhr ging Ney mit seiner Infanterie gegen den Meyerhof La Haye-Sainte vor, nahm ihn nach kurzem Gefechte und stürzte sich auf das rückwärts haltende brittische Geschütz, welches ebenfalls in seine Hände fiel. Uebermüthig griffen sie noch einmal die Hecke an, an welcher sie so schlimm empfangen worden waren, aber auch diesmal mußten sie zurückweichen und verloren dabei die eroberten Kanonen wieder.

Nach 4 Uhr verdoppelte sich das Kanonenfeuer der Franzosen, ihr Angriff brachte die Engländer sehr bedenklich zum Wanken und es entstand überall Verwirrung. Schon lagen ihrer 12,000 als Leichen auf dem Schlachtfelde, und sie waren nahe daran, von der Uebermacht erdrückt zu werden. Einzelne Soldaten, ganze Haufen und Schwadronen verließen das Schlachtfeld in eiliger Flucht und warfen sich nach Antwerpen und Brüssel, in welchen beiden Städten alle Straßen von Wagen und Flüchtlingen vollgestopft waren. Es war ein furchtbares Durcheinander. Aller Enden erscholl der Ruf, die Schlacht sei für die Engländer verloren.

Napoleon selbst war des Glaubens, er hatte nur noch die eine Sorge, sie vollständig zu erdrücken. Die Engländer hatten allerdings in dem lang andauernden Kampfe furchtbare Verluste erlitten. Sieben Reiterregimenter waren vernichtet, das Fußvolk zur Hälfte todt, eine Menge hoher und niederer Offiziere erschossen,

so daß Wellington zwischen 6 und 7 Uhr seine Sache äußerst mißlich fand; aber er verlor dennoch den Muth nicht, denn er hatte bereits Nachricht, daß die Preußen nun da seien.

Napoleon schickte sich eben an, den letzten Stoß zu thun und drang mit furchtbarer Gewalt in die gelichteten Reihen der Britten, da — erschollen die Signalhörner der Preußen, ein Ruf, der den Engländern in ihrer Noth wie Ruf des Himmels erklang.

Wie ermüdet die Preußen auch von dem langen Marsche waren, im Angesichte des Feindes vergaßen sie Hunger, Durst und Erschöpfung und warfen sich mit lautem Hurrah dem Feinde in die rechte Flanke.

Napoleon war im höchsten Grade überrascht, denn es fiel ihm im Traume nicht ein, heute den Heldengreis Blücher zu sehen; er hielt seine Armee für aufgerieben. Schnell commandirt er 4 Bataillone Garden gegen sie und durchbricht während ihres Angriffes die Linie der Engländer. Schon weichen diese, aber Ney, welcher sie verfolgt, wird auf der Höhe mit Kartätschen empfangen und kann nicht weiter vordringen. Doch lag jetzt auch die Entscheidung nicht hier, sondern bei dem Dorfe Planchenoit, wohin sich das französische Heer zurückziehen wollte, im Falle die Schlacht für sie verloren ginge.

Hier standen die Preußen; sie sollten um jeden Preis besiegt werden. Aber da sprachen die Preußen (auch die Landwehr war wieder dabei) doch auch ein Wort mit. Vor und im Dorfe, in allen Gassen wurde blutig gestritten; Tausende fielen, aber die Hintermänner

schritten über die Leichen der Vormänner weg und was in den Bereich ihrer Fäuste kam, das war unrettbar verloren. Es entstand ein Ringen und Würgen, wie es im ganzen Kriege noch nicht dagewesen, wie es die ältesten Soldaten noch nicht erlebt hatten. Der Feind war nicht weniger hartnäckig, man sah des Kampfes kein Ende! Vor beiderseitiger Erschöpfung entstand eine Pause der Ermattung. Da stellte sich der Oberstlieutenant von Brandenstein an die Spitze seiner Wehrmänner und rief: „Vorwärts, Wehrmänner! Rache für Ligny!“

Jetzt begann das Wüthen noch erbitterter. 12,000 Mann von Napoleons alter Garde, lauter eiserne Naturen, kampfgewohnte Krieger, warfen sich der Landwehr entgegen, des festen Glaubens, diese Soldaten des Volkes könnten vor ihnen nicht Stand halten. Aber diese ungeübten Wehrmänner hatten den Schwur gethan, lieber bis auf den letzten Mann zu fallen, als dem Feinde den Rücken zu kehren. Ueber Leichen und Trümmer vorwärts stürzend, hatten sie der Kartätschen und Flintenkugeln nicht Acht; nur von dem Gefühle beseelt, die unüberwindlichen Garden niederzumachen, konnte nichts ihren Siegeslauf hemmen.

Die Vertheidiger fielen vor ihnen wie Schneeflocken, nur noch einzelne Haufen leisteten den ergrimmten Wehrmännern Widerstand. Alle Straßen sind von den Preußen genommen. Nur die Kirche und der Kirchhof werden noch von der Kaisergarde gehalten. In die Kirchhofsmauer hatten diese überall Oeffnungen geschlagen, die ihnen als Schießscharten dienten und

aus denen den Preußen Tod und Verderben entgegensprühten.

Sie unternahmen Sturm auf Sturm, aber von jedem Sturme kamen sie decimirt zurück; alle Tapferkeit schien an diesen eisernen Naturen vergeblich. Ermattet ließen sie einen Augenblick ab und suchten Schutz hinter Hecken und Zäunen. Die Franzosen hielten das für Flucht und stimmten hohnlachend ihr weithinschallendes: „Vive l'empereur!“ an. Aber sie hatten zu früh gejubelt. Eben dieser Jubelruf zeigte den Preußen, daß sie ihre letzte Kraft anstrengen müßten.

Ein über und über blutender Mann ging mit Todesverachtung auf die Mauern los und rief: „Vorwärts Kameraden, mir nach!“

Der Ruf zündete. „Vorwärts, vorwärts!“ tönte es in dem ganzen Haufen. Und wie ein Gewittersturm wälzte sich die tapfere Schaar dem Kirchhofe zu, erklomm die Mauer mit Gedankenschnelle und metzelte die standhafte Garde mit einer furchtbaren Wuth nieder. Kein Mann blieb am Leben. Der letzte Streiter trug einen Adler, welcher mit Trauerflor umwunden war; in dieser Umhüllung sollte er bleiben, bis die Garde eine große Schlacht gewonnen. Jetzt fiel er auf dem Kirchhofe von Planchenoit noch umflort den Preußen in die Hände.

Damit war der Kampf an dieser Stelle des Schlachtfeldes beendigt; die ruhmgekrönten Garden, der Stolz Frankreichs und des gewaltigen Imperators, düngten mit ihrem Blute die Gräber der friedlichen Todten von Planchenoit.

Während die Preußen so eine Tapferkeit bewiesen, wie sie selbst auf den blutigsten Schlachtfeldern nur selten vorkommt, zogen sie Napoleons Streitkräfte von den Engländern ab und machten ihnen dadurch Luft, sich von Neuem zum Angriffe rüsten zu können. Der kriegserfahrne Wellington ließ die Gelegenheit nicht ungenützt vorüber gehen, sondern griff mit neuen Schwadronen die bereits erschütterten Franzosen an und warf sie. Hier und dort Flucht und Niederlage! Da wankten auch die Muthigen; überall schrieen die Franzosen: „Alles ist verloren! Rette sich, wer kann!"

Durch die Wegnahme von Planchenoit eines sichern Weges zum Rückzuge beraubt, gerathen sie in Angst und Verwirrung, welche noch gesteigert wird, als die preußische Kavallerie auf sie losfährt. Bald wurde der Angriff auf der ganzen Linie allgemein und der Schrecken der vor Kurzem noch so stolzen Franzosen nahm eine solche Höhe an, daß ihre Armee einer völligen Auflösung entgegenging. Es waren keine Glieder, keine Bataillone mehr zu unterscheiden, sondern diese ganze gewaltige Menschenmenge ballte sich in einen ungeheuern zappelnden Knäuel zusammen, aus dem Jeder eilfertig zu entkommen suchte und es nicht konnte. Unter dem beständigen Bestreben, sich loszuwickeln, um vorwärts zu kommen, geschahen Dinge, die keine Spur von menschlichem Gemüthe und menschlicher Gesittung zeigten. Wer sich nicht schnell genug auf die Seite schieben konnte, wenn eine rohe Hand hinter ihm sich in seine Kleider oder seinen Tornister hackte, der wurde erbarmungslos niedergerissen und beim Weitermarsche

mit den Füßen zertreten. In diesem Tumulte ging jeder Wehruf ungehört verloren; das eigene Leben zu retten, opferte man mitleidslos das Fremde.

Die verheerenden Feuerschlünde der Preußen warfen ihre todbringenden Eisenmassen unaufhörlich in diesen Menschenknäuel, wo jeder Schuß dreifach reiche Ernte machte. Auch die Engländer gingen nun mit Mannschaft und Geschützen vor, um das Schlachtfeld zu säubern; es war ein schreckliches Vernichtungsgetöse, welches auch das Ohr des Herzhaftesten mit Furcht und Grausen erfüllte. Der Sonne letzter Scheideblick beleuchtete noch einmal das Schlachtfeld, das von etwa 35,000 Leichen bedeckt wurde.

Napoleon, bis vor Kurzem noch so voller Siegesgewißheit, hielt wie ein Verzweifelter abseits auf seinem Pferde und starrte dumpf und schweigend über das grausige Leichenfeld. Was da in seiner Seele vorgegangen, das weiß Niemand genau, aber der Ausspruch, den er that, als er endlich das Haupt erhob, läßt es errathen. „Es ist Alles verloren!“ rief er, wendete sein Pferd und schickte sich, wie seine Soldaten zur Flucht an; er konnte sie nicht auf gebahnter Straße verfolgen, denn hier drängten sich in wilder Flucht die Geschlagenen; er mußte, um der Gefangenschaft zu entgehen, quer durch das Feld reiten.

Bei dem Meierhofe von Belle-Alliance trafen Preußen und Engländer zusammen; Blücher und Wellington schüttelten sich die Hände. „Ich werde heute Nacht in Napoleons gestrigem Nachtquartier schlafen!“ sprach Willington. „Und ich,“ gab Blücher

zur Antwort, „ich werde ihn aus seinem heutigen vertreiben."

Mit diesen Worten zeigte der rastlose Blücher schon genugsam an, daß er nun wieder hinter den Franzosen herwolle. Vorwärts, vorwärts! Das blieb sein Wahlspruch bis in den Tod.

2. Die Franzosen von den Preußen verfolgt.

Die Flammen flackern düsterroth,
Viel Tausend liegen stumm und todt
Und halten noch des Rosses Zaum
Im grausen, leichenvollen Raum.
W. Herchenbach.

Blücher gönnte seinen Soldaten nur eine ganz kurze Rast, dann befahl er, daß der letzte Hauch von Mann und Roß aufgeboten werden solle, um die flüchtigen Franzosen zu verfolgen. Die Leute waren todtmüde, denn sie waren vom frühen Morgen bis 7 Uhr Abends auf grundlosen Wegen und unter großer körperlicher Anstrengung marschirt, hatten während dieses Marsches mit Heben und Schieben schwere Arbeit verrichtet und waren dann ohne Rast und Aufenthalt in die Schlacht gestürzt, wo sie bis in die sinkende Nacht mit einer Erbitterung und Ausdauer kämpften, die an's Unglaubliche grenzte. Man kann sich also leicht vorstellen, daß nur die Begeisterung die geschwächten Körper noch aufrecht halten konnte. Dennoch jubelten sie dem Beschlusse ihres Feldherrn zu und waren sogleich bereit, die Verfolgung des Feindes zu übernehmen, das unmöglich Scheinende zu leisten. Die Müdigkeit, der Hunger, sie waren plötzlich wie weggeblasen. Mit

Hurrah stürmten sie dem Feinde nach, der weit entfernt war, irgendwo Stand zu halten. Der Schrecken trieb sie unaufhaltsam weiter, die Furcht, von dem Schwerte der Preußen ereilt zu werden, lieh ihren müden Füßen Flügel.

Ueberall, wo die französischen Kanonen aufgestellt gewesen waren, hatte sich die Bedeckung davon gemacht und die sämmtlichen Geschütze fielen den Preußen ohne Schwertstreich in die Hände. Nur, wenn in der Verfolgung eine Pause eintrat, gönnten sie sich einen Augenblick Ruhe und legten ihr Haupt an den Straßenrand zu kurzem Schlafe hin; aber sie waren so vollständig entmuthigt, daß ein Hornist, der recht zornmüthig zu blasen verstand, und ein paar Mann im Stande waren, ein ganzes Bataillon aus seinem Bivouak aufzuscheuchen und vor sich herzutreiben. Um schneller fliehen zu können, warfen sie ihre Waffen und Tornister hinweg und beraubten sich so selbst der Mittel zum Widerstande. Die ganze Nacht hindurch hörte die Verfolgung gar nicht auf.

Die stets und unermüdlich nachrückenden Preußen machten unter den angegebenen Umständen natürlich eine sehr große Beute. Viele, die am Abende nicht so viel Brod besaßen, um den nagenden Hunger zu stillen, waren am Morgen reich. Bei Quatre-bras war ein vollständiger Markt etablirt worden, wo man Juwelen, Streusandbüchsen, Equipagen und Dintenfässer, goldene Schüsseln und Landkarten kaufen konnte. Es versteht sich von selbst, daß hier nicht viel auf den wirklichen Werth gesehen wurde, man

nahm eben nur, was man erhalten konnte und so wurden die kostbarsten Gegenstände für einen Spottpreis verschleudert.

Napoleons schöner Reisewagen war während der Schlacht bei dem Maierhofe Caillou aufgestellt gewesen; als Napoleon selbst in den allgemeinen Strom der Flucht hineingezogen wurde, hatte er sich rasch in diesen geworfen und eilte davon, um Paris so schnell als möglich zu erreichen. Er wurde auf der Flucht erkannt und entging nur um ein Haar der Gefangenschaft. Sein Wagen mit dem reichen Inhalte aber fiel dem Grafen von Keller in die Hände, welcher ihn später in Düsseldorf zur Besichtigung ausstellte. Aus Großmuth verschenkte er von den Edelsteinen und dem übrigen Inhalte so viel, daß ihm statt der halben Million Thaler, welche das Ganze werth war, nur 300,000 Thaler übrig blieben. Ein Füsilier, der aus dem Wagen einen mit goldenen Bienen gestickten Kaisermantel erbeutet hatte, verkaufte denselben für eine Kleinigkeit an einen Juden.

Gneisenau, der große Kriegskünstler, hatte an dieser erfolgreichen Verfolgung, welche mehr entschied, als eine Schlacht, den Hauptantheil. Mit Tagesanbruch befand er sich bereits in Gosselines. Bei Charleroy erlitten die Franzosen noch einen schrecklichen Verlust an Menschen und Bagage und wurden dann unweit der Stadt so auseinandergesprengt, wie dieses jemals einem Heere geschehen ist.

Schon am 19. Juni, den Tag nach der siegreichen Schlacht, erließ Blücher die folgende Proclamation:

„Brave Offiziere und Soldaten der Armee vom Niederrhein! Ihr habt große Dinge gethan: Zwei Schlachten habt Ihr in zwei Tagen geliefert. Die erste war unglücklich und dennoch ward Euer Muth nicht gebeugt. Mit Mangel hattet Ihr zu kämpfen, und dennoch trugt Ihr ihn mit Ergebung. Ungebeugt durch ein widriges Geschick, tratet Ihr mit Entschlossenheit, 24 Stunden nach einer verlorenen blutigen Schlacht, den Marsch zu einer neuen an, mit Zuversicht zu dem Herrn der Heerschaaren, mit Vertrauen zu Euern Führern, mit Trotz gegen einen siegtrunkenen, übermüthigen, eidbrüchigen Feind; zu Hülfe der tapfern Britten, die mit unübertroffener Tapferkeit einen schweren Kampf fochten.

Die Stunde der Entscheidung sollte aber schlagen, und kund thun, wer ferner herrschen werde: ob jener ehrsüchtige Abentheurer oder friedliche Regierungen. Das Schicksal des Tages schwankte furchtbar, als Ihr aus dem Euch verbergenden Walde hervortratet, gerade in dem Rücken des Feindes, mit dem Ernst der Entschlossenheit und dem Selbstvertrauen geprüfter Soldaten, um Rache zu nehmen für das vor 48 Stunden erlittene Unglück. Da donnertet Ihr in des Feindes erschrockene Reihen hinein, und schrittet auf der Bahn des Sieges unaufhaltsam fort.

Der Feind in seiner Verzweiflung führte nun sein Geschütz und seine Massen gegen Euch; aber Euer Geschütz schleuderte den Tod in seine Reihen, und Euer stetes Fortschreiten brachte ihn in Verwirrung, dann zum Weichen, endlich zur regellosen Flucht. Einige

hundert Geschütze mußte er Euch überlassen, und seine Armee ist aufgelöst. Wenige Tage Anstrengung wird sie vollends zernichten, diese meineidige Armee, die ausgezogen war, um die Welt zu beherrschen und zu plündern.

Alle großen Feldherrn haben von jeher gemeint, man könne mit einer geschlagenen Armee nicht gleich darauf wieder eine Schlacht liefern. Ihr habt den Ungrund dieser Meinung dargethan und gezeigt, daß tapfere, geprüfte Krieger wohl können überwunden, daß aber ihr Muth nicht könne gebeugt werden.

Empfanget hiermit meinen Dank, Ihr unübertrefflichen Soldaten, Ihr meine hochachtbaren Waffengefährten! Ihr habt Euch einen großen Namen gemacht. So lange es Geschichte giebt, wird sie Eurer gedenken. Auf Euch, Ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruhet mit Sicherheit das Glück Eures Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehen, wenn Eure Söhne und Enkel Euch gleichen.

Blücher."

XXXI.

1. Napoleons Ankunft in Paris. Seine abermalige Absetzung.

Die Geier flogen nach der Schlacht
Wohl über Wald und öde Haid!
Sie flogen krächzend Tag und Nacht
Und trieben ihn von dannen weit.

Nach F. A. Muth.

An demselben Tage, an welchem Blücher die Proclamation erließ, womit wir das vorige Kapitel beschlossen, herrschte in Paris unendlicher Jubel; Kanonen donnerten, Flaggen rauschten, Vivatrufen erscholl — denn man feierte die Schlacht von Ligny und alle Blätter waren voll von prahlerischen, die Wahrheit weit übersteigenden Berichten. Aber der Freudenrausch war noch kaum vorüber, als früh am Morgen des 21. verlautete, der Kaiser sei in der Nacht vom Kriegsschauplatze angekommen und er habe eine furchtbare, eine entscheidende Schlacht verloren. Anfangs flüsterte man sich das nur leise in's Ohr, aber bald wurde die volle Wahrheit offenbar, Paris erfuhr, daß das ganze Heer so zu sagen aufgerieben und vernichtet sei.

Gleich bei seiner Ankunft rief Napoleon den Minister Carnot zu sich und verlangte in gebieterischem Tone große Geldsummen aus dem Staatsschatze und eine sofortige Aushebung von neuen Truppen. Carnot erklärte, daß er weder das Eine noch das Andere zu geben im Stande sei.

Während dessen hatten sich, ohne vom Kaiser berufen zu sein, die Kammern versammelt und mit Nach-

druck das Erscheinen der Minister verlangt, um einen wahrheitsgetreuen Bericht über die Vorgänge bei der Armee zu erhalten. Man gab allerdings Aufschlüsse, aber diese Aufschlüsse bestanden aus Lügen. Der Kaiser hatte, in dem Bestreben, die Schuld von sich abzuwälzen, den Marschall Ney grober Fehler beschuldigt. Dieser, in dem Bewußtsein, daß ihm mit Absicht Unrecht zugefügt werde, hatte sich gleich bei seiner Ankunft in die Kammer begeben. Jetzt erhob er sich und sagte den Deputirten gerade heraus, von der französischen Armee könnten an der Grenze nur noch 16—18,000 Mann übrig sein. Die Preußen, rief er, sind nicht zermalmt, wie man Euch vorgeschwatzt hat, im Gegentheil ist ein Theil derselben noch gar nicht in's Feuer gekommen. Der Feind wird bald vor Paris sein.

Da erbebten die Anhänger Napoleons, seine Gegner aber hoben die Häupter empor. Seine Freunde verlangten Napoleons Dictatur. Da aber eilte Lafayette in die Kammer, donnerte gegen ein solches Vorhaben und forderte die Kammer auf, sich permanent zu erklären. Jeder Versuch, die Kammer aufzulösen, ist ein Staatsverbrechen, rief er — und Jeder, der dergleichen versucht, soll als Verräther gerichtet werden. Das zündete; die Dictatur Napoleons wurde sofort verworfen.

Am Abende erschien Prinz Lucian, Napoleons Bruder, in der Versammlung und begann, zu seinen Gunsten eine Rede zu halten. Die Nation, sprach er, dürfe doch ihren Kaiser nicht verlassen; thäte sie es aber dennoch, so würde sie undankbar sein.

Da erhob sich Lafayette unwillig und entgegnete: „Wir sind treu gewesen! Wir sind Ihrem Bruder in die Sandwüsten Aegyptens und in die Schneefelder Rußlands gefolgt. Die unter jedem Himmelsstriche zerstreuten Gebeine der Franzosen sind Zeugen unserer Treue!"

Lucian's Rede blieb ohne Wirkung; Lafayette aber erklärte noch denselben Abend, daß er die schnelle Abdankung Napoleons für das einzige Mittel halte, Frankreich zu retten. Diese kühne und unverschleierte Aeußerung fand Beifall; am Morgen ließ ihm die Kammer durch einen Minister sagen, sie werde ihn absetzen, wenn er nicht freiwillig die Krone niederlege.

Napoleon sah wohl, daß die Wellen der Revolution über seinem Kopfe zusammenschlagen würden, aber er machte dennoch einen Versuch, sich noch länger an die Gewalt zu klammen, indem er seinen Sohn unter dem Namen Napoleon II. zum Kaiser ausrief und die Kammern aufforderte, diese Ernennung zu bestätigen.

Die Kammer beschloß nach seinem Wunsche und schickte eine Commission an die verbündeten Mächte, welche den Frieden unterhandeln sollte. Weder Blücher noch Wellington ließen sich dadurch in ihrem Vorwärtsmarsche aufhalten.

Die eingesetzte provisorische Regierung hielt Napoleons Anwesenheit in der Hauptstadt für gefährlich, denn die wenigen Soldaten, welche ihm noch geblieben waren, forderten laut, gegen den Feind geführt zu werden. Sie beredete ihn deßhalb sich in den Palast Mal-

maison in der Nähe von St. Germain zu begeben. Hier aber war er kaum angekommen, als er sich von Polizei umgeben sah; er war in seinem Palaste ein Gefangener.

Als Blücher immer näher an Paris kam, erbot er sich, noch einmal gegen diesen Helden zu kämpfen, ihn rasch zu vernichten und dann den Commandostab für immer niederzulegen. Umsonst, man durchschaute ihn und wies sein Anerbieten zurück. Man sorgte vielmehr dafür, daß er sich weiter von Paris entfernte, indem man ihn zwang nach Rochefort abzureisen. Am 3. Juli kam er daselbst an.

2. Blücher in Paris.

Paris, Paris, Victoria!
Der alte Blücher zog hinein!
Und als die Stadt den Helden sah,
Da ward sie plötzlich still und klein.

Da schwand die alte Gloria,
Da schwieg manch' stolzer Mund,
Und war der Haß auch lauernd nah,
Er that sich doch nur leise kund.

W. Herchenbach.

Die Pariser und die Armee, insofern sie noch existirte, hatten nicht die Absicht, sich blindlings den Verbündeten zu ergeben, vielmehr machten sie großes Geschrei, sie wollten die Hauptstadt bis auf den letzten Mann vertheidigen. In der That konnten sie den Alliirten noch genug zu schaffen machen, denn Paris war jetzt befestigt und es standen 40,000 Mann Nationalgarde innerhalb seiner Mauern, welche geneigt waren, den Schlachtenruhm ihres Volkes aufrecht zu

erhalten, so lange es möglich war. Da aber auch unermeßliche Schaaren von Kriegern von Deutschland her im Anrücken waren und es sich voraussehen ließ, daß auch der stärkste Widerstand über Kurz oder Lang gebrochen werden würde, so schickten sie den Oberbefehlshaber der französischen Truppen, den Marschall Davoust, nach St. Cloud, wo er mit Blücher und Wellington wegen der Uebergabe von Paris unterhandeln sollte. Dieses war am 3. Juli.

Davoust stellte Bedingungen, die dem Besiegten wenig geziemten. Blücher war kein Freund von vielem Plaudern. Kurz und bündig sagte er ihm, daß, wenn er sich nicht fügen und Paris ohne Bedingung übergeben wolle, so würden seine Soldaten die Stadt mit Sturm nehmen und wie es dann gehe, das werde er zu erleben haben. Die erbitterten Soldaten würden dann vielleicht in Paris ebenso hausen, wie es die Franzosen in deutschen Städten gethan hätten.

Davoust mußte abreisen, ohne etwas ausgerichtet zu haben; der alte Haudegen nahm vor dem Verwüster von Hamburg kein Blatt vor den Mund.

Jeder Aufschub war für die Pariser gefährlich, deßhalb sandten sie noch einmal Abgeordnete an Blücher und Wellington. Die Stadt wollten sie übergeben aber sie hatten doch noch allerlei Klauseln und Bedingungen. So z. B. wollten sie mit Einquartierung verschont bleiben, ihre Museen sollten nicht angetastet werden, die Armee sich nicht über die Loire zurückziehen.

Blücher saß in einem Lehnstuhle und dampfte seine Pfeife, während ein Dollmetscher ihm die Forderungen

der Deputation übersetzte. Lange hatte er zugehört; jetzt aber schwoll ihm die Zornader, er sprang auf und rief, die Feindseligkeiten würden sogleich wieder beginnen, wenn seine Forderung, die Stadt bedingungslos zu übergeben, nicht sogleich angenommen würde. Die Franzosen, sprach er, haben lange genug in Berlin logirt, und jetzt soll kein Preuße von hier zurückkehren, ohne sagen zu können, daß ihn die Pariser gut bewirthet haben.

Was die Museen betraf, so sagte er ihnen gerade heraus, es solle diesmal nicht so gehen, wie bei seiner ersten Anwesenheit in Paris; die Franzosen sollten Alles herausgeben, was sie seit zwanzig Jahren zusammengeraubt hätten.

Als sie noch weitere Einwendungen machen wollten, befahl er ihnen, zu schweigen. Dabei blieb's. Blücher wollte es nun einmal nicht anders, obschon Wellington geneigt war, ihren Bitten zu willfahren.

Am 6. Juli machten die Verbündeten bekannt, daß Ludwig XVIII. am nächsten Tage wieder in die Hauptstadt einziehen werde. Schon am 7. rückten die preußischen Corps ein und schlugen ihre Bivouaks im Garten der Tuilerien, im Luxemburger Palaste, auf den Caroussel-, dem Vendome- und dem Victorienplatze auf.

Da löste sich die Regierungscommission auf, aber im Hause der Abgeordneten entstand ein gewaltiges Geschrei, sie wollten sich den Bourbonen-König nicht gefallen lassen. Als sie aber am folgenden Morgen kamen, um weiter zu tagen, fanden sie den Sitzungssaal

verschlossen und mit Wachen umstellt. Es blieb ihnen nichts anders übrig, als nach Hause zu gehen und sich zu fügen.

Am 8. Juli zog Ludwig wieder in Paris ein; es war Nachmittags um 3 Uhr. Seine gefährlichsten Gegner hatten sich aus dem Staube gemacht. Am folgenden Tage brachte er in der Metropolitankirche mit feierlichem Pompe ein Dankopfer für seine glückliche Rückkehr; die Pariser aber verharrten in dumpfem Schweigen, denn sie wußten noch nicht, was ihnen die nächsten Tage bringen würden. Einstweilen machten sich's die Preußen bequem in der großen Hauptstadt und forderten mit deutscher Gradheit, um was sie bei ihrer ersten Anwesenheit höflichst gebeten hatten. Da half kein Murren und Beschweren; es wurde ihnen deutlich genug bewiesen, daß sie es früher in preußischen Städten noch zehnmal ärger gemacht hätten.

Die Franzosen haben sich von jeher für das auserlesene Volk der Erde gehalten; es kam ihnen deßhalb geradezu unmöglich vor, daß sie in einer solchen Weise behandelt wurden, und es gab ihrer genug, welche sich zusammenrotteten und fluchten. Aber auf allen Plätzen, an den Brücken und in den Straßen standen preußische Kanonen und daneben Kanoniere mit brennenden Lunten. Vor solchen Anstalten mußte der Zorn schweigen. Schwanzwedeln und Freundschaftlichthun half auch nicht, der alte Blücher konnte solchen Krimskrams erst recht nicht leiden.

Als er erfuhr, die Pariser hätten zum Andenken an ihren Sieg bei Jena eine prächtige Brücke über die

Seine gebaut und sie Pont de Jena getauft, da blitzte er auf und gab Befehl, dieselbe in die Luft zu sprengen. Da baten die Pariser in den rührendsten Ausdrücken, das Kunstwerk zu schonen. Graf Golz, ehemals sein Adjutant, bat ebenfalls in des Fürsten Talleyrand Namen. Blücher schrieb ihm: Ich habe beschlossen, daß die Brücke gesprengt werden soll, und kann Ew. Hochgeboren nicht verhehlen, daß es mir recht lieb sein würde, wenn Herr von Talleyrand sich vorher daraufsetzte, welches ich Ew. Hochgeboren bitte, ihn wissen zu lassen.

Die Sprengung würde auch richtig vor sich gegangen sein, wenn der König von Preußen sie nicht verhindert hätte.

XXXII.

Napoleons Fluchtversuch und Gefangennehmung. Abführung nach St. Helena.

Nun Ade, mein Vaterhaus,
Alte Träume sind nun aus;
Die Trompeten schmettern
Nach den Schlachtenwettern.
F. A. Muth.

Am 10. Juli zogen die verbündeten Monarchen in Paris ein und nun begannen die Friedensunterhandlungen. Doch sehen wir zuerst, was aus Napoleon geworden. Als er sah, daß Alles verloren war, wollte er nach Amerika zu entkommen suchen, wahrscheinlich nur in der Absicht, von dort aus bei günstiger Gelegenheit noch einmal den Schild zu erheben. Am

3. Juli kam er in Rochefort an, wo bereits Anstalten getroffen waren, ihn an Bord einer Flotille zu nehmen, die ihn nach Amerika bringen sollte. Aber die Engländer hatten mit ihren Schiffen bereits die Küsten besetzt, um seinem Entkommen vorzubeugen. Die Befehlshaber derselben hatten den Befehl, jedes verdächtige Fahrzeug festzuhalten, auf's Genaueste zu durchsuchen und, im Falle sie den Flüchtling fänden, ihn als Kriegsgefangenen nach England zu bringen.

In der Umgebung des Kaisers wurden allerlei Vorschläge gemacht, wie er seine Flucht bewerkstelligen könne. Zuerst kam man auf den Gedanken, ihn mit einem Sardellenboote durch die kreuzenden Schiffe der Engländer zu schmuggeln, und als sich dieser Plan unausführbar bewies, wollte man ihn in einem Fasse verbergen, das in einem Schiffe versteckt werden sollte. Genauere Ueberlegung stellte auch diesen Plan als haltlos dar. Ueberhaupt standen die Sachen jetzt so, daß jeder Fluchtversuch, in welcher Form er auch immer stattfinden mochte, scheitern mußte. Es blieb ihm also nichts übrig, als sich an die Engländer zu übergeben.

Am 10. Juli, demselben Tage, an welchem die Monarchen in Paris einzogen, sandte er den General Savary und Las Cases zu dem Kapitän Friedrich Maitland, dem Befehlshaber des Bellerophon, um die Erlaubniß zu erwirken, daß er ungehindert nach Amerika abreise. Maitland antwortete ihnen, daß er jedes Schiff anhalten würde, welches den Versuch mache, Rochefort zu verlassen. Vergebens erschöpften sie sich in Beweisen, daß Napoleon noch ein freier Mann sei,

den man nicht zum Bleiben zwingen könne; der Kapitän blieb standhaft.

Als sie nichts ausrichten konnten entfernten sie sich; doch kam Las Cases am 14. wieder; diesmal begleitete ihn der General Graf L'Allemand. Die Vorschläge wurden erneuert, fanden aber auch jetzt kein Gehör. Doch erbot sich Kapitän Maitland, ihn an Bord des Bellerophon zu nehmen und nach England zu führen, wo er dann abzuwarten habe, was über seinen Aufenthalt bestimmt werde.

Napoleon, für den es nun keinen andern Ausweg mehr gab, ging darauf ein; ehe er den Bourbons ausgeliefert werde, wollte er sich lieber in die Arme Englands werfen.

Am 15. Juli, bald nach Tagesanbruch, kam ein Boot aus dem Hafen gelaufen und steuerte auf den Bellerophon zu; es hatte den Kaiser geladen, der sich mit seinem Gefolge an Bord begab, um sein schönes Frankreich für immer zu verlassen. Die Generäle Bertrand, Savary, L'Allemand, Montholon und der Graf Las Cases begleiteten ihn. Bertrand und Montholon hatten ihre Frauen bei sich, ersterer drei und letzterer vier Kinder. Las Cases Sohn begleitete den Kaiser als Page. Hierzu kamen noch 9 Offiziere und 39 Bedienten.

Er wurde an Bord des Bellerophon ehrfurchtsvoll, aber ohne Ceremonien empfangen. Als Kapitän Maitland ihm auf dem Hinterdecke entgegentrat, nahm der Kaiser seinen Hut ab und sprach mit fester Stimme: „Ich komme, mich unter den Schutz Ihres Prinzen und Ihrer Gesetze zu stellen.“

Sein Unglück sah man ihm nicht an, er war heiter und aufgelegt, und verstand es, seine Umgebung durch schmeichelhafte Aeußerungen für sich zu gewinnen. Auf der ganzen Ueberfahrt war er heiter und nichts in seinem Benehmen erinnerte daran, daß er so eben zum zweitenmale Krone und Reich verloren hatte.

Als das Schiff in Torbay ankam, erhielt es Befehl, in den Sund von Plymouth einzulaufen. Man brachte Zeitungen an Bord, deren Inhalt ihn in Bestürzung versetzte, denn alle enthielten sie die Nachricht, man werde den Kaiser nach St. Helena verbannen.

Am 31. wurden die Gerüchte zur Gewißheit, denn er erhielt die offizielle briefliche Mittheilung, daß er nach jener Insel gebracht werden sollte. Er hörte die Vorlesung des Briefes ruhig an, dann aber protestirte er feierlich und erklärte zu verschiedenen Malen, daß er lieber sterben als dorthin gehen werde. Aber alle Vorstellungen, selbst die offen ausgesprochene Absicht, sich zu entleiben, fruchteten nichts; er wurde nach dem einsamen Eilande im weiten Ocean abgeführt.

XXXIII.

1. Die Alliirten besetzen die Hälfte Frankreichs. Rücksendung der geraubten Kunstschätze.

Heut noch sind wir fröhlich hier,
Morgen, morgen wandern wir,
Alte Fahnen fliegen,
Gott mit uns zum Siegen!

F. A. Muth.

Die Franzosen hatten sich geschmeichelt, die Preußen und die Engländer würden nun rasch abziehen und

sie der Last einer fernern Einquartirung überheben. Das war ein Irrthum. Im Gegentheile, die unzähligen Schaaren der Verbündeten, welche bei der Schlacht von Waterloo oder Belle Alliance den französischen Boden noch nicht erreicht hatten, rückten alle nach, um das Land militärisch zu besetzen. Es war dieses durchaus nöthig, um einen dauerhaften Frieden zu wege zu bringen. Außerdem war ganz Frankreich in einer fast ebenso fieberhaften Bewegung wie zur Zeit der Revolution; in verschiedenen Provinzen wütheten die Partheien noch gegeneinander und das Volk hielt sich noch bewaffnet, um sich an den Alliirten zu rächen, wenn sich die Gelegenheit dazu bieten sollte.

Da kamen die Verbündeten überein, mit ihren Truppen die eine Hälfte Frankreichs zu besetzen, bis die Sicherheit des Friedens erlangt sei, die andere Hälfte aber dem Könige Ludwig zu überliefern.

Blücher hätte die Franzosen wahrlich so zu Paaren getrieben, das ihnen für alle Zukunft die Lust zu Feindseligkeiten gegen Deutschland vergangen wäre; aber es hing nicht von ihm allein ab, die Monarchen hatten das gewichtigste Wort zu sprechen und diese verfuhren noch immer allzusäuberlich mit den Feinden. Gleichwohl setzte Blücher Manches durch, was ohne ihn nicht geschehen wäre. Dahin rechnen wir in erster Linie die Rückerstattung der geraubten Kunstwerke. Seitdem die französische Revolution sich über die Nachbarländer verbreitet, hatten die Franzosen in allen Städten, wohin sie kamen, die hervorragenden Kunst-

werke gestohlen und nach Paris geführt, wo sie im Museum als stolze Siegeszeichen ausgestellt waren.

Die Völker verlangten ihr Eigenthum zurück und Blücher sorgte dafür, daß sie es erhielten. Englische und preußische Wachen standen am Eingange und hatten sorgsam Acht, daß nichts verschleppt wurde. Aus allen Ländern kamen Abgesandte, um ihre Schätze in Empfang zu nehmen. Die Franzosen suchten zwar zu verheimlichen und zu verstecken, was sie konnten; aber die Augen der Commissarien waren scharf und sie entdeckten zuletzt doch, was ihnen gehörte. Alle Landstraßen wimmelten von Fuhrwerken, welche das geraubte Gut in die Heimath trugen und dort war bei der Ankunft großer Jubel und unnennbare Freude.

Sonderbarer Weise waren die Franzosen des Glaubens, es geschehe ihnen großes Unrecht. Sie sahen nicht einmal die Jedermann bekannte Pflicht ein, daß ein ehrlicher Mann kein geraubtes Gut behalten darf. Erst zischelten sie im Geheimen, dann sprachen sie laut von Barbarei, rotteten sich in hellen Haufen zusammen und durchzogen schreiend die Straßen.

Da machte Blücher kurzen Prozeß; er ließ Kanonen auffahren und stellte Kanoniere mit brennenden Lunten dahinter. Jetzt mußten sie sich wohl beruhigen.

Wie es in Frankreich noch drunter und drüber ging; wie sich die Partheien zerfleischten, das kann hier nicht geschildert werden; es würde ein besonderes Buch erfordern. Wir eilen deßhalb zum Schlusse. Am 30. November 1815 kam endlich ein Friedensvertrag

zu Stande, nach welchem die Franzosen an die Alliirten Mächte 700 Millionen Franken Kriegssteuern zu bezahlen und bis zur Abtragung dieser Summe 150,000 Mann Besatzungstruppen zu unterhalten hatten.

Das war allerdings eine schwer zu verschluckende Pille für das stolze Volk, aber es blieb doch noch immer eine milde Maßregel im Vergleiche zu den Unbilden, die sie den bezwungenen Völkern zugefügt.

Der Krieg war zu Ende, die Völker kehrten heim, um sich am häuslichen Herde des Friedens zu erfreuen und neu aufzubauen, was ein zwanzigjähriger Krieg mit eisernen Fußtritten zerstört hatte.

Napoleon aber, dieser gewaltige Riesengeist, welcher Europa von einem Ende bis zum andern erschüttert und in Blut getaucht hatte, lebte auf seiner einsamen Insel nur noch 6 Jahre. Unter Trauerweiden schlief der unruhige Mann, von einem einfachen Stein bedeckt. Nur die Wogen des Oceans umfingen seine Grabstätte mit Sturmliedern.

In der neuern Zeit hat sein Volk die geliebte Leiche heimgeführt und ihm in seiner Hauptstadt ein ehrenvolles Grab gegeben.

Inhalts-Verzeichniss.

Seite

Erstes Buch.

Zweites Buch.

Drittes Buch.

Viertes Buch.





